



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

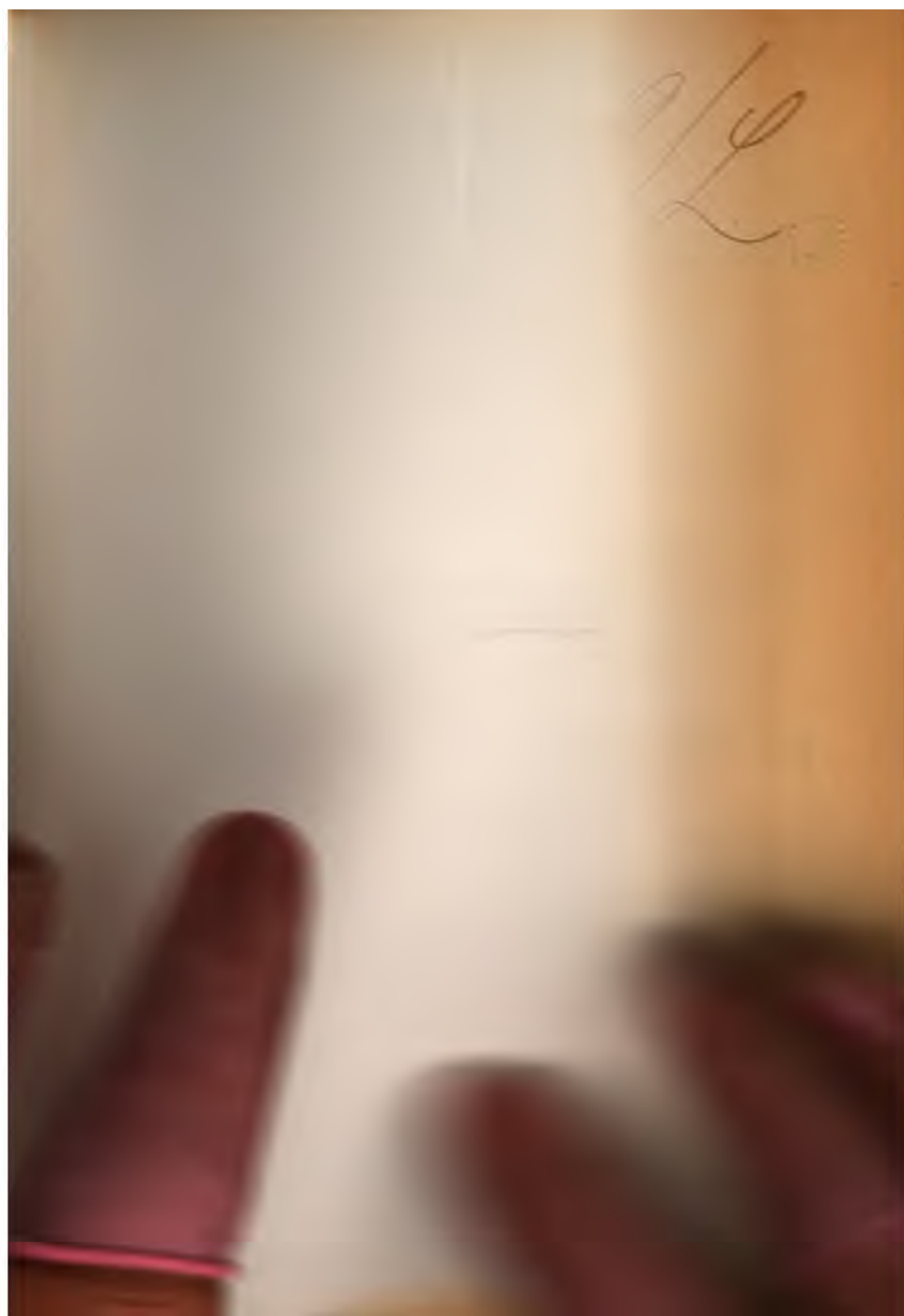
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

DB116

U4





79/0

Die
Länder Österreich - Ungarns
in Wort und Bild.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. Friedrich Amlauf.

Erster Band.

Das Erzherzogthum Österreich unter der Enns.

Geschildert von **Prof. Dr. Fr. Amlauf.**

Zweite, revidierte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde.



Wien, 1894.
Verlag von Carl Graeser.
I. Akademiestraße 2b.



Lichtdruck J. Löwy, Wien.

Vervielfältigung vorbehalten.

Verlag von O. Graeser, Wien.

ANSICHT VON WIEN.

(Nach dem Originalgemälde von ANTON HLAVACEK).

Das Erzherzogthum Österreich unter der Enns.

Geschildert

von

Prof. Dr. H. Umlauf.



Zweite, revidierte Auflage.

NOTE TO THE READER

The paper in this volume is brittle or the inner margins are extremely narrow.

We have bound or rebound the volume utilizing the best means possible.

PLEASE HANDLE WITH CARE

GENERAL BOOKBINDING CO., CHESTERLAND, OHIO



Lichtdruck J. Löwy, Wien.

Vervielfältigung vorbehalten.

Verlag von O. Gröner, Wien.

ANSICHT VON WIEN.

(Nach dem Originalgemälde von ANTON HAVACER).

Das Erzherzogthum
Österreich unter der Enns.

Geschildert

von

Prof. Dr. Fr. Umlauf.



Zweite, revidierte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde.



Wien, 1894.

von Carl Graeser.

Adamiestrasse 2b.

MEH



Lichtdruck J. Löwy, Wien.

Vervielfältigung vorbehalten.

ANSICHT VON WIEN.

(Nach dem Originalgemälde von ANTON HLAVACEK.)

Verlag von O. Graeser, Wien.



Das Erzherzogthum Österreich unter der Enns.

Geschilbert

von

Prof. Dr. R. Umlauf.



Zweite, revidierte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde.



Wien, 1894.

Verlag von Carl Graeser.

I. Akademiestraße 2b.

1158

Nieder-Österreich.

— Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt ihr dessen Gleichen schon gesehen?
Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Thälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die gold'ne Traube hängt
Und schwellend reist in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.

Grillparzer, König Ottokar's Glück und Ende, III. Act.

D 5 116

144

I. Das Land unter der Enns.

(Die Lage des Landes. — Seine Bodengestalt und Bewässerung. — Klima und Producte. — Die Bewohner, deren Thätigkeit und Charakter. — Übersicht der Geschichte Niederösterreichs.)



on den mächtigen Alpenhöhen an der steierischen Grenze in zahlreichen Bergzügen sich nordwärts senkend zum Donauthal, jenseits desselben in flacheren Hochlandschaften bis an die Markten Böhmens und Mährens sich erstreckend, im Osten gegen Ungarn als Tiefland sich ausdehnend, und in seiner ganzen Erstreckung zwischen Abend und Morgen vom stolzen Donaustrom durchschnitten — so liegt unser Heimatland Österreich unter der Enns inmitten der Gesamtmonarchie, die einzelnen Theile derselben verknüpfend durch seine physischen Verhältnisse, seine Lage und seine Geschichte. Geseignete Kornfluren, köstliche Nebengelände, saftige Matten und schattige Wälder, aber auch sandiges Heideland und kahle Felsreviere, hier im hohen Gebirge sichere Zufluchtswinkel des scheuen Wildes, dort vom Dampfwagen durchzeilte Thäler und Ebenen, Stätten regen Gewerbefleißes, und mitten inne die Welt- und Kaiserstadt Wien — aus solch wechselnden Bildern setzt sich unser geliebtes Niederösterreich zusammen.

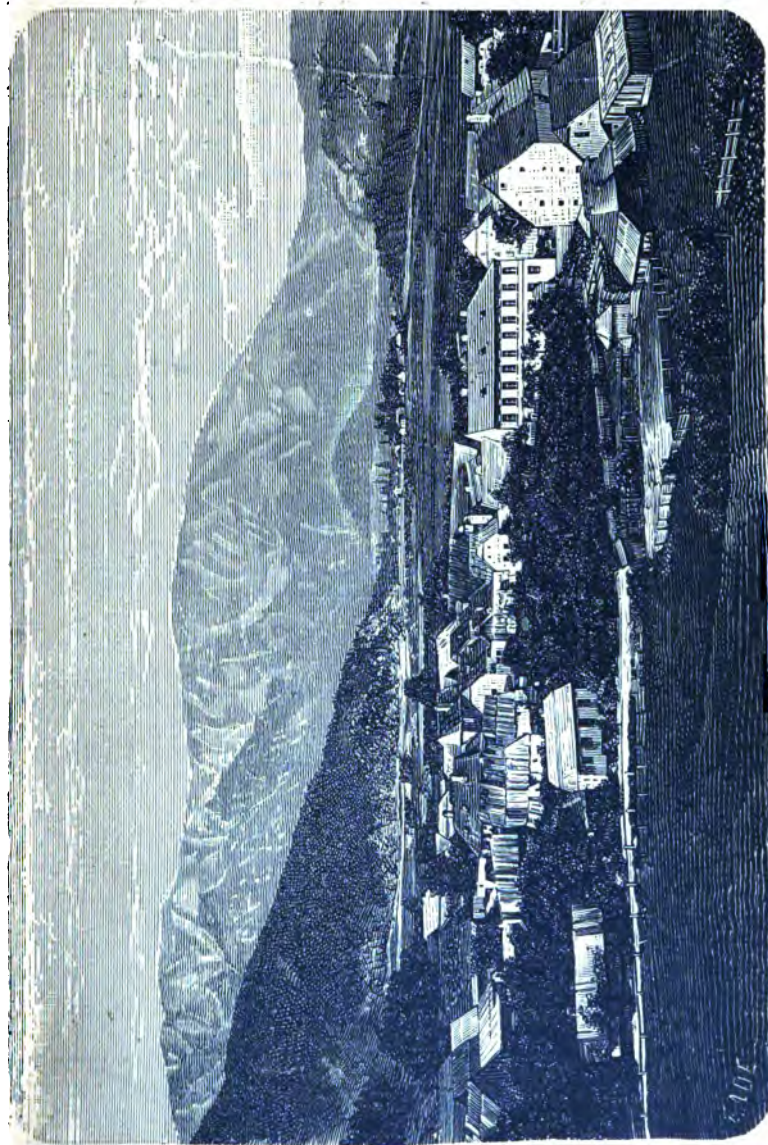
Die Donau theilt das Land unter der Enns in zwei nahezu gleich große Hälften, deren südliche zum größten Theile dem Alpengebiete, die nördliche vorwiegend dem böhmisch-mährischen Terrassenlande angehört. Den Osten beider Landeshälften aber nehmen Tiefebene ein. Da an der ungarischen Grenze auch die benachbarten Karpaten mit bescheidenen Vorhöhen hereinragen, so gehört Niederösterreich drei verschiedenen Gebirgssystemen an, welche im Vereine mit den ebenen Strecken den mannigfaltigen landschaftlichen Charakter des Erzherzogthums bestimmen.

Das Alpenland erfüllt den größten Theil des von der Enns im Westen, der Donau im Norden, dem Wiener Becken im Osten und der steierischen Grenze im Süden umschlossenen Gebietes. Nur an der Enns, Ybbs und Traisen breiten sich hier kleine Ebenen aus. Im äußersten Süd-

often ragt von Steiermark die Urgebirgszone der Alpen nach Niederösterreich herein, erfüllt aber mit ihren aus Grauwacke, Gneiß und Glimmerschiefer aufgebauten Höhen nur ein beschränktes Revier. Ihr gehört der flachgipfelige Wechsel (1738 m) an, welcher durch den Sattel des weltberühmten Semmering mit den niederösterreichischen Kalkalpen zusammenhängt, während seinen nordöstlichen Vorhöhen, der sogenannten „buckligen Welt“ und dem Kaiserwalde, in gleicher Richtung das reichbewaldete, wallartige Leithagebirge vorgelagert ist. Dieses, auf seinem niedrigen Kamm die ungarische Grenze tragend, zieht am rechten Ufer der Leitha hin und besteht aus Gneiß, an seinem Fuße aus Kalk. Jenseits des Leithaflusses hat dasselbe noch einige Vorhöhen bei Hainburg, die ihrer Form und Zusammenfassung nach gleichsam die Vorhut der Karpaten auf dem rechten Donau-Ufer bilden.

Die niederösterreichischen Kalkalpen dehnen sich nordwärts bis zur Donau, im Westen setzt ihnen die Enns eine Grenze. Am höchsten steigen sie in dem nördlich vom Semmering gelegenen dreigipfeligen Schneeberg (2075 m) empor, zugleich der höchsten Erhebung des ganzen Landes. Zwar erreicht er die Schneeregion nicht, doch bergen seine Schluchten und Mulden bis tief in den Sommer hinein größere Schneemassen, und herrlich ist die weite Fernsicht, welche sich von diesem stolzen „Ostcap der Alpen“ darbietet. Nur gegen Südwest ist sein Horizont nahe begrenzt, denn dort erhebt sich, durch die romantisch schöne Enge des Schwarzathales von ihm getrennt, die nicht viel niedrigere massige Kaxalpe (2009 m), deren höchster Gipfel jedoch schon im Steierischen liegt. Geringeren Antheil hat Niederösterreich an dem durch das Kaxwaldthal von der Kax geschiedenen Massiv der Schneéalpe, das nur einige Ausläufer in unser Heimatland vorschiebt. Westwärts folgen nun als die bedeutendsten Erhebungen, entweder nahe der steierischen Grenze oder von ihr selbst überschritten, der Gippel, der Göller (1761 m), der westlichste von den drei Zellerhüten (die beiden anderen sind steierisch), der Dürrenstein (1877 m), der Hochtor und an der Dreiländermarke Nieder- und Oberösterreichs und Steiermarks — am Ennsdurchbruche bei Altenmarkt — die felsige Boralpe (1726 m). Nördlicher als diese Höhen erhebt sich zwischen der Ybbs und Erlaf der imposante, von Nord und Süd steil emporragende Felsrücken des Ötcher (1892 m), an dessen merkwürdige Windlöcher und Höhlen sich eine Menge von Volksagen knüpft. Seine vorgeschobene Lage macht ihn zu einer wahren Landesmarke und die ausgezeichnete Fernsicht von seinem Gipfel zu einem vielbesuchten Lieblingspunkt der Touristen.

Steigt auch das ganze Gebiet der hohen Kalkalpen Niederösterreichs nirgendso bis zur Schneeregion empor, so bietet es doch des Schönen und Großartigen genug in den steil aufstrebenden, kahlen Wänden, eng eingeschlossenen, oft kesselförmigen Thälern, wilden Schluchten und trümmer-



Buchberg und der Schneberg.

bedeckten Felsrevieren. Die tieferen Gehänge umkleidet dichter Wald, der mit ansteigender Höhe immer schütterer wird, bis ihn das am Boden hinkriechende Krummholz, der letzte Repräsentant des Baumwuchses, ablöst. Die felsigen Gipfel zeigten häufig Plateauform und tragen oft ausgedehnte Weidestlächen, welche der Almwirtschaft zugute kommen.

An diese hohen Kalkalpen schließt sich nach Norden hin eine doppelte Kette von Boralpen an, in denen die an Versteinerungen reichen Gebilde einer Kalk- und Sandsteinformation vorherrschen, welche jünger ist als die des hohen Gebirges. Niedriger als dieses und im allgemeinen von abgerundeten Formen, waldb- und wasserreich, steigen die Boralpen doch vielfach noch in steilen Felsentwänden empor, zwischen denen enge Schluchten tief eingerissen sind, und in ihrem höchsten Gipfel, der Lilienfelder Hoch- oder Reissalm (1398 m), an der oberen Traisen, streifen sie schon an die Krummholzregion. Fast ebenso hoch ist der Sulzberg im südlichen Theile des Traisengebirges, welches im Sattel des Annaberges von der vielbetretenen Mariazeller-Straße überschritten wird. Östlich von der Reissalm erhebt sich aus hoher, bewaldeter Platte die steile Scheide des Unterberges. Am unwegsamsten ist das Waldgebirge zu beiden Seiten der großen Erlaf, eine pfadlose Wildnis, in welcher die Cultur noch wenig Raum gefunden hat.

Im Norden der Boralpenregion folgt gegen die Donau hin ein anmuthiges Hügelgelände, mitunter noch zu Bergshöhen sich erhebend, dessen Gesteinsmaterial wieder ein jüngerer Alter aufweist als jene und das von den kleinen Donauzuflüssen vielfach durchbrochen und in viele abgetrennte Höheninseln aufgelöst ist. Den Ostsaum dieses niedrigeren Landes begleitet aber ein ansehnlicher, zusammenhängender Höhenzug, aus Sandstein und Kalk aufgebaut. Es ist der schöne Wienerwald, den die zur Traisen fließende Gölser und die Triefsting von der Kette der Boralpen scheiden. Reich an Wäldern und Wiesen, gipfelt er am höchsten in Schöpfung (893 m) an der Schwechatquelle. Vom Tulbingerkogel erstreckt sich ostwärts das kurze Kahlengebirge, das seine höchste Erhebung im Hermannskogel (542 m) hat und mit dem steil abfallenden, historisch so bedeutsamen Leopoldsberge hart an der Donau endet. Die Gehänge aller Berge des Wienerwaldes, welche gegen Osten zur Ebene des Wiener-Beckens sich senken, sind mit Weingärten bedeckt, denen häufig unmittelbar der Wald folgt. Die Berge der Kalkzone unterscheiden sich durch das häufigere Auftreten der Schwarzföhre und durch steilere Abhänge, häufig mit Felswänden, während diese im Sandsteingebirge des Wienerwaldes viel seltener sind.

Das Kahlengebirge, der uralte Mons Cetius, schied schon unter den Römern Noricum von Pannonien; in späteren Zeiten trennte der Wienerwald als natürliche Grenze zwischen dem Gebirgsland und Tiefland im Süden der Donau die beiden Viertel ober und unter dem Wienerwalde.

Grundverschieden von dem Charakter des alpinen Gebietes in Niederösterreich ist jener der auf dem linken Donau-Ufer gelegenen Nordhälfte des Landes. Ihre Erhebungen gehören durchgehends dem südlichsten Theile der böhmisch-mährischen Gebirgsgruppe an; von der Donau, dem Marchfelde und der Thaya im Süden, Osten und Norden begrenzt, erstreckt sich das Berg- und Hügel land der mährisch-österreichischen Terrasse westwärts bis zum Quellengebiet der Enns oder Sainitz. Die Gesteine sind fast ausnahmslos krystallinisch und vorherrschend tritt der Granit auf, woraus man schließen kann, daß das Land seit der Zeit der ersten Spuren organischen Lebens, vom Meere unbedeckt, ein Festland gewesen. Während der Abfall gegen die Marchebene sich allmählich abstuft, tritt das Gebirge südwärts mit steilen Gehängen bis hart an die Donau.

In seinem westlichen Theile gestaltet sich das ganze Hochland zu einer bergigen, von tiefen Thälrinnen durchschnittenen Hochfläche, in die sich der Weinsbergerwald, das Marchland, der Gföhlwald und die Wild theilen. Der höchste Punkt ist der Peilstein (1060 m), im Ostroing, der südlichen Fortsetzung des Weinsbergerwaldes. Ihm zunächst kommt der Michelberg bei Karlstift am Trifinium Böhmens, Nieder- und Oberösterreichs. Infolge des einförmigen Gebirgsbaues und der geringen Erhebung vermag unser Gebiet die großen Naturbilder wie die südliche Hälfte nicht zu bieten, es mangelt ihm die Erhabenheit der Alpenwelt. Wald bedeckt vielfach den in unbeträchtlichen Anschwellungen sich hebenden und wieder senkenden Boden; doch das saftige frische Grün der Thäler mildert oft den melancholischen Ausdruck der Waldgegenden, und überraschend ist die Fernsicht, durch welche sich die letzten Ausläufer des Gebirges an der Donau auszeichnen. Denn in der wundervollsten Aufeinanderfolge überblickt man von ihnen zunächst den majestätischen Strom, und von seinem Ufer weg bis an den Rand des Hochgebirges hinein zahlreiche, durch kleinere Höhenrücken getrennte Ebenen und Thalböden mit dem farbenreichen Wechsel von Wiese, Feld und Wald und dem belebenden Schmuck ihrer vielen Städte, Dörfer und Schlösser. Darüber baut sich dann das Gebirge auf in immer höheren Stufen, bis zu seinen Hochklümpen auf steierischem Boden.

Durch den Kamp vom Gföhlwald geschieden liegt der die tiefere Hornet. Mulde im Osten begrenzende Manhartsberg (536 m), welcher nur im Süden als ein zusammenhängendes Gebirge sich darstellt, im nördlichen Theile aber von vielen Bächen durchbrochen wird. An seiner Ostseite finst das Terrain rasch und verleiht so den östlichen Gegenden die Gestalt eines welligen Hügellandes, das schließlich in das Tiefland des Marchfeldes übergeht. Der verschiedene Charakter des Granitgebietes im Westen und im Osten des Manhartsberges rechtfertigt es, daß dieser in der nordwärts von der Donau gelegenen Landeshälfte ebenso wie der Wienerwald im Süden als Grenze angenommen wurde, um die beiden Viertel ober und

unter dem Manhartsberge von einander zu scheiden. Die letzten südböhmischen Gebirgsausläufer enden mit dem Bisamberge vor Wien, gegenüber dem Rahlengebirge, zu welchem er auch als eine durch die Donau abgegrenzte Sandsteinhöhe eigentlich gehört.

Das Hauptthal Niederösterreichs ist das der Donau, welches zwischen Engen, Weitungen und größeren Becken wechselt. Im niedrigen Hügel- und Berglande, nordwärts von der Donau, sind die Thäler in der Regel breit, mit sanfter Steigung und ohne viele Krümmungen. Im größten Theile des granitischen Hochlandes ist von solcher Thalbildung keine Rede, es fehlt wenigstens eine breitere Thalsole, und so gibt es dort Thäler nur ausnahmsweise, desto mehr Gräben, Schluchten und Klammen. Gehen wir auf das rechte Donau-Ufer über, so finden wir im Hügellande die größeren Thäler zu kleinen Ebenen entwickelt: im höheren Berglande zeigt sich schon Beckenbildung, jedoch nur im kleinsten Maße, weil der Lauf der Flüsse nur kurz ist. Geringe Weitungen und Verengerungen wechseln ab, bis die Flüsse in das flache Land treten. Zwischen den Widerlagen der Hochgebirgsmassen gibt es nur Schluchten für Wildbäche und überhaupt sind Bergkessel von größerer Weite selten.

Ausgebreitete Ebenen besitzt unser Land nur zwei, die beide von der Donau quer durchschnitten werden. Unterhalb des Durchbruches dieses Stromes durch das Schiefergebirge zwischen Meis und Mautern betritt die inselreiche Donau das kleine Tullner- oder Kremser-Becken, welches sich von Stein bis Korneuburg erstreckt. Das rechte Ufer heißt der Tullner-Boden oder das Tullner-Feld, das linke der Wagram (Wagrain). Die Ebene ist überall fruchtbar, besonders rechts von der Donau, aber hier stellenweise versumpft. Wohl sieben bis achtmal so groß als das Tullner-Becken ist das unterhalb des Rahlengebirges und des Bisamberges beginnende Wiener-Becken, in dessen Mitte die Reichshauptstadt liegt und das sich nach Osten bis an das Leithagebirge und die kleinen Karpaten ausdehnt. Bis zur Donau-Regulierung der Jahre 1869 bis 1875 war der Strom auch hier wie im oberen Becken in mehrere Arme gespalten und bildete zahlreiche Werder, Auen genannt. Diese, meist sehr fruchtbar und größtentheils mit üppigen Laubwäldungen bewachsen, sind bis auf die große Insel, welche die Wiener Leopoldstadt und den Prater trägt, durch die gebachte Stromregulierung verschwunden oder landfest geworden. Der südliche Theil der Ebene breitet sich zwischen den Vorhöhen des Wienerwaldes im Westen und dem Leithagebirge im Osten in Gestalt eines Dreiecks aus, das die Donau zur Basis hat und dessen zwei Seiten vom Fuße des Leopoldsberges bei Wien und von Hainburg aus in Gloggnitz am Fuße des Semmerings zusammenlaufen. Wie das nördliche Gebiet des Wiener-Beckens war auch dieser Theil einst meerbedeckt und marine Ablagerungen bilden zumeist seinen Boden, der, stellenweise sehr steinig oder

auch sumpfig, deshalb der Bodencultur nur mühsame Ausbeute gewährt. Trotzdem ist er dicht bewohnt, denn die Wasserkraft der Flüsse hat die Industrie gefördert, deren großartige Etablissements hier zahlreicher sind, als anderswo im Lande. Er enthält eine Reihe von Hügeln, die sich unmittelbar am rechten Stromufer aufgedämmt haben, wie der Wienerberg, die Türkenschanze, der Laaerberg, die Schwabacher-Hügel, der Glenderwald u. a. Dies Gebiet, von der Schwedat mit der Triefling, der Fiska mit der Piesling und der Leitha durchflossen, führt im Volksmunde in einzelnen Theilen verschiedene Namen; so heißt die Ebene unterhalb Wiens die Simmeringer-Heide, weiter aufwärts an der Triefling liegt die Minkendorfer-Heide, nördlich von Wiener-Neustadt, an der Piesling, die Neustädter-Heide, endlich südlich davon das mit Nähe cultivierte Steinfeld, wo ausgebehnte Föhrenpflanzungen eine fruchtbare Bodenschicht schaffen sollen. Im Norden der Donau führt das von der unteren March durchschnitten einörmige Gebiet den Namen Marchfeld. Ohne Hügelwellen und nur spärlich mit Wald bestanden, ist es häufig Überschwemmungen der Donau und March ausgesetzt und gleicht in solchen Zeiten einem weiten seichten See. In einzelnen Theilen sehr fruchtbar, bietet es anderwärts, von Sumpf- und Fluglandstreden unterbrochen, dabei im allgemeinen dürftig bewässert, doch nicht Ackerlands genug, um eine dichte Bevölkerung zu ernähren, weshalb die Ortschaften weit auseinander liegen.

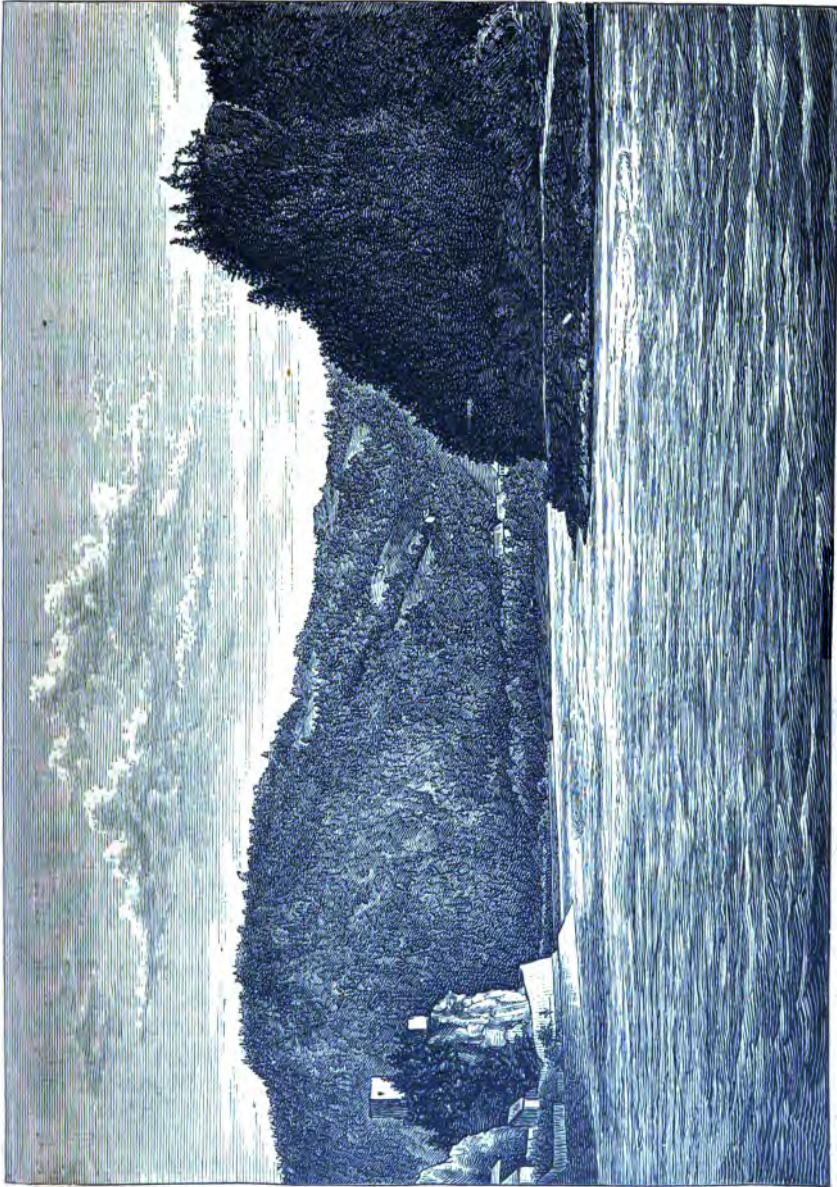
Von sehr geringer Ausdehnung sind die Ebene an der Enns, das Ybbsfeld an der Ybbs von Amstetten bis zu ihrer Mündung und das Steinfeld bei St. Pölten an der Traisen. Diese mitgerechnet nimmt das ganze ebene Land in Niederösterreich nicht ein Viertel des Gesamt-Areals ein.

Das in seiner Bodengestalt so mannigfaltige Land unter der Enns ist, wie wir wissen, ein Donauland. Alle Gewässer Niederösterreichs mit Ausnahme einiger unbedeutenden Bäche im Nordwesten, die durch die Lainsitz, den Oberlauf der Lainsitz, zur Moldau und Elbe abfließen, gehören dem Gebiete der Donau an. Diese ist nicht mehr jung, wenn sie die Marken unseres Heimatlandes erreicht. Im Schwarzwald geboren, hat sie bereits Baden, Hohenzollern, Württemberg, Bayern und Oberösterreich durchmessen, bei Passau ihren Oberlauf beendet und ist durch zahlreiche Nebenflüsse geschwellt worden, da sie Niederösterreichs Boden betritt. An der Ennsmündung wird der mächtige Strom zuerst mit dem rechten Ufer, bei Sarningstein, unterhalb Struden, auch mit dem linken Ufer niederösterreichisch und wälzt nun seine Fluten in einer Länge von 255 km und mit starkem Gefälle von West nach Ost durch das ganze Land, das er in zwei Hälften theilt. Von der Mündung der Enns bis Ardagger ist das Thal der Donau breit, der Strom wiederholt in Arme gespalten und seichter. Bei Ardagger aber tritt er in ein enges Felsenrinnthal, das sich bis Persenbeug erstreckt und einst durch den Strudel und Wirbel berüchtigt war.

Am Ybbs-Delta angelangt, wird er durch die Felsenhöhen des rechten Ufers zu einem starken Bogen gezwungen und gewinnt erst vor Warbach seine frühere Richtung wieder. Doch nicht auf lange, denn nach den geringen Thalweitungen an der Mündung der Erlaf, Moll und Vielach folgt ein neuer enger Felsendurchbruch in nordöstlicher Richtung, der erst bei Stein endet. Es ist die an landschaftlichen Reizen so reiche Wachau. Nach ihrer Ankunft bei Stein ist die Donau bereits in der Mitte Niederösterreichs angelangt, sie hat in diesem Kronlande ihren pittoresken Gebirgslauf beendet und tritt nun zum ersten Mal in ein größeres Becken, das Tullner-Becken ein, das sie in direct östlicher Richtung durchmisst. Der hier so ausgebreitete, mit zahlreichen Werbern besetzte Strom durchbricht am Ostenbe des Beckens zwischen dem Rahlengebirge und dem Bisamberge die Sandsteinzone der Alpen, um in das Wiener-Becken zu gelangen. Zunächst nach Südost, dann ost- und nordostwärts fließend, beschreibt hier die Donau einen mächtigen Bogen bis zur Marchmündung an Ungarns Grenze. Durch die große Stromregulierung wurde ihr auf der Strecke von Rußdorf bis Fischamend ein neues regelmäßiges Bett aufgezwungen, in Folge dessen auch, wie bereits erwähnt, alle Inseln, bis auf eine, verschwanden. Der untere Theil bis Hainburg ist aber noch reich an Werbern.

Veranlassung zur Regulierung bot ebensowohl die durch das in Arme gespaltene leichte Stromwasser gehemmte Schifffahrt, als die jährlich wiederkehrende Überschwemmungsgefahr für Wien. Letztere trat mit jedem bedeutenden Hochwasser, namentlich bei Eisgängen, ein und zahllos fast sind die Berichte über große Ueberschwemmungen, welche vom Mittelalter bis zum Jahre 1861 reichen. Solche Hochwasserfluten haben nahezu den ganzen südlichen Boden des Marchfeldes durchfurcht, so daß stundentweit ins Land hinein Spuren der alten Flussbetten zu finden sind. Bekannt ist die Zertheilung Neuburgs in ein Neuburg klosterhalben (Klosterneuburg) und markt- halben (Korneuburg); verschwunden sind so viele Orte, deren Namen die Geschichte uns aufbewahrt hat, und manche Sumpfstelle des Marchfeldes zeugt von den Auswaschungen einstiger Übersflutung. Noch im Jahre 1830 rasterten die Eisschollen das tief gelegene Rimmerleinsdorf völlig, worauf dasselbe unter dem Namen Franzensdorf auf einer höheren Stelle wieder erbaut wurde. Die alten Namen der Wiener Vorstädte Rossau (oberer Wöhr), Leopoldstadt (unterer Wöhr), der Spittelau zc. deuten an, daß die Donau einst der Stadt näher floss, und an dem vor etwa sechs Jahrzehnten abgebrochenen alten Thurm des Passauerhofes am Salzgras waren die Ringe zu sehen, die einst zur Befestigung der Fischernachen gedient hatten.

Der Strom verläßt das Wiener-Becken und damit Niederösterreich wieder durch eine Felsenenge, indem er bei Hainburg die kleinen Karpaten durchbricht und durch die Porta hungarica (ungarische Pforte) bei Theben sich nach Ungarn wendet. Aber erst nach langem Laufe, auf dem er außer



Der Strudel.

den Ländern der ungarischen Krone auch Serbien, Bulgarien, die Walachei und das Südwestende Rußlands bewässert, empfängt den vielgespaltenen Strom der Schoß des Schwarzen Meeres. Für Niederösterreich ist die Donau die Hauptwasserstraße und wird mit Ruderschiffen von verschiedener Größe, wie mit Dampfern auf- und abwärts befahren; sie treibt aber auch eine große Anzahl von Schiffmühlen, die sich zumeist am linken Ufer im Viertel unter dem Manhartsberge befinden. Ihr Wasser, meist trüb, ist nur in filtriertem Zustande trinkbar; vor Vollendung der neuen Wasserleitung hat Wien Donauwasser getrunken. Endlich wäre des einst so großen Fischreichthums zu gedenken, der aber in unseren Tagen außerordentlich abgenommen hat.

Unter den zahlreichen Nebenflüssen der Donau in unserem Heimatlande sind nur die Grenzflüsse Enns, March und Leitha von einiger Bedeutung. Schiffbar sind bloß die Enns und die March, werden aber nur flussabwärts mit Flößen und Ruderschiffen befahren; auf der Ybbs gehen auch große Holzflöße thalabwärts. Die übrigen Gewässer sind für die Holztriftung von Wichtigkeit und dienen als Triebkräfte von Mühlen, Hämmern und Fabriken verschiedenen Industriezweigen.

Die Enns gehört erst von der Mündung des Rammingbaches mit dem rechten Ufer unserem Kronlande an, welches sie von Oberösterreich scheidet. Bleiben wir auf dem rechten Donau-Ufer, so erreichen wir zunächst flussabwärts die Ybbs (oder Yps); sie entspringt aus dem schwarzen und weißen Disbach an den Fellerhütten und nähert sich in vielfach gewundenem Laufe der Donau, welche sie bei Ybbs aufnimmt. Kürzer ist die Erlaf, obwohl der directe Abstand zwischen Quelle und Mündung bei beiden Flüssen fast gleich; denn sie macht viel weniger Windungen. Sie entsteht durch die Vereinigung der großen und kleinen Erlaf, deren erstere aus dem Erlassee an der steierisch-niederösterreichischen Grenze kommt; in diese ergießt sich die durch ihren schönen Wasserfall berühmte Lassing. Auf die kleine Melk folgt die ihr nachbarlich mündende Pielach, welche von ihrer Quelle im Nordosten des Ötztals in einem großen Bogen der Donau sich zuwendet. Einer der verheerendsten Flüsse Niederösterreichs ist die Traisen, welche aus der Unrecht-Traisen und der Türnitzer-Traisen im Traisengebirge entspringt, rechts die Gölßen aufnimmt und unterhalb Traismauer mündet.

Von der Ostseite des Wienerwaldes empfängt die Donau die Wien und die Schwwechat. Erstere, ein unbedeutendes Flüsschen, kommt vom Kaiserbrunnberg, fließt durch die südlichen Bezirke Wiens und vereinigt sich daselbst mit dem Donau-Canale. Da ihr in der heißen Jahreszeit spärliches Wasser durch große Mengen von Abfallstoffen gesundheitschädlich wird, bei heftigen Regengüssen jedoch sehr anschwillt und starke Verheerungen anstellt, sind schon wiederholt Vorschläge aufgetaucht, den Fluß entweder schiffbar zu machen oder derart zu verlegen, daß er Wien selbst nicht mehr

berühre, oder endlich zu übertöbten; zur Ausführung kam aber noch keiner. Die Schwechat, welche auch schon oft verheerend aufgetreten ist, entspringt am Schöpfel, nimmt bei Althau rechts die stärkere Triesling auf und mündet bei Kaiser-Ebersdorf unterhalb Wiens.

Den östlichen Gefängen der Vor- und Hochalpen entströmen ebenfalls zwei Donauzuflüsse. Die auf dem Neustädter Steinfelde entspringende Fischa nimmt die aus den Boralpen kommende Piesting, aus der Steina- und Länga-Piesting und dem die „Ob“ durchfließenden Kalten Gang entstehend, welche länger und wasserreicher ist als sie, auf und ergießt sich unterhalb Fischamend in die Donau. Berühmt als der Grenzfluß Niederösterreichs gegen Ungarn, welcher zu den Benennungen Eis- und Transleithanien Veranlassung geboten, ist die Leitha, welche aus der Vereinigung der westlichen Schwarza (vom Unterberg) und der östlichen Pitten (vom Wechsel) unterhalb Pitten hervorgeht. Nach Nordosten fließend, bildet sie an zwei Stellen die Landesgrenze, tritt aber endlich ganz auf ungarisches Gebiet über und mündet, sich nach Südosten wendend, bei Ungarisch-Altenburg.

Außer den zuletzt genannten Flüssen — von der Wien bis zur Leitha — durchschneidet noch ein Gefleße, die einzige künstliche Wasserstraße Niederösterreichs, den südlich von der Donau gelegenen Theil des Wiener-Beckens. Es ist der Wiener-Neustädter Canal, welcher, in den Jahren 1797 bis 1803 vollendet, Wiener-Neustadt mit Wien schiffbar verbindet. Auf neun Aquäducten überseht er ebensoviele Neben- und Zuflüsse der Donau und trägt schmale, leichte Schiffe; seit Eröffnung der Südbahn wurde aber die Schifffahrt immer mehr beschränkt und endlich 1879 ganz eingestellt.

Rehren wir zur Eintrittsstelle der Donau in Niederösterreich zurück, um auch deren linke Nebenflüsse kennen zu lernen, so finden wir auf langer Strecke nur kurze, wenig entwickelte Bäche und Flüschen, da der Weinbergerwald und der Zauerling mit steilem Abfall hart an den Strom herantreten. Erst die Krems, aus der großen und kleinen Krems zusammenfließend, greift mit ihrem eng eingeschnittenen Thale tiefer ins Gebirge. Mehr als doppelt so lang ist der Kamp, welcher den Lauf der Krems in größeren Dimensionen wiederholt. Wie diese, entsteht er gleichfalls im Weinbergerwald aus zwei Flüssen, dem großen und kleinen Kamp, biegt von der ursprünglichen Ostrichtung im Knie nach Süden um und durchfließt ein größtentheils enges Thal. Die vom Manhartsberge kommende Schmieda und der Göllesbach sind unbedeutende Zuflüsse aus dem niederösterreichischen Terrassenlande.

Der letzte Nebenfluß der Donau auf dem linken Ufer ist die March, welche aus Mähren eintritt und, soweit sie unserem Heimatlande angehört, die Ostgrenze gegen Ungarn bildet. Träge rinnt ihr trübes, lehmfarbiges Wasser in der Ebene fort, wiederholt in viele Arme sich spaltend, umschlingt sie mit diesen wald- und buschbedeckte Werder, während die Ufer auf langen

Streden versumpft sind. Ihr größter Zufluss, die Thaya, wetteifert mit ihr um den Rang des Hauptflusses. Diese entsteht aus der Vereinigung der nördlichen mährischen und südlichen deutschen Thaya, welche bei Raasd in Niederösterreich zusammenfließen, und bildet in ihrem mäandrisch gewundenen Laufe nach Osten wiederholt die Nordgrenze unseres Kronlandes, auf dessen Boden sie, aus Mähren zurückgekehrt, auch mündet. Während sie in ihrem oberen Theile ein ungemein malerisches, schluchtartiges Thal durchfließt, streift sie im Unterlaufe, der durchs Flachland geht, den Charakter eines Gebirgsflusses vollständig ab. Außer der Thaya nimmt die March noch mehrere langgebehnte, aber gewöhnlich wasserarme Bäche, so die Zaya, den Weidenbach und Rusbach auf, welche sich in südlicher Richtung ihr zuwenden.

Überblicken wir zum Schlusse das gesammte Flussnetz Niederösterreichs, so müssen wir gestehen, dass dasselbe im allgemeinen für eine theils reichliche, theils genügende Bewässerung des Landes sorgt und nur kleinere Gebiete zu dürrig mit Wasser bedacht sind; denn zu den obengenannten Flüssen kommt noch die große Zahl von 5468 constant fließenden Bächen, von denen freilich fast drei Viertel der Westhälfte Niederösterreichs angehören.

Unter den Quellen besitzen jene eine besondere Bedeutung, welche durch ihren Mineralgehalt sich zu Heilzwecken eignen und zur Entstehung von Curorten Veranlassung boten. Am berühmtesten sind die warmen Schwefelquellen von Baden, die schon den Römern bekannt waren; das nachbarliche Böslau besitzt eine schwächere Schwefeltherme, ebenso Unter-Meidling nächst Wien, während Deutsch-Altenburg bei Hainburg sich durch eine jodhaltige Quelle auszeichnet. So kommen die wirksamsten Heilquellen alle im Viertel unter dem Wienerwalde zu Tage; nördlich von der Donau finden sich bloß die starken Eisenquellen von Pyrawarth am Weidenbach.

Wahrhaft arm ist Niederösterreich an Seen, diesem Schmutz und Auge jeder Landschaft. Außer den in der Gruppe des Dürrenstein eingebetteten Lunzerseen, wovon nur der untere eine nicht ganz unansehnliche Größe hat, und dem kleineren freundlichen Erlasse im Süden des Ötcher, der aber zur Hälfte Steiermark angehört, kann sich das Land keines auch nur einigermaßen nennenswerten Seenspiegels rühmen.

Reicher ist Niederösterreich an Teichen, deren mehrere den Seen an Umfang nicht nachstehen. Die größten dienen der Fischzucht und liegen im Nordwesten an der böhmischen Grenze, dann bei Feldsberg an der mährischen Grenze. In früherer Zeit war die Zahl der Teiche viel größer, die bessere Benützung des Bodens hat die Auflassung vieler zur Folge gehabt. Ausgedehnte Sümpfe hat unser Heimatland glücklicherweise nicht, doch findet sich Weichboden in geringerem Maße sowohl an den kleinen Flüssen im Viertel unter dem Wienerwalde, der Fischa, Piesting und Triesing, als im Marchfelde, welcher zur Form der Weisenmore gehört, da sich Torfablagerungen

gebildet haben. Wichtige Fundstätten von Torf sind auch die Hochmoore in den Wäldern des Lainsitzgebietes.

Weil wir eben der Torfgewinnung gedenken, die an der Fiska un- an der böhmischen Grenze betrieben wird, sei auch die übrige Mineralgewinnung erwähnt. Während die Berge anderer Kronländer reiche Schätze an Gold und Silber, an Eisen, Blei, Zinn und Kupfer bergen, unerschöpfliche Lager von Salz besitzen, die die gütige Natur aus längst verschwundenen Meeren niederschlug, von riesigen Kohlenflözen durchzogen werden, die uns ganze Wälder der Vorzeit aufbewahrt haben, ist in Niederösterreich das Gestein der Bergmassen zumeist taub oder doch so arm an Erzen, daß die Bergmannsarbeit nur geringen Ertrag liefert; Salz, „die Würze des Lebens“, fehlt ganz, und Kohlen finden sich nur an wenigen Orten. Die Metall-



Am Erlasse.

gewinnung beschränkt sich auf geringe Mengen von Eisen, das im Südosten und Nordwesten des Landes zu Tage gefördert wird. Stein- und Braunkohlen werden vorzugsweise im Gebiete der Boralpen gewonnen, doch viel zu wenig für den großen Bedarf der Fabriken und der Residenz, weshalb harte Zufuhren aus Schlesien, Mähren, Böhmen und Steiermark stattfinden. Unbeträchtlich ist der Ertrag an Graphit und Alaun. Dagegen wird in ausreichender Menge das Material zum Hausbau, zur Kalk- und Gyps-Erzeugung gebrochen; mächtige Lager von Thon und Lehm liefern das Material zu Millionen von Ziegeln und kunstvollen Ornamenten.

Glücklicherweise hängt das Wohl und Gedeihen des Menschen nicht bloß von den Schätzen der Berge ab; der Boden, den er pflügt, kann ihm

den Abgang jener reichlich ersetzen. Und in dieser Hinsicht ist unser Heimatland besser bestellt, denn die klimatischen Verhältnisse können im allgemeinen als dem Pflanzenwuchse recht günstige bezeichnet werden. Bei der Verschiedenheit der Höhenlage, dem vorhandenen oder mangelnden Schutze gegen kalte Winde, bei dem Einflusse, den die Nähe großer Wälder ausübt, unterliegt aber die Temperatur, wie auch das Klima überhaupt in dem kleinen Lande großen Verschiedenheiten. Rücksichtlich des Klimas unterscheidet man in Niederösterreich am besten drei Bezirke: den des Alpenhochlands, des nördlichen und des östlichen Vorlandes der Alpen. Der erste zeigt die niedrigste mittlere Jahrestemperatur, das dem zweiten Bezirke angehörige Wiener-Becken die höchste (Wien 9·7° C.). Hier, wie im ganzen Donauthal, wo sich Alpenland, nördliches Terrassenland und der Südosten Europas mit Steppenklima berühren, findet ein fortwährendes Schwanken zwischen dreierlei Localeinflüssen, ein steter Wechsel zwischen dem Berg- und Steppenklima statt. Bald macht sich die niedrige, mehr oder minder ausgebreitete Thallage, besonders im Wiener-Becken, geltend; bald bringen Winde von den Alpen her plötzliche und bedeutende Abkühlung, besonders nach Schneefällen im Frühlinge und Herbst oder nach verbreiteten Gewittern im Sommer; endlich gelangen auch die von Linz bis gegen Melk nördlich dieses Thalgebietes sich hinziehenden Bergmassen des Böhmerwaldes, des Greiner- und Weinsbergertwaldes (im Waldbiertel) zur Wirkung mit kühlen feuchten Winden und Nebelbildung.

Je weiter gegen Westen, je näher also den Alpen und dem Böhmerwalde, desto mehr überwiegen Feuchtigkeit und Kühle des Bergklimas; je mehr gegen Osten, desto mehr werden die Dünste und Regentwolken durch die aus dem weiten Thalgebiete aufsteigenden warmen, trockenen Luftströme aufgezehrt, desto spärlicher die Regen, desto größer die Temperaturunterschiede und die Schnelligkeit des Temperaturwechsels. Der Vegetation ist das Klima dieses Bezirkes im Westen günstiger als im Osten. Genügende Regenmenge, reichlicher Thau, ausreichende Sommervärme und starke Schneedecke des Winters lassen im Westen Klee, Heu und Forstbäume besonders gedeihen, sind aber auch dem Getreide günstig, weniger dem Obst, da in dessen Blütezeit häufig Regengüsse und frühe Gewitter fallen. Weiter östlich in Niederösterreich erhält sich dieser Charakter nur längs der beiden Gebirge, wo der Boden für den Anbau minder günstig ist. Längs der Mittellinie des niederösterreichischen Donau-Beckens aber schwanken Tage, Monate, ja ganze Jahre zwischen den Einflüssen des Berg- und Steppenklimas. Die Winterkälte ist minder andauernd, aber die Saaten schützt nur geringer Schnee; Spätschneefälle ereilen die zeitig erwachte Vegetation; die Sommerregen sind in der Regel spärlicher, Missernten infolge von Dürre kommen vor; nur die Herbstzeit ist auch hier ziemlich lange warm, heiter, thaureich. Stürme und Hagelschläge sind strichweise häufig. Für das Gedeihen der

Feld-, Garten- und Wiesenproducte ist daher das Klima im östlichen Theile Niederösterreichs weniger günstig, insbesondere auch für den Wein nicht; im Durchschnitt gehört nur jedes vierte oder fünfte Jahr zu den günstigen Weinjahren.

Im Alpenhochlande nimmt die dort herrschende niedere Temperatur und die verkürzte Vegetationszeit nicht auf alle Feldfrüchte gedeihlichen Einfluß; dennoch steigt der Getreidebau an südlichen Gehängen und auf geschützten Plateaux zu bedeutender Höhe hinan. Die schon sehr zeitlich im Herbst eintretende und spät wieder weichende mächtige Schneedecke schützt die empfindlicheren Gewächse nicht nur vor der eisigen Luft des Winters, sondern auch vor den Früh- und Spätfrösten. Mißwachs wegen Dürre kennt man hier nicht, wogegen ein Übermaß von Regen im Sommer bisweilen die Feldfrüchte schädigt.

Viel günstiger der Vegetation ist das Klima des südöstlichen Theiles, wo der erkältende Einfluß der Alpen durch die aus Osten und Südosten kommenden wärmeren Frühlings-, Herbst- und Sommerlüfte eine bedeutende Milderung erfährt. Ist auch der Winter ziemlich kalt und schneearm, der Lenz unbeständig, der Sommer oft trocken, so fördert dafür der gewöhnlich lange, schöne und warme Herbst die Reife der Trauben und Nachfrüchte.

Im Verein mit den eben geschilderten klimatischen Verhältnissen bedingt die Anbaufähigkeit des Bodens den Ertrag der Landwirtschaft. Außer dem Hochgebiete der Alpen sind nur die Flugsandstriche auf dem Marchfelde, sowie Strecken des Neunkirchner Steinfeldes, zusammen etwa ein Zwanzigstel des Landes, nicht culturfähig. Alles übrige liefert dem Fleiße des Menschen mehr oder minder reichlichen Ertrag als Acker (zwei Fünftel der Gesamtfläche), als Weinland (ein Fünftel), als Garten, Wiese und Weide oder als Wald (über ein Drittel des Landes). Die fruchtbarste Gegend ist der Tullner-Boden, wo der beste Weizen gedeiht, der kargste Boden auf dem oberen Hochlande an der Kremsquelle, wo gewöhnlich nur der sechsfache Ertrag der Aussaat die Mühe der Bearbeitung lohnt. Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Mais und Kartoffeln sind die wichtigsten Ackerfrüchte, denen sich noch Rüben und Hopfen in geringer Menge zugesellen.

Der Weinbau Niederösterreichs hat zwar gegen frühere Zeit an Ausdehnung sehr abgenommen, liefert aber ein sehr schätzenswertes Product. An Menge des erzeugten Weines gehen nur Ungarn und Dalmatien in der ganzen Monarchie unserem Kronlande voran. Die besten Weine gedeihen an den südöstlichen und südlichen Gehängen des Wienerwaldes von der Donau bis Böslau; doch hört die Weinzone hier nicht auf, da selbst noch bei Gloggnitz Wein gekeltert wird. Jenseits der Donau sind der Bisamberg, dann Reß, Mailberg und Markersdorf die Hauptweinorte; aber auch im Viertel ober dem Wienerwalde und dem Manhartsberge reift noch die Traube, des Menschen Herz zu erfreuen. Und wo die Rebe nicht

mehr gedeiht, greift der durstige Niederösterreicher nach dem Eider oder Obstmoß, den er sich aus Äpfeln und Birnen zu gewinnen weiß. Denn das Obst, was er zieht, ist im allgemeinen nicht sehr edel, weder im höheren, noch im tieferen Lande. Von Gartenpflanzen sind Spargel, Zwiebeln, Meerrettich oder Kren, Mohn, der Senf von Krems und Gemüse zu nennen; der Safran aus der Maissauer Gegend, einst wegen seiner Güte von europäischem Rufe, wird gegenwärtig nur mehr in geringem Maße gebaut.

Einen herrlichen Schmuck des Landes bilden die zahlreichen, oft ausgedehnten Wälder, in denen die Fichte, Rothbuche, Weißföhre, Tanne, Eiche, Schwarzföhre und Lärche vorherrschen. Die meisten Bestände sind gemengt. Große Wälder ein und derselben Art sind nur dort anzutreffen, wo natürliche Standortverhältnisse einer bestimmten Art zusagen und andere Arten nicht aufkommen lassen, wie der Fichtenwald auf den westlichen Abhängen des Gebirges, die Rothbuchenbestände auf den östlichen Bergseiten des Wienerwaldes, die Weißföhrenflächen auf dem granitischen Sandboden des Manharts, der Schwarzföhrenwald auf dem Kalklande des Alpenfußes, der Pappel- und Weidentwald in den Donau-Auen. Mit dem Verschwinden des Waldes in der Alpenregion erscheint die eigenthümliche Segföhre, hierzulande „Latschen“ genannt.

Wiehzüchter ist der Niederösterreicher kein besonders tüchtiger. Der wiesenreichere Westen überragt in dieser Hinsicht den Osten des Landes. Der Stand des Indviehes ist ungenügend sowohl der Zahl als der Qualität nach. Außer einem einheimischen Landschlage wird namentlich die Mürzthaler und eine mährische Rasse, an der Leitha und March der schlanke ungarische Schlag gezüchtet; doch findet man auf großen Gütern auch Holländer, Schweizer und Tiroler Vieh. In den Hochgebirgsgegenden findet Almwirtschaft statt; zumeist das Jung- und Zugvieh, in einzelnen Bezirken auch das Melkvieh bringt unter der Obhut von „Schwoagerinnen“ den kurzen Sommer auf den saftigen Almweiden zu. Bismlich gedeihlich ist die Pferdezuucht, die jedoch nur im ebenen Lande gepflegt wird. Die Schafzuucht ist für die großartige Industrie unzureichend; es gibt zwar mehr edle als gemeine Schafe in Niederösterreich, doch liefern sie zusammen jährlich kaum 2700 Metercentner Wolle. Allgemeiner wird die Schweinezucht betrieben; das Schwein findet man fast überall als das verhältnismäßig einträglichste Hausthier in jeder, auch der kleinsten Hauswirtschaft des Tagelöhners. Die Geflügelzuucht erfreut sich namentlich in der Gegend um Wien bedeutender Pflege. Doch liefert kein Zweig der Viehzucht genügenden Ertrag und es wird der große Bedarf der Residenz an Fleisch durch Zutrieb aus Galizien und Ungarn, an Geflügel aus Mähren und Ungarn gedeckt. An vorzüglichen Fischen bieten die Donau, ihre Nebenflüsse und die Gebirgsbäche noch immer reiche Ausbeute. Besonders geschätzt sind Welse,

Donaukarpfen, Hechte, Schille, Forellen und Saiblinge. Die Fischzucht in Teichen dagegen ist von geringer Bedeutung. Die Jagd wird im allgemeinen mit jener Sorgfalt für die Thiere gepflegt, daß man die Ausbeute nicht zu weit treibt. Der Wildstand ist noch immer größer, als man aus den seltenen Begegnungen von Wild im Walde schließen möchte. Freilich entfällt ein großer Theil desselben auf die abgeschlossenen Thiergärten. Am häufigsten ist der Hase; andere wichtige Jagdthiere sind der Edelhirsch, das Reh, der Damhirsch, das Wildschwein. Im Hochgebirge locken noch immer Gemse und Auerhuhn den Jägersmann. Rebhühner und fallensartige Vögel sind zahlreich, auch Fuchs und Marber. Größere Raubthiere hat der Mensch schon lange ausgerottet, doch wurde noch im Jahre 1820 bei Mtlengbach ein ausgewachsener Luchs erlegt und Wölfe haben sich im Wechselgebiet noch viel später gezeigt.

Steigen wir aus dem waldbreichen Gebirge, wohin wir dem Wilde gefolgt, hinab in die wasserreichen Thäler oder gar in die weite Ebene des Wiener-Bekens südlich von der Donau, oder betreten wir endlich die Straßen der gewaltigen Kaiserstadt, so umfängt uns hier die laute Thätigkeit menschlichen Gewerbefleißes. Das ist ein stetes Hämern und Kochen, Schnurren und Sausen, Sieden und Kochen; tausende von Wasserrädern und Dampfmaschinen, hunderttausende von Spindeln, zahllose emsige Hände sind jahraus jahrein Tag und Nacht in Bewegung und häufen die Schätze rastloser Arbeit. So nimmt die Industrie Niederösterreichs den ersten Rang in der ganzen Monarchie ein, und zwar an Quantität, Qualität und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse. Während Wien mit seinen betriebsamen Vororten eine namhafte Zahl der verschiedensten Gewerbe ausweist, wie dies schon dem Wesen einer Großstadt entspricht, zeichnet sich der Kreis unter dem Wiener-Walde bis zum Semmering in Folge reichlich vorhandener Wasserkraft durch seine Fabriks-Industrie, namentlich auf dem Gebiete der Spinnerei und Weberei, der Papier- und Maschinen-Erzeugung, der Kreis ober dem Wienerwalde vermöge seines Eisen- und Holzreichtums durch das Metallgewerbe und die Werkholzproduction, der Kreis ober dem Manhartsberge durch die Web-Industrie mit Handbetrieb aus; das Viertel unter dem Manhartsberge dagegen treibt vorwiegend Ackerbau. Die Mühlen-Industrie hat ihren Hauptsitz im Bezirke Schwechat, die weltberühmte Bierbrauerei in Wien, Diefing und Schwechat, die großartige Ziegelfabrication in Wien am Wienerberge. Für die hauptstädtische Industrie sind von besonderem Belange die Galanterie- und Luxusgegenstände aus Gold, Silber, Legierungen, Leder, Meer Schaum, dann Mode- und Seidenwaren, Shawls, Maschinen, physikalische und musikalische Instrumente, Leder, chemische Producte. In Wien haben die meisten großen Fabriken des Reiches ihre Niederlagen: die Stadt sammt den industriellen Vorstädten bildet gleichsam eine permanente Industrie-Ausstellung.

Die Residenz ist aber auch der Hauptsitz für den österreichischen Handel. Aus allen Theilen des Reiches begegnen sich hier Angebot und Nachfrage, und der Verkehr zieht seine Bahnen nach Triest und Hamburg, sowie nach Frankreich und den Donaufürstenthümern, vermittelt zumeist von hier aus unter den Provinzen, wie mit dem Auslande. Nach allen Richtungen (besonders zahlreich nach Norden) laufen die Radien des weitverzweigten Eisenbahnnetzes aus; die Donau verbindet Wien mit den productenreichen Ländern des Ostens. Zahlreiche Geld- und Credit-Institute, Versicherungs-Gesellschaften, Vereine und Corporationen sind für Hebung der materiellen Interessen thätig.

Wir haben im Vorhergehenden die Thätigkeit der Bewohner Niederösterreichs auf dem Gebiete der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels verfolgt, ohne ihnen selbst näher ins Auge zu blicken. Unser Heimatland ist unter allen Ländern der weiten Monarchie am dichtesten bevölkert, wenn man das ausschlaggebende Wien mit einrechnet. Während Niederösterreich auf den 19.823 km^2 seiner Gesamtfläche vor etwas mehr als einem Jahrhundert (1761) nur 745.000 Einwohner zählte, war die Bevölkerung im Jahre 1869 auf 1,990.708 Seelen angewachsen und belief sich am 31. December 1890 auf 2,661.799 Bewohner, wovon über $1\frac{1}{3}$ Million auf die Stadt Wien entfiel.

Die Bewohner Niederösterreichs sind zum weitaus größten Theile Deutsche. In der Weltstadt Wien finden sich allerdings fast alle europäischen Volksstämme, besonders zahlreich das böhmische Element und nach ihm die Magyaren vertreten. Aber außer Wien wohnen bloß an der Grenze gegen Böhmen, Mähren und Ungarn, Cechen und Slovaken, dann Kroaten in äußerst geringer Zahl. Unter den Religionsbekenntnissen überwiegt das katholische derart, daß nur gegen 130.000 Juden (davon zwölf Dreizehntel in Wien) und 50.000 Evangelische gezählt werden.

Die Deutschen in Österreich unter der Enns stammen von Colonisten aus Bayern, Franken, Schwaben und Sachsen ab, durch welche das Land nach Vertreibung der Avaren wieder bevölkert worden ist. Die meisten Ansiedler kamen aus Bayern, und dem Bayer steht der Niederösterreicher in Sitte und Sprache noch heute am nächsten, trotz der zahlreichen Verschiedenheiten, welche in der Vermischung der Österreicher mit anderen deutschen und nichtdeutschen Stämmen ihre Erklärung finden. Die Mundart, eine Tochter der oberdeutschen, hat viele locale Abweichungen und sie sind nicht bloß auf die Besiedlung einer Gegend aus diesem oder jenem Theile Deutschlands, sondern auch vielfach auf den Einfluß des Verkehrs mit nachbarlichen Gegenden zurückzuführen. Specieell der Dialect der unteren Volksschichten Wiens muß den verdorbensten beigezählt werden.

Der Körperbau des Niederösterreichers hält in der Regel das mittlere Maß ein und ist, ohne unschön zu sein, nicht eben hübsch zu nennen. Das

Gefagte gilt von beiden Geschlechtern. Natürlich kommen die örtlichen Unterschiede und jene, welche in der Lebensweise begründet sind, in Niederösterreich wie überall vor. Der Gebirgsbewohner ist kräftiger als der Flachländer, der Landbewohner als der Städter; den Holzknecht und Feldarbeiter stärkt seine Beschäftigung, am Webstuhl oder in den Bergwerken verkommen die Menschen.

Wie die Sprache und selbst die äußere Erscheinung gestalten sich auch der Charakter und die Eigenschaften eines Volkes verschiedenfältig nach den Lebensverhältnissen und der Bildungsstufe. Wie anders denkt und äußert sich der Bewohner der Residenz, der Bauer, der Hauer und selbst wieder der Äpler verglichen mit dem Flachländer! Als allen Niederösterreichern gemeinsame Eigenschaften lassen sich eine gewisse Gutmüthigkeit und Auf-



Holzknecht, zu Thale fahrend.

richtigkeit und ein nichts weniger als beschränkter Verstand behaupten. Der Wiener insbesondere hat Mutterwitz, ist gastfrei und wohlthätig. In Wien bestehen 390 Wohlthätigkeits-Vereine, eine Zahl, welche von keiner anderen Stadt und selbst keinem Lande (Böhmen ausgenommen) auch nur annähernd erreicht wird.

Der Landbewohner Niederösterreichs versteht seinen Vortheil fast besser als der Stadtbewohner zu verfolgen, kann jedoch im übrigen von einer gewissen Indolenz nicht freigesprochen werden, welche ihn häufig selbst zu seinem Schaden beim Alten verharren macht, bloß weil es alt ist. Geiz ist größtentheils auch dem Landbewohner fremd. An den Weinbauern (den sogenannten „Hauern“) tadelt man großen Leichtsinns und Streitsucht. Ersterer stammt wohl daher, daß ihr Erwerb zumeist von der Witterung des Jahres

abhängt, wodurch, wie durch ein Glückspiel, der Leichtfinn geweckt wird; letztere mag durch den zu reichlichen Weingenuß erhalten werden.

Die ältere Nationaltracht der Bauern, der breite Hut, der lange Rock mit hoher Taille, die kurzen Leberbeinkleider mit dem dazu gehörigen breiten Hosenträger über der geblümten Weste, den blauen oder weißen Strümpfen und Bunschuhen hat bei dem jungen Nachwuchs schon seit längerer Zeit dem bequemen langen Beinkleid und dem Spenser oder Janter (Jade) weichen müssen. Auch das weibliche Geschlecht trägt vielfach zum Kopftuch oder zur Haube das geschlossene Kleid, doch in manchen Gegenden noch Röcke mit dem Nieder und Brusttuch und der Schürze, dann Jachen. Nur im Gebirge hat die Zweckmäßigkeit hie und da die kleidsameren Trachten erhalten. In den Theilen nahe der steierischen Grenze finden wir den grünen Steirerhut mit dem lichterem Bande allgemein auch bei den Frauenzimmern. Der Jäger im Hochgebirge steigt leichter in kurzem Beinkleid und in Schuhen auf die Berge, und eine graue Joppe oder Jade vollendet dann sein praktisches Costüm.

Nicht bloß wie der Mensch sich kleidet, auch wie er sich häuslich einrichtet, ist für den Bewohner eines Landes charakteristisch. Sehen wir von Wien und den übrigen größeren Städten ab, so müssen wir gestehen, daß die Wohnhäuser in Niederösterreich im allgemeinen den Ansprüchen auf Gesundheit und Bequemlichkeit nur wenig genügen. Doch ist ein Fortschritt im Hausbau auch auf dem Lande in neuerer Zeit nicht zu verkennen. Unmählich werden die so kleinen Fenster seltener, man trennt Stall und Scheuer vom eigentlichen Wohngebäude. Nicht mehr bloß als Ausnahme findet man einstöckige, im Quadrat erbaute Bauernhöfe aus Stein, welche mit Kalk getüncht und deren Dach mit Dielen oder Ziegeln gedeckt ist. Doch sind die alten aus Holz gezimmerten Bauernhäuser noch lange nicht ganz verschwunden, deren Hausstock geweißt ist, während Stall und Scheuer daran hängen, über allem aber ein kolossales, fast bis zur Erde herabreichendes Strohdach ruht. In den der oberösterreichischen Grenze nahen Gegenden des Viertels ober dem Wienerwalde, wo das oberösterreichische Wirtschaftssystem gangbarer ist und damit die Häuser meistens allein inmitten ihres Besizthums stehen, trifft man viele recht stattliche Bauernhöfe an.

Ebenso groß als der Gegensatz zwischen den stolzen Palästen der Residenz und der armseligen, strohgedeckten Hütte des Kleinhäuslers ist auch der Unterschied zwischen der gewaltigen Kaiserstadt mit ihren 1,364.558 Bewohnern in den 29.322 Häusern und den kleinen Weilern von 8 bis 10 Hütten und 50 Einwohnern. Überhaupt ist Niederösterreich kein Land der großen Städte. Wiener-Neustadt allein, das der Residenz zunächst folgt, hat noch 25.000 Seelen, die Zahl von 10.000 erreichen nur noch St. Pölten, Krems und Mödling. In dem östlichen Theile des Landes kommen die

meisten größeren und geschlossenen Ortschaften vor, im westlichen Theile, namentlich im Gebirge, herrscht das zerstreute Wohnen in kleinen Häusergruppen und einzeln liegenden Gehöften vor.

Wir haben in der bisherigen Schilderung in allgemeinen Umrissen ein Bild unseres lieben Heimatlandes zu entwerfen versucht, welches dem heutigen Zustande desselben entspricht. Friedlich und ungestört vollzieht sich das Leben und Treiben seiner Bewohner, trotz aller eifigen Thätigkeit, trotz des rastlosen Strebens und Schaffens wird der Eindruck der Ruhe und des Friedens nicht gestört. Aber der heutige Zustand des Landes ist nur das gegenwärtige Endergebnis verfloßener Zeitläufte, der Boden, den wir betreten, hat eine reiche historische Vergangenheit. Zahlreiche Völker, blutige Kriegejahre und Epochen segnenden Friedens ziehen an unseren Augen vorüber, viel stolze Namen und der Ruf mancher großen That klingt an unser Ohr, wenn wir der Geschichte Niederösterreichs uns zuwenden.

Vor allem wird die Bedeutung des Landes unter der Enns durch die Thatfache bestimmt, daß dieses das Stammland der Österreichisch-ungarischen Monarchie geworden, welches ihr den Namen gegeben, der Kern des großen Kaiserstaates, um den sich die übrigen Theile im Laufe der Jahrhunderte allmählich gesammelt haben. So fällt die Geschichte Niederösterreichs mit der des Gesamtstaates vielfach zusammen und beide sind von einander nicht zu trennen.

Welchem Volksstamme die älteste Bevölkerung Niederösterreichs, von deren Anwesenheit Funde aus der Stein- und Bronzezeit Zeugnis geben, angehörte, ist bis heute nicht zu entscheiden. Das aber wissen wir, daß im 5. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die keltischen Bojer zu beiden Seiten der mittleren Donau sesshaft waren, welche Viehzucht trieben, Straßen bauten, Flüßen und Bergen den Namen gaben und wohl den ersten Grund zu kleineren und größeren Ortschaften legten.

Weiläufig drei Jahrhunderte mochten die Kelten im unbestrittenen Besitze Niederösterreichs geblieben sein, als sie von den germanischen Sueven auf das rechte Donau-Ufer hinübergedrängt wurden. Die zu den Sueven gehörigen Quaden ließen sich zu beiden Seiten der March nieder und westlich von ihnen die Markomannen. So blieb das Land unter der Enns zwischen Kelten und Germanen getheilt, bis die Römer die nordöstlichen Alpengegenden ihrer Herrschaft unterwarfen. Diese hatten in der Donau die am leichtesten zu vertheidigende Grenze gegen die Barbaren erkannt und eroberten in den letzten Jahrzehnten vor unserer Zeitrechnung das ganze Alpen- und Voralpengebiet am rechten Donau-Ufer, aus dem sie die Provinzen Pannonien, Noricum, Bindelicien und Rhätien machten. Da die Grenze zwischen Noricum und Pannonien der Mons Cetius (das Raxengebirge) bildete, gehörte der Westen des heutigen Niederösterreich der ersteren, der Osten letzterer Provinz an, im Norden der Donau behaupteten aber die Germanen noch ihre Unabhängigkeit.

Bald ließen sich zahlreiche römische Ansiedler in Noricum und Pannonien nieder, gründeten Colonien und gewannen ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen festen Boden im keltischen Lande. An der Donau entstanden römische Standlager, unter denen Arlape an der Mündung der Erlaf und Vindobona (Wien) die größten waren; auch die altnorische Handelsstadt Carnuntum (zwischen Petronell und Hainburg) ward befestigt. Daneben erhoben sich später kleinere Waffenplätze, wie Cetium (Zeiselmauer), Comagene an der Mündung der Tulln, ad pontem Ises an der Mündung des Jbbsflusses und andere. Seine Vollendung erhielt dieses Vertheidigungssystem durch die Donauflotte, welche im heutigen Niederösterreich vier Stationen hatte. Mit der Hebung des Ackerbaues und der Einführung des Weinbaues, sowie mit der Anlage zahlreicher Kunststraßen entstanden noch andere Ortschaften. Das Christenthum, welches die römischen Legionäre ebenfalls hieher trugen, wirkte sänftigend auf die Sitten der Eingebornen. Inzwischen hatten jedoch im Norden der Donau die Germanen große Fortschritte gemacht, und namentlich waren es die Markomannen und Quaden, mit welchen die Römer in harte Kämpfe verwickelt wurden. Wenn sie auch diesen noch nicht erlagen, die gewaltigen Stürme der Völkerwanderung, welche vom 4. bis zum 7. Jahrhunderte währte, konnten sie nicht überdauern. Von den Hunnen gebrängt, waren die Westgothen über die Donau gegangen. Unter Attila's, der Gottesgeißel, Führung brachten die entseßlichen Hunnen Tod und Verwüstung. Dann wogten Ostgothen, Rugier und Alemannen in Niederösterreich hin und her, bis dieses als Rugiland in den festen Besitz der Rugier gelangte.

In dieser sturmbelegten trüben Zeit lebte der heilige Severin, mit Recht der Apostel Österreichs genannt, als der letzte Vertreter christlich-römischer Cultur, segensbringend in unserem Lande, über welches bald die Nacht der Barbarei vollends hereinbrach. Denn immer wilder ergoß sich die Völkerflut über Pannonien und Noricum. Die Herrschaft der Rugier ward durch Odoaker gestürzt, der im Jahre 476 dem Römerreiche ein Ende machte. Auf Odoaker folgten die Ostgothen, dann die Heruler, hierauf die Langobarden. Doch auch diese zogen südwärts nach Italien, und nun bemächtigten sich die Avarn ihrer Wohnsitze und dehnten westwärts ihr Gebiet bis an die Enns aus. Was an Cultur sich in Niederösterreich noch erhalten, gieng jetzt unter der schrecklichen Herrschaft der Avarn spurlos verloren. Die alten Städte, beraubt und geplündert, sanken in Schutt und Asche und statt ihrer entstanden die sogenannten Ringe, weite, mit hohen Wällen umschlossene Räume, die den Avarn als Festungen und Wohnsitze dienten. Zur Bebauung des verwüsteten Bodens verwendeten die Avarn die ihnen unterworfenen Slaven, daher so manche Berg-, Fluß- und Ortsnamen Niederösterreichs auf die slavischen Ansiedlungen in damaliger Zeit zurückzuführen sind.

Als aber der Bayernherzog Tassilo, um sich der fränkischen Oberherrschaft zu entziehen, die Avarn zu Hilfe rief, vereinigte der große Karl, der Frankenkönig und nachmals römischer Kaiser, nicht bloß Bayern mit seinem Reiche, sondern warf auch die Avarn vollends nieder und bildete aus dem ihnen abgenommenen Lande bald nach dem Jahre 800 zwei Markgrafschaften, eine sübliche von Friaul und eine nörbliche im „Ostlande“. Zu letzterer gehörte als Ostmark das Land vom Wienerwald bis tief nach Bayern hinein, während das Wiener-Becken zu Oberpannonien geschlagen wurde. Um das verödete Land wieder zu bevölkern, zog Karl deutsche, größtentheils bayerische, doch auch fränkische und sächsische Colonisten hieher; die Slaven blieben aber im Lande und wurden allmählich germanisiert. Auch das Christenthum wurde neuerdings hier angepflanzt und so durch Karl's Fürsorge der Same der Cultur gestreut. Aber des großen Kaisers schwache Nachfolger, die Karolinger, vermochten es nicht, Österreich ausreichenden Schutz zu gewähren, und der Greuel der Verwüstung brach in anderer Gestalt wieder über das Land herein.

Die der finnisch-tatarischen Völkfamilie angehörigen Magyaren, damals noch vollkommen barbarisch, bemächtigten sich nach der Eroberung des großmährischen Reiches zunächst ganz Pannoniens und gewannen durch eine blutige Schlacht im Jahre 907 alles Land bis an die Enns. Mit dem Verschwinden der Ostmark ward auch die Ostgrenze des Deutschen Reiches wehrlos, und fast alljährlich ergossen sich nun die berittenen Scharen der Ungarn verheerend und plündernd über Deutschland und darüber hinaus. Erst ein halbes Jahrhundert später gelang es Otto dem Großen durch den glänzenden Sieg auf dem Lechfelde (955), sie für immer von Deutschlands Grenzen zurückzuweisen. Auf dem von den Ungarn verlassenen Gebiete zwischen der Enns und Melk wurde die Ostmark erneuert, welche im Volksmunde bald den Namen Österreich (Ostarrichi) erhielt; urkundlich ist dieser Name jedoch erst seit dem Jahre 996 belegt.

Es war ein Glück für Österreich, daß im Jahre 976 das treffliche Haus der Babenberger hier die Markgrafenwürde erlangte. Denn die meisten Regenten aus dieser Dynastie zählen zu den ausgezeichneten Fürsten. Schon dem Begründer des Hauses, Leopold I. dem Erlauchten, wurde die Erbllichkeit seiner Würde ertheilt. Zweihundertsiebzig Jahre walteten die Babenberger in Österreich, das unter ihrer Herrschaft aus seinem öben, wüsten Zustande sich bald erhob und zu einem der blühendsten und wichtigsten deutschen Länder erwuchs. Die Grenzfesten und Residenzen der Markgrafen in Melk, Tulln, auf dem Rahlenberge und seit Heinrich Jasomirgott (1141 bis 1177) in Wien zeigen das fortschreitende Vorwärtsgelien Österreichs an der Donau, und mit ihm das Vorrücken deutscher Herrschaft, deutscher Sprache und Cultur. Eine bedeutende Vergrößerung erlangte die Markgrafschaft im Jahre 1156 auf dem Reichstage zu Regensburg, indem

der Mühlkreis, die Niedmark und das Hausrückviertel von Bayern getrennt und mit Österreich auf immer vereinigt wurden. Ja noch mehr: von Kaiser Friedrich Rothbart wurde Österreich gleichzeitig zum Herzogthum erhoben, welches neben dem Rechte der männlichen und weiblichen Erbfolge noch mehrere andere Vorrechte empfing, die für die Entwicklung und Zukunft des Landes von der größten Tragweite waren.

Unter Herzog Leopold V. dem Tugendhaften kam 1192 die Steiermark in Folge eines Erbvertrages an Österreich. Diese reichte damals über den Semmering nordwärts bis an die Pfesting, und erst im Jahre 1254 wurde der Semmering als die Grenze beider Länder festgesetzt. Seine größte Blüte erlangte das Herzogthum der Babenberger unter Leopold VI. (1198 bis 1230), welcher sich den Beinamen des Glorreichen erwarb. Vornehmlich Wien lag ihm am Herzen. Er erbaute sich daselbst eine neue Burg, gab ihm, wie auch Krems und Neustadt, ein Stadtrecht und förderte seinen Handel. Doch auch die Künste fanden in ihm und seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theodora, warme Gönner und die damals eben in Aufnahme kommenden Minnesänger waren an seinem Hofe willkommenen Gäste. Außerdem schuf sich der ausgezeichnete Mann im Kampfe gegen die Ungläubigen auf zwei Kreuzzügen und um das Deutsche Reich große Verdienste.

Minder glücklich als sein Vater regierte Friedrich II. der Streitbare, der letzte Babenberger. Aufruhr und Krieg, innere und äußere Feinde waren während seiner ganzen Regierungszeit wider ihn verbündet. Den aufständischen Adel, die Ungarn und Böhmen, das kaiserliche Heer und die wiederholt in Österreich einfallenden Mongolen bekämpfte er mit Erfolg. Schließlich fand er auch auf dem Schlachtfelde sein Ende, indem er an der Leitha über die in Österreich eindringenden Ungarn siegend fiel. Mit ihm erlosch 1246 der Mannsstamm der Babenberger.

Um Friedrich's des Streitbaren schönes Erbe entbrannte alsbald Streit und Kampf, bis es dem Markgrafen Přemysl Ottokar II. von Mähren, von 1250 an König von Böhmen, gelang, die österreichischen Lande in Besitz zu nehmen. Krain war schon unter Leopold VI. und Friedrich II. erworben worden, der neue Landesherr fügte noch Kärnten hinzu und vereinigte also die vier Alpenländer Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit Böhmen und Mähren, zu einem Reiche. Unter seiner kräftigen und tüchtigen Herrschaft hob sich der Wohlstand dieser Länder bedeutend und es konnte daher nicht befremden, daß er als der mächtigste und reichste deutsche Fürst nach dem Tode des Königs Richard von Cornwallis sich um die deutsche Krone bewarb. Allein seine Übermacht schien den Kurfürsten zu gefährlich, weshalb sie den minder mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige Deutschlands wählten. Dieser Akt sollte auch für die ferneren Geschichte Österreichs von bestimmendem Einflusse werden.

Als dem hochangesehenen Rudolf die deutsche Krone zutheil ward und dadurch dem habsburgischen Hause der Weg zu geschichtlichem Ruhme eröffnet wurde, wollte der stolze Ottokar sich dem Grafen Kaiser nicht fügen.

Zweimal vergebens aufgefordert, von Rudolf seine Erblande Böhmen und Mähren als Lehen zu nehmen, die österreichischen Länder aber herauszugeben, wurde er in die Acht gethan und der Reichskrieg gegen ihn begonnen. Da Rudolf siegreich bis Wien gekommen und Ottokar von allen Seiten die Feinde auf sich eindringen sah, huldigte er dem Kaiser, verzichtete auf seine Erwerbungen und nahm seine Erbländer zu Lehen. Doch erneuerte er den Krieg und verlor 1278 bei Jedenspeugen im Marchfelde Schlacht und Leben. Der Tag des Sieges war der Geburtstag des habsburgischen Österreich. Mit Zustimmung der Kurfürsten belehnte Rudolf auf dem Reichstage zu



Albrecht I.

Mugsburg 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den österreichischen Landen. Kärnten wurde dem Grafen Meinhard von Tirol überlassen, jedoch mit Vorbehalt des Rückfalls an Österreich.

So ward die durch fünf Jahrhunderte andauernde Herrschaft des habsburgischen Hauses über unser Erzherzogthum begründet. Durch diese lange Zeit trugen zumeist Habsburger die deutsche Kaiserkrone, während zu den alten Besitzungen nach und nach ein stets größerer Ländererwerb kam. Dadurch wird die Geschichte des Erzherzogthums aufs innigste mit derjenigen Deutschlands und Gesamtösterreichs verflochten und die Residenz Wien galt nur mehr als die „Kaiserstadt“.

Rudolf's I. Sohn Albrecht I. war der zweite Habsburger, der die deutsche Krone trug. Später wurde dessen Sohn Friedrich der Schöne dem Bayern Ludwig als Gegenkönig gegenübergestellt; doch erlag er nach mehrjährigem Kampfe seinem Rivalen, ward darauf von diesem lange gefangen gehalten und vertrauerte dann den noch durch einen Bruderkrieg verbitterten Rest seines Lebens in der Einsamkeit des niederösterreichischen Schlosses Gutenstein. Bedeutsam für unser Vaterland ist die Regierung Herzog Rudolf's IV. des Stifter's, der den heutigen Stefansdom und die Universität in Wien begründet. Er vermehrte den Besitz seines Hauses um Tirol und Theile von Krain und nahm als Herr so vieler Länder zuerst den Titel eines Erzherzogs an, welchen aber erst Kaiser Friedrich III. allen Prinzen seines Hauses gewährte.

Als nach Rudolf's frühem Tode (1365) die ihn überlebenden Brüder Albrecht III. und Leopold III. ihre Länder theilten, erhielt ersterer, der Begründer der Albertinischen Linie, nur Nieder- und Oberösterreich, alles Übrige der letztere, der Begründer der Leopoldinischen Linie, welche später in die tirolische und die steirische zerfiel. Albrecht's III. Enkel Albrecht V. nahm als der Schwiegersohn des luxemburgischen Kaisers Sigismund an dessen Kämpfen gegen die Hussiten theil. Damals streiften die Taboriten unter Žižka's Führung selbst nach Niederösterreich bis in die Gegend von Stoderau; doch schlug sie Albrecht aus dem Lande zurück. Nach Sigismund's Tode erlangte Albrecht durch Erbschaft und Wahl das Königthum in Böhmen und Ungarn, ja als Albrecht II. selbst im Deutschen Reiche. Auf seine allzu kurze Regierung folgte die traurige Zeit Friedrich's III. aus der steirischen Linie, der zugleich Vormund von Albrecht's nachgebornem Sohne Ladislaus war. Als letzterer noch im Jünglingsalter starb, giengen die beiden Königreiche wieder verloren; und nicht nur, daß damals die habsburgische Dynastie in Linien, der Länderbesitz in Theile gespalten war, wurden Böhmen und Ungarn auch zu feindlichen Nachbarn; die letzteren rissen sogar Niederösterreich, Districte von Steiermark und Krain für kurze Zeit an sich.

Doch Friedrich's ritterlicher Sohn Maximilian I. vertrieb die Ungarn aus Österreich und erhob, seinem Vater in der Regierung folgend, das habsburgische Besitzthum zu einer europäischen Großmacht. Nicht bloß beerbte er die erlöschenden übrigen Linien seines Hauses, sondern gewann durch seine

Vermählung mit der schönen Marie, der Erbtöchter des letzten Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, das herrliche burgundische Erbe, in Folge von Verträgen oder Kriegen Görz und Gradiska, sowie Theile von Istrien, von Nord- und Südtirol, so daß er über ein Ländergebiet von mehr als 198.000 Quadrat-Kilometer herrschte. Noch ungleich größerer Länderzuwachs ward aber dem Hause Habsburg durch die Vermählung Philipp's des Schönen, Maxens einzigen Sohnes, mit Johanna, der Erbin von Aragon und Castilien, und der seines Enkels Ferdinand mit Anna, der Tochter des Königs von Böhmen und Ungarn, gesichert. Wenn auch die vielen Kriege, welche Maximilian führte, große finanzielle Opfer erheischten, so erfreute sich doch Niederösterreich unter seiner Regierung friedlicher



Markt und Schloßruine Gutenstein.

Lage. Die Rechtspflege und Finanzverwaltung wurden geordnet, Handel und Gewerbe blühten wieder auf; namentlich Wien nahm großen Aufschwung, denn es wurde nicht bloß der Sitz vieler neu errichteter Behörden und der Ausgangspunkt der ersten Post zwischen hier und Brüssel, sondern durch seine Universität, die damals 6000 Studenten zählte, und die „gelehrte Donau-Gesellschaft“ zum Brennpunkte wissenschaftlichen Lebens.

Kaiser Maximilian, „den letzten Ritter“, der 1519 starb, überlebten seine beiden Enkel Karl V. und Ferdinand I. Ersterer, welcher mit der Krone Spaniens die deutsche Kaiserkrone vereinigte und auch die Niederlande für sich behielt, überließ seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Erbländer, wodurch das habsburgische Haus in zwei Linien, die spanische und die österreichische, getrennt wurde. Als Ferdinand's Schwager, König

Ludwig von Ungarn und Böhmen, in der Schlacht bei Mohács 1526 gegen die Türken fiel, kamen die beiden Reiche an Ferdinand. Doch fand dieser in Ungarn bald einen Gegner in der Person des Johann Zápolya. Als er letzteren besiegt hatte, brachte der Ehrgeizige Österreich und die ganze Christenheit in die größte Gefahr, indem er sich unter den Schutz des Sultans Soliman begab. Niemals aber hat sich Österreich größere Verdienste um die ganze civilisierte Welt erworben, als durch seine siegreichen Kämpfe gegen die Türken.

Die bedeutendsten Donaufürstenthümer waren schon gefallen, als die Scharen der Ungläubigen in Niederösterreich einbrachen und Wiener-Neustadt, Bruck an der Leitha und zuletzt auch Wien belagerten. Doch heldenmüthig vertheidigten der Pfalzgraf Philipp von Rhein und Graf Niklas von Salm die Stadt; die Besatzung wurde auf das aufopferndste von den Bürgern unterstützt und alle Stürme wurden siegreich abgeschlagen, so daß Soliman die Belagerung, welche am 21. September 1529 begonnen, am 14. October wieder aufhob. Als drei Jahre später die Türken abermals aus Ungarn nach Niederösterreich kamen, veranlaßte sie ein großes Heer, das bei Korneuburg zur Deckung Wiens aufgestellt worden, zum Rückzuge. Das Land unter der Enns blieb von da ab bis zum Jahre 1683 von den Türken verschont.

Von den türkischen Wirren unterstützt, hatte die neue lutherische Lehre auch in den österreichischen Erbländern, speciell in Niederösterreich, Eingang gefunden, und mehr noch als Ferdinand I. zeigte sich sein Nachfolger Maximilian II. ihr gegenüber so duldsam, daß unser Erzherzogthum bald zum größten Theile protestantisch war. Die unter Rudolf II. begonnene Gegenreformation wurde durch seinen Bruder Matthias wieder rückgängig gemacht; denn im Kampfe gegen Rudolf sah sich dieser auf die Hilfe der protestantischen Partei Niederösterreichs angewiesen, wofür er dem Lande, nachdem Rudolf ihm dasselbe abgetreten, die Religionsfreiheit gewähren mußte (1609).

Die nun eintretende ruhigere Zeit sollte bald in der gefährlichsten Weise gestört werden; denn noch unter des Kaisers Matthias Regierung brach in Böhmen der entsetzliche dreißigjährige Krieg aus, welcher auch unser Heimatland tief erschütterte. Als im Jahre 1619 Ferdinand II. die Regierung in den österreichischen Erbländern antrat, befand er sich in der bedrängtesten Lage. Ein böhmisch-schlesisches Heer stand vor den Mauern Wiens. Die Böhmen wählten an Ferdinand's Stelle das Haupt der protestantischen Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige. Die Bewohner Österreichs traten mit den Böhmen zu einem Bündnis zusammen und Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, verbreitete mit Hilfe der Evangelischen in Ungarn sich siegreich über dieses Königreich, dessen Krone ihm übertragen ward. Aber Fagen war nicht die Sache

Ferdinand's. Die katholische Liga sandte ihm ein Hilfsheer. Der Sieg auf dem Weißen Berge bei Prag entschied zu des Kaisers Gunsten. Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien waren unterworfen, die protestantische Lehre wurde vollständig unterdrückt. Bethlen Gabor verzichtete gegen einige Abtretungen auf die Krone Ungarns; — Ferdinand war gerettet und mit ihm der Weiterbestand der österreichischen Monarchie gesichert.

Die oben erwähnten Ereignisse bildeten erst die Einleitung zum großen deutschen Kriege; doch blieb Niederösterreich in den Jahren 1622 bis 1643 von seinen verheerenden Stürmen verschont. Aber von dem letztgenannten Jahre an — seit 1637 regierte bereits Kaiser Ferdinand III. — drangen die Schweden wiederholt verheerend bis Wien vor und die kaiserlichen Truppen raubten und brandschatzten mit jenen um die Wette, so daß, als endlich das Jahr 1648 den ersehnten Frieden brachte, der Wohlstand unseres Landes in den Grundfesten erschüttert und der Ruin ein vollständiger war.



Kaiser Karl VI.

Wunderbar muß es fürwahr erscheinen, daß sich das Land so rasch erholt, um in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts noch eine große Landplage, die Pest von 1679, und eine abermalige feindliche Invasion, die der Türken, ertragen zu können. Diese waren abermals durch einen Kronprätendenten in Ungarn, den Grafen Emerich Tököli, herbeigerufen worden. Am 14. Juli 1683 erschienen die Türken unter der Führung des Großveziers Kara Mustafa vor Wien. Kaiser Leopold I. hatte sich rechtzeitig mit dem Hofe nach Linz geflüchtet. In Wien aber standen nur 20.000 Mann kaiserlicher Truppen, bewaffneter Bürger und Studenten, welche unter des Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg Führung die Stadt auf das heldenmüthigste vertheidigten, bis endlich am 12. September ein Entsatzheer unter Karl von Lothringen und dem Polenkönige Johann Sobieski durch einen glänzenden Sieg die Türken in die Flucht trieb und Wien, die Vormauer der Christenheit, befreite.

Nun erst konnte sich die Hauptstadt und mit ihr Niederösterreich unter der Regierung der Kaiser Leopold I., Josef I. und Karl VI. von den wiederholten Drangsalen erholen. Zwar streiften in den Jahren 1703 bis 1711 mehrmals räuberische Scharen aus Ungarn bis in die Nähe Wiens, und 1713 kam wieder die Pest ins Land und suchte auch die Residenz arg heim. Aber die Entwicklung der Stadt wurde dadurch nur vorübergehend gestört. Prinz Eugen, der siegreiche Bekämpfer der Türken, stand auch im Frieden dem Kaiser Karl VI. treu als weiser Rathgeber zur Seite und nahm auf die Verbesserung des Staatswesens, sowie auf eine ausgiebige Förderung der Interessen Wiens den gedeichlichsten Einfluss.

Als mit Karl's VI. Tode der Mannsstamm der deutschen Habsburger 1740 erlosch, gieng der pragmatischen Sanction zufolge die Regierung in den österreichischen Erbländern auf seine große und edle Tochter Maria Theresia über, welche, mit Franz Stefan von Lothringen vermählt, die lothringische Linie des Hauses Habsburg begründete. Traurig begann die Regierungszeit der jungen Monarchin, denn im österreichischen Erbfolgekriege und in den drei schlesischen Kriegen mußte sie das Erbe ihres Vaters wider gefährliche Feinde vertheidigen. Aber die Treue der Unterthanen, vor allem der Enthusiasmus der Ungarn für ihre schöne Königin waren damals die festen Stützen des von außen erschütterten Thrones. Und in der folgenden Friedenszeit lohnte Maria Theresia die ihr erwiesene Treue durch die weisesten Reformen, welche den ganzen Staat umgestalteten oder vielmehr aus den bisherigen Erbländern erst den Einheitsstaat Österreich schufen. Die Reformen, welche in der Rechtspflege, im Schul- und Militärwesen durchgeführt wurden, kamen auch Niederösterreich zugute, das sich überdies sammt seiner Hauptstadt dank der Sorgfalt der Regentin eines besonderen Aufschwunges erfreute. Nicht minder segensreich war die Thätigkeit ihres Sohnes und Nachfolgers, des edelsinnigen Josef II. Dieser

Menschenfreund auf dem Kaiserthron wünschte seine Völker zu beglücken, die ihm leider nur Unterstand und Widerstand entgegenbrachten. Als am Ende seines Lebens der unglückliche Kaiser die meisten seiner Regierungsmaßregeln widerrief, behielt doch das Toleranz-Edict, wodurch den nicht-katholischen Unterthanen Österreichs große Zugeständnisse gemacht worden,



Kaiser Franz Josef I.

seine Gültigkeit; in Wien aber wird das Gedächtnis an den großen Kaiser durch eine Reihe humanitärer Anstalten ewig lebendig bleiben.

Josef's letztes Regierungsjahr (1790) und die kurze Regierung seines Bruders Leopold II. fallen schon in das Zeitalter der französischen Revolution. In fünf blutigen Kriegen hat Österreich gegen Frankreich gestritten; die großen Umwälzungen, welche der eherne Tritt des gewaltigen Corsen im

ganzen Continente hervorrief, haben auch Österreich tief erschüttert. Zunächst veranlaßten sie die Auflösung des deutschen Reichskörpers, nachdem kurz zuvor Franz II. den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen hatte. So gab das kleine Stammland unter der Enns auch dem großen Reiche seinen Namen. Die kriegerischen Ereignisse verliefen, wie für die übrigen europäischen Staaten, auch für Österreich höchst unglücklich. Die Tapferkeit des Heeres, die Feldherrntüchtigkeit des Erzherzogs Karl konnten dem ungestümen Eroberer Napoleon I. kein Halt gebieten; unsere Monarchie wurde um ein Drittel ihres Areals verringert. Aber diese traurigen Ereignisse brachen die Kraft Österreichs ebensowenig, als Preußen und Rußland verzagten; die drei vereinten Mächte erkämpften in der Völkerschlacht bei Leipzig (1813) dem Continente wieder Ruhe und Frieden, und auf dem Wiener Congresse erhielt Österreich alle seine früheren Besitzungen, sogar ansehnlich vermehrt, wieder zurück.

Niederösterreich hatte an diesen gewaltigen Ereignissen seinen bedeutenden Antheil. Dreimal kamen die Franzosen ins Land, zweimal besetzten sie Wien. Bei Aspern und Essling erfocht Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai 1809 einen vollständigen Sieg über Napoleon, aber durch die Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) giengen die errungenen Vortheile wieder verloren, worauf der unglückliche Wiener Friede zustande kam. In den Tagen des glänzenden Wiener Congresses begann die alte Kaiserstadt von den schweren Schlägen der traurigen Kriegsepoche sich zu erholen.

Glücklicherweise folgten nun unter Kaiser Franz und seinem Sohne und Nachfolger Ferdinand I. lange Friedensjahre, während welcher die Wunden vernarbten, die die napoleonische Zeit dem Lande und dem Reiche geschlagen. Obwohl die Regierung in streng absolutem Sinne geführt wurde, erfreuten sich die Unterthanen eines schönen materiellen Wohlstandes; aber auch für die Hebung des Unterrichtes und der Bildung geschah manches Anerkennenswerthe. Bedeutsam für den Aufschwung von Handel und Verkehr war der Bau der ersten Locomotivbahnen unter Kaiser Ferdinand, der Nordbahn und der Südbahn.

Als die Ereignisse des Jahres 1848 die Nothwendigkeit einer freisinnigeren Richtung im Staatswesen dringend nahelegten, war es Ferdinand „der Gütige“, der mit dem alten Systeme brach und dem Verfassungsleben in Österreich Bahn machte. Da jedoch auf diesem Wege die unzufriedenen Elemente nicht mehr eingedämmt werden konnten, entsagte er am 2. December 1848 der Krone zu Gunsten seines Neffen, unseres jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I., um die Zügel der Regierung einer jungen frischen Kraft in die Hand zu legen.

Unter schwierigen Verhältnissen bestieg Kaiser Franz Josef den Thron; der Monarch und seine Völker hatten innere Kämpfe und auswärtige Kriege

zu bestehen, bis endlich der Friede wieder befestigt wurde und nun an den Ausbau der Verfassung geschritten werden konnte. Niederösterreich hatte in böser Zeit mit dem Kaiser und den übrigen Ländern des großen Staates alle Leiden getheilt; jetzt nahm es auch an den Segnungen des Friedens und dem allgemeinen Aufschwunge auf den Gebieten der Industrie, des Handels und Verkehrs, der Bildung lebhaften Theil. Die Gewerbefreiheit, der Ausbau unseres großen Eisenbahnnetzes, die neue freisinnige Schulgesetzgebung, die mächtige Förderung von Kunst und Wissenschaft sind neben der wiedergegebenen Verfassung die größten Errungenschaften, welche wir der Regierung unseres Kaisers Franz Josef verdanken. So sehen wir unser geliebtes Heimatland schön und blühend, seine Bewohner thatkräftig und tüchtig, und es gilt in gleicher Weise von ihm, was der große vaterländische Dichter Anastasius Grün von der „Austria“ singt:

„Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Dass bei dir die edlen Keime reich und herrlich Früchte tragen!“

Die vorstehende geographische und geschichtliche Schilderung gilt dem ganzen Lande Niederösterreich, über das wir zuerst eine übersichtliche Umschau halten wollten; nun aber mag uns der freundliche Leser auf einer Reihe von Wanderungen durch die einzelnen Gebiete desselben begleiten, um auf diesen Pfaden eine genauere Kenntnis von Land und Leuten zu gewinnen.

II. Wien, die alte Kaiserstadt.

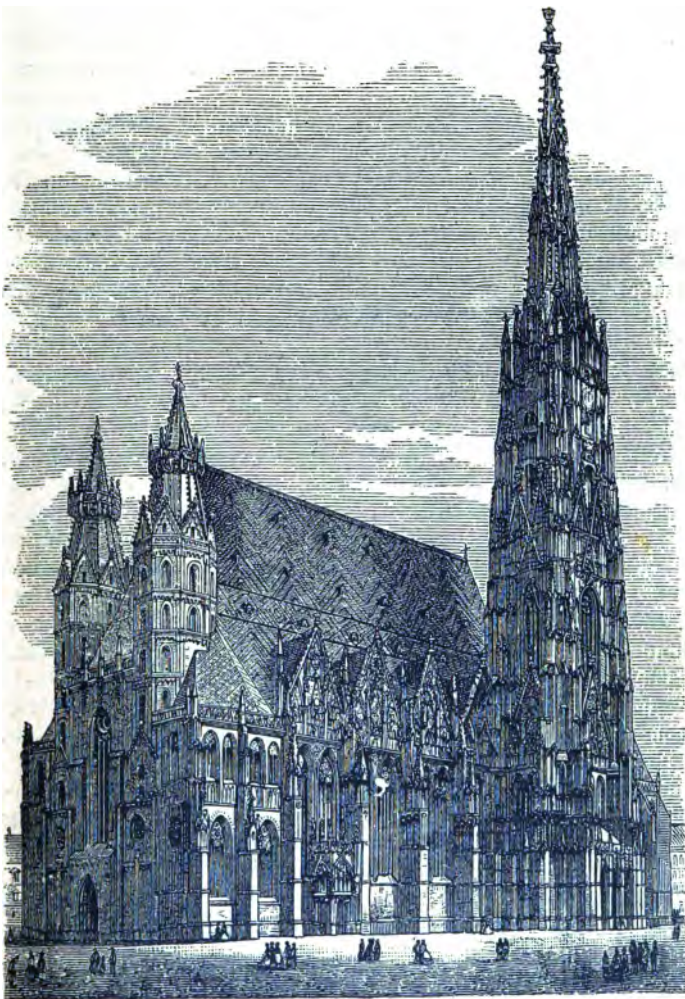
(Wiens Größe. — Der Boden Wiens. — Die Lage der Stadt. — Ihre Geschichte. — Das alte Wien. — Rundgang durch das heutige Wien: Stadt und Vorstadtbezirke. — Die Donauregulierung. — Die Bewohner Wiens und ihr Charakter. — Wiens Bedeutung. — Der Prater.)

Nur wenige Städte trägt der Boden Europas, die sich mit unserem Wien an Größe messen können, wenige, deren Geschichte reicher und ruhmvoller wäre, keine unter den Großstädten aber, die eine so schöne und wechselvolle Umgebung aufzuweisen hätte. Die Herrlichkeit der nachbarlichen Gegend weiß der Wiener zu schätzen, für die Größe seiner Vaterstadt jedoch fehlt ihm das Maß. Den überwältigenden Eindruck der Großstadt, den der Fremde empfängt, kennt er ebensowenig, wie der Alpler die Großartigkeit der Gebirgswelt, der Küstenbewohner die Majestät des Meeres jemals in dem Grade fühlt, als jener, der sie zum ersten Male erschaut.

Und doch, welchem Wiener wird nicht das Herz lauter schlagen, wenn er von der Höhe des Rahlenberges sein geliebtes Wien zu seinen Füßen sieht: das gewaltige Häusermeer inmitten lachender Fluren, von zahllosen Thürmen überragt, unter denen einer sich stolz dominierend erhebt gleich einem König unter seinen Vasallen, der Thurm des St. Stefansdomes. Aber zahlreicher noch streben schlankere Bauten empor und umschließen in weitem Kreise das innere Stadtgebiet, die Zeugen rastlosen Fleißes und emsiger Thätigkeit; denn immer neu entsenden sie schwerqualmende Rauchsäulen, die sich über die Häusermassen breiten und dieselben unserem Blide zu entziehen drohen. In diesem Dunstkreise und unter diesen viel tausend Dächern, die das Auge kaum zu entwirren vermag, lebt und webt mehr als eine Million Menschen! Wie viel an Freud und Leid, an Hoffnung und Entbehrung, an Kraft und Verzagen birgt eine solche Stadt! Weite Lande könnte man mit dieser Million bevölkern; manch Königreich wurde aufgerichtet, das nicht so viel Bewohner zählte. Dreizehn Kronländer unseres Kaiserstaates haben ansehnlich weniger Einwohner als diese einzige Stadt, deren Stimme daher auch mehr wiegt als die so manchen Landes. Darum preist auch mehr als ein Sprichwort die Größe Wiens, und namentlich für den europäischen Osten war die alte Kaiserstadt seit jeher ein Gegenstand fast heiliger Verehrung. Weit hin macht sich auch das gewaltige Häusermeer Wiens bemerkbar, und wenn man es nicht zu sehen vermag, so kann man doch die Stelle, die es einnimmt, auf viele Meilen weit erkennen: des Tags an der schweren Dunsthülle, welche über der Stadt lagert, zur Nachtzeit aber an dem Widerschein des Lichterglanzes, der ebensowohl vom Gipfel des Schneeberges aus, wie von der Spitze des Inaumer Rathhausthurmes sichtbar ist.

Nicht viele von denen, die heute in den lärmenden Straßen und Gassen Wiens sich bewegen, wissen, daß vor ungezählten Jahrtausenden Meer flutete, wo jetzt Haus an Haus sich drängt, und daß ein Leben ganz anderer Art als heute auf dem jetzigen Stefansplatze und in der Kärntnerstraße damals wogte. Wien steht auf Meeresgrund, ist aber nicht, wie von manch anderer Stadt erzählt wird, in die Tiefe hinabgesunken, sondern das Wasser hat ihm vielmehr Platz gemacht. Das ganze Wiener-Becken war einst mit salziger Flut erfüllt, deren Spiegel wohl über 400 m höher lag als heute die Adria. Das Ufer dieses ehemaligen Meeres läßt sich noch an den Bergen, die das Becken einschließen, erkennen; gerollte Steine und Knochen, Treibhölzer und Kalkbänke bezeichnen diesen Ufersaum. Das Land war in Folge des fast tropischen Klimas mit einer reichen Flora bedeckt und von großen Säugethieren bevölkert, während das Meer eine Unzahl von Bewohnern barg, die mit denen viele Ähnlichkeit haben, welche heutzutage im Mittelmeer und an der westafrikanischen Küste leben.

Aus diesem Meere schieben sich nun im Laufe der Zeiten verschiedene Sedimente oder Niederschläge ab: in der Mitte und in den größten Tiefen



Die Stefanskirche.

ein Schlamm, der später zu Tegel¹ erhärtete, mehr gegen das Ufer, an den feichteren Stellen, Sand; an dem Ufer aber blieb das Gerölle und entstanden Kalkbänke, Korallenriffen ähnlich, aus einer kalkabsondernden Alge. Da der größte Theil dieser Gebilde von jüngeren Bildungen überlagert wurde, so können wir dieselben meist nur in der Nähe des einstigen Ufers entblößt finden.

Nach der Ablagerung der marinen Schichten trat eine Veränderung des Bedens ein, das Meerwasser wurde durch den Zufluß von Süßwasser brackisch², wie dies auch an der Mündung großer Flüsse geschieht, in Folge dessen die wahren Seethiere allmählich aussterben mußten. Die im allgemeinen einförmige Thierwelt glich der des Schwarzen Meeres. In den brackischen Schichten dieser Zeit, welche ebenfalls aus Tegel, Sand und Sandsteinen bestehen, findet man Reste von großen Landthieren, dann von See- hunden, Delfinen, Schildkröten und Fischen, aber weniger Schalthiere als in den marinen Schichten.

Nachdem die brackischen Wässer ihren Abzug gefunden hatten, füllte sich der Binnensee ganz mit süßem Wasser, aus welchem sich ein Schlamm niederschlug, den wir heute als Tegel von Inzersdorf bezeichnen, weil die großartigen Ziegeleien dieses Ortes ihm angehören. Dieser Tegel, über welchem stellenweise Sand, Schotter oder Lehm lagert, enthält nur Reste von Süßwasser- und Landthieren; unter den letzteren finden sich manche gewaltige, sonderbare Thiergestalten, wie das Mastodon (ein Elephant), das Dinotherium (Schreckenthier), das Rhinoceros mit einem Horn und ohne Horn und andere. Der Süßwassertegel bildet die Unterlage für die Stadt Wien und tritt in dem nordöstlichen Theile des Bezirkes Wieden und in angrenzenden Theilen der Bezirke Landstraße, Margarethen und Mariahilf, sowie bei dem Arsenal und am Wienerberge zu Tage.

Unter gleichzeitiger Änderung des Klimas fanden allmählich die Wassermassen des Wiener-Bedens durch die „ungarische Pforte“, den heutigen Weg der Donau nach Ungarn, ihren Abfluß; doch traten noch wiederholt große Überflutungen ein, deren Zeugen stellenweise abgelagerte Schotter- und Lehmschichten sind. Diese enthalten Reste von Säugethieren, die heute nicht mehr existieren, so vom Mammuth, vom Ur-, vom Schelch oder Riesenhirsch und vom Höhlenbären. Um aber das Bild von dem Boden, auf dem unser Wien steht, zu vollenden, sei noch erwähnt, daß von allen diesen bisher genannten Schichten an vielen Stellen keine einzige deshalb zutage tritt, weil sie eine mitunter bis zu 10 und 12^m mächtige Schuttbede überlagert, die von zerfallenen Bauten oder absichtlichen Ausfüllungen herrührt.

¹ So nennt der Volksmund den ziemlich kalkhaltigen Thon im Wiener-Beden und auch in Ungarn.

² Brackwasser ist eine Mischung von Salz- (Meeres-) und Süßwasser.

Aus der obigen Darstellung geht hervor, daß heute die Donau das Sammelbett für alle Gewässer des Wiener-Beckens ist, welche, vom Wienerwalde und Wechsel, vom Leithagebirge, vom österreichischen Granitplateau und den Karpaten, ja selbst vom fernen Giesenge kommend, dasselbe durchfließen. Die Donau hat aber auch für das Wiener-Becken noch eine ganz andere Bedeutung; denn sie ist ja bekanntlich der Hauptstrom der gesammten Monarchie, welcher deren Westen und Osten miteinander verbindet. Und an diesem Strome, nach dem man unser Vaterland mit Fug und Recht den „Donaufstaat“ benennt, muß auch dessen Hauptstadt liegen. Dazu ist kein Ort der Monarchie besser außersehen als Wien, wie keine Stadt derselben überhaupt eine bedeutsamere Lage hat.



Herzog Heinrich Jasomirgott.

Auf und an der Donau führen aus dem Herzen Deutschlands die Wege nach Wien und von hier ebenso nach dem Osten der Monarchie, wie nach dem Südosten Europas. Von dem Süden her kommen die wichtigsten Wege über die Ostalpen nach Wien, denn dies liegt an jener Stelle des Donaulaufes, der von der Adria und

von Triest am leichtesten zu erreichen ist. Die Straßen der Römer und des Mittelalters nahmen denselben Weg wie heute die Semmeringbahn. Und da nicht minder Straßenzüge von Norden her, von der Oder und Weichsel und selbst aus Böhmen, durch das Thal der March den bequemsten Weg zur mittleren Donau ins Wiener-Beden fanden, so ist bei Wien von allen Weltgegenden her ein natürlicher Vereinigungs- und Kreuzungspunkt für Verkehr und Handel. Hier bei Wien treffen aber nicht bloß die Hauptverkehrswege des Reiches zusammen, sondern im Angesichte der Kaiserstadt berühren sich an der Donau auch die drei Hauptgebirgssysteme unseres Vaterlandes, die Alpen, die Karpaten und das böhmisch-mährische Hochland; hier reichen sich ferner die drei Hauptstämme der Monarchie, die Deutschen, Slaven und Magyaren, nachbarlich die Hände und auch die übrigen Völker entsenden ihre Vertreter nach der gewaltigen Metropole.

Der wichtigen geographischen Lage Wiens entspricht seine und der ganzen Gegend hohe geschichtliche Bedeutung. An der Stelle der heutigen Kaiserstadt stand schon im Alterthume eine keltische Ortschaft, dann die Römerstadt *Vindobona*, welche zur Zeit des Markomannenkrieges als Winterquartier der Legionen und Station der römischen Donauflotte ihre Blüte erreichte. Nach dem Zurückweichen der Römer von den Gestaden der Donau bedeckt durch Jahrhunderte ein dichter Schleier die Schicksale unserer Stadt. Dafs diese keine ruhigen und friedlichen gewesen, werden wir leicht schließen können, wenn wir uns daran erinnern, dafs seit dem Auftreten der Rugier nacheinander Gothen, Langobarden und Avarn den Boden des heutigen Niederösterreich innehatten, bis das Reich der letzteren durch Karl den Großen gestürzt ward und dieser die Ostmark gründete. Damals war *Tulln* Landeshauptstadt. Die karolingische Mark im Ostlande wurde von den wilden Horden der Magyaren erobert; aber in der durch Otto den Großen erneuerten Ostmark weckte das glorreiche Geschlecht der *Babenberger* junges Leben und auch unsere Stadt sollte unter neuem Namen wieder erstehen. *Heinrich II. Jasomirgott* war es, der seine alte Burg *Mödling* verließ und „*Wiene*“ an der Donau (um 1142) zur Residenz erkor; in einer Urkunde des Jahres 1137 wird Wien zuerst als Stadt angeführt. Der Platz „am Hof“ bezeichnet noch die Stelle von *Heinrich's Hofburg* und den Kern des ältesten, wenig umfangreichen Wien. Der Graben, heute im Centrum Wiens, grenzte schon an den Stadtgraben, das 1158 gegründete *Schottenkloster* sammt der Freieung, sowie die *St. Stefanskirche* lagen außerhalb der Stadt.

Große Verdienste um das Erblühen Wiens erwarb sich *Herzog Leopold der Glorreiche*. Dieser gab Wien ein besonderes Stadtrecht, sowie das wichtige Stapelrecht, wornach alle in diese Stadt gebrachten Waren vor dem Weitertransporte daselbst zum Verlaufe ausgedoten werden mußten, und setzte einen Magistrat von 24 Bürgern ein. Seinen Hof zu Wien

machte er zu einem Hauptsitze des Minnefangs und verschönerte die Stadt durch ansehnliche Gebäude, namentlich durch die neue (jetzt die alte) Burg, welche vor den Mauern Wiens lag. Der jetzige Kohlmarkt (damals der Kohlenmarkt) war noch im Jahre 1365 keine Straße. Die immer wachsende Stadt, öfter mit den Landesherren in Streit, wurde von Kaiser Friedrich II. 1237 zur Reichsstadt erhoben, verlor aber bald wieder ihr reichsstädtisches Privilegium.

Als nach dem Aussterben der Babenberger Premysl Ottokar Herr von Österreich ward, begnadete er Wien mit vielen Vorrechten und erweiterte und verschönerte die Stadt, in deren Bereich nun auch die Burg und das Schottenkloster gezogen wurden. Durch Herzog Rudolf den Stifter, welcher den Grund zum jetzigen Stefansdome legte, erhielt Wien 1365 die Universität, die ein Jahrhundert später von 7000 Studenten besucht war. Im Jahre 1469 wurde die Stadt Bischofssitz. Als Hoflager der römisch-deutschen Kaiser gewann Wien neuen Glanz und galt zugleich als östliches Hauptbollwerk Deutschlands gegen die Barbaren, als „ein groß und fest Gränzhause des Teutschlands“ und als „Vormauer der Christenheit.“ Die in dasselbe gesetzten Erwartungen hat es auch in den beiden siegreich zurückgeschlagenen Türkenbelagerungen der Jahre 1529 und 1683 glänzend gerechtfertigt und seine Bürgerschaft dabei unvergänglichen Ruhm erworben.

Als die Türken zum zweiten Male heranzogen, wurden die inzwischen schon bedeutend gewordenen Vorstädte außerhalb der Mauern Wiens eingedämmt; jetzt wurden sie neu aufgeführt und 1704 mit einem Linienwall umgeben, der noch heute besteht. Unter der Regierung Kaiser Karl's VI., der hochherzigen Maria Theresia und des edlen Josef II. wurde Wien durch zahlreiche öffentliche und Privatbauten bedeutend verschönert und obwohl wiederholt von der Pest heimgesucht, nahm es an Einwohnerzahl stetig zu. Seit 1781 wurde das Glacis vor den Befestigungswerken der eigentlichen (inneren) Stadt zu Spaziergängen umgewandelt, doch vertheidigte sich Wien noch 1809 gegen Napoleon als Festung. Nach dem Abzuge der Franzosen wurden die von ihnen theilweise gesprengten Festungswerke zwar wieder hergestellt, aber Wien doch nicht wieder als Festung angesehen. In den Jahren 1814 und 1815 tagte in unserer Stadt, wo 1738 und 1809 wichtige Friedensschlüsse stattgefunden hatten, der große Congress europäischer Potentaten und Staatsmänner, welcher die durch Napoleon geänderten politischen Verhältnisse des Continents regelte.

Eine neue Epoche in der Geschichte Wiens datiert seit dem 20. December 1858, an welchem Tage unser jetzt regierender Kaiser Franz Josef I. die Demolierung der alten Befestigungswerke, welche bisher die innere Stadt wie in Fesseln gehalten und von den jenseits der Glacis gelegenen Vorstädten getrennt hatten, verordnete und damit die „Stadt-

erweiterung" einleitete, welche Wien im Laufe eines Jahrzehnts vollständig umgestaltete. So wurde der alten Residenz auch äußerlich der Stempel einer Weltstadt aufgedrückt und eines der großartigsten Friedenswerke der Neuzeit begründet.

Die seit dem Jahre 1860 energisch betriebene Stadterweiterung gestaltete das alte Wien in eine ganz neue Stadt um, und auch die Wiener selbst machten in vieler Beziehung diese Wandlung mit. Aber kaum drei Jahrzehnte waren seit dem Beginne der Stadterweiterung vergangen, als sich Wien für die stets wachsende Bevölkerung wieder zu klein erwies. Da dachte man daran, auch die Linienwälle zu beseitigen, um dadurch abermals Raum für neue Wohnhäuser zu schaffen. Dazu kam noch, daß die sogenannten Vororte Wiens, welche die Vorstädte außerhalb der Linienwälle in weitem Kranze umschlossen hielten, im Laufe der letzten Zeit immer städtischer geworden waren. Diese als neue Bezirke mit Wien zu vereinen, schien für die weitere Entwicklung desselben nothwendig. Auch hiez zu unser Kaiser den entscheidenden Schritt gethan, indem auf seine Veranlassung durch ein eigenes Gesetz vom 19. December 1890 die Vereinigung von 18 anderen Vororten mit Wien bestimmt wurde. So ist Wien heute mit den einverleibten Vororten zu einer gewaltigen Riesenstadt verschmolzen.

Aus dem Gefagten geht hervor, daß man heute zwischen dem alten und dem neuen Wien unterscheiden muß. Da es aber der jungen Generation wohl auch von Interesse sein mag, sich ein Bild von jenem alten Wien, in dem ihre Väter einst gelebt und gewaltet, zu machen und es in Erinnerung zu behalten, wollen wir zunächst dieses in Kürze charakterisiren und dann erst unsere Wanderung durch das heutige Wien antreten.

Wie bereits erwähnt, umschlossen bis zum Jahre 1860 die alten Festungswerke, die „Bastien“, die innere Stadt, welche eine Stunde im Umfange hatte. Die mit Aileen bepflanzen, 13 bis 19 m hohen Bastien waren beliebte Spaziergänge, welche auf die ringsum liegenden Glacis, die Vorstädte, die Praterauen und das benachbarte Gebirge eine schöne Aussicht boten. Durch die Bastien führten zwölf Thore in die innere Stadt. Vom Glacis aus gelangte man zu ihnen auf Brücken, welche den alten Wassergraben, den nunmehr mit einer stattlichen Pappelallee gezierten „Stadtgraben“, überschritten. Das schönste Thor, das von Kaiser Franz erbaute und noch heute stehende Burgtor, liegt im Südwesten am weitesten von der Donau; von dort bis zur Ferdinandsbrücke folgten nacheinander: das neue und das alte Kärntnerthor, das Karolinen-, das Stubenthor und das schöne Franz-Josefs-Thor, welches gleichfalls bis heute erhalten blieb, zwischen zwei gewaltigen Kasernen in Rohziegelbau. An der Donauseite der inneren Stadt lagen das Rothenthurmthor und das Schanzlthor, an der Nord- und Nordwestseite das Neuthor, das Fischer-, Schotten- und Franzenssthor.

Die innere Stadt, welche in das Schotten-, Wimmer-, Kärntner- und Stuben-Biertel getheilt war, zählte 1184 Häuser, 127 Gassen, 20 Plätze und im Jahre 1858 55.000 Einwohner. Sie war als Sitz der Regierungsgebäude, der schönsten Kirchen, Paläste, Kaufläden und der meisten Sammlungen, sowie vermöge ihres Alters der Brennpunkt Wiens; aber die Straßen und Gassen waren zumeist sehr enge, trumm und düster, die Plätze, wenige ausgenommen, gleichfalls sehr beschränkt. Die Wohnhäuser, vorwiegend mit Ziegeldächern versehen, waren viele Stockwerke hoch, am „Tiefen Graben“ standen (und stehen noch heute) Häuser von 6 bis 7 Stockwerken. Die schönen Bauwerke, als Paläste, Kirchen und dergleichen gelangten, da sie ringsum von anderen Gebäuden eng eingeschlossen waren, gar nicht zur Geltung. Dabei herrschte in vielen Gassen und auf mehreren Plätzen ein ungemein lebhafter Verkehr von Fußgängern und auf dem Granitpflaster laut rasselnden Wagen, welcher Aug' und Ohr des ungewohnten Fremden völlig betäubte.



Herzog Rudolf der Stifter.

Charakteristisch für das alte Wien sind jene großen Gebäudemassen, „Höfe“ genannt, welche ihres bedeutenden Umfanges wegen ein abgeschlossenes Ganzes bilden und sich zum großen Theile aus der Zeit herfschreiben, wo die geistlichen Stifte und Klöster in der Stadt Wien an Grund und Boden sehr begütert waren und die jetzt Hunderte und Tausende von Bewohnern bergenden Gebäude herstellten. Solche geistliche Höfe sind der Schottenhof, der Mellerhof, der Heiligenkreuzerhof, der Domherrenhof, der Zwettlhof; andere derartige Gebäude der Trattnerhof, der Matschakerhof, der Schmiedendourmhof, der größte von allen das nunmehr demolierte Bürgerhospital, das vormals 11 Höfe, über 400 Wohnungen und 1400 Bewohner zählte. Auch die Vorstädte besaßen derartige ausgedehnte Gebäudecomplexe, wie die Wieden das Etarhembergische Freihaus, der Alsergrund das sogenannte Nothe Haus. Eine andere Eigenthümlichkeit Wiens sind die vielen „Durchhäuser“, durch deren Hofräume abkürzende Wege für Fußgänger führen, auch deshalb angenehmer, weil man vor Wagen gesichert ist. Wie aber an schönen, öffentlichen Gebäuden, war das alte Wien auch an Denkmälern arm.

Das mehrfach erwähnte, im Durchschnitt 600 Schritte breite Glacis umgab die innere Stadt ringsum, mit Ausnahme jener Seite, welche unmittelbar an den Donau-Canal herantritt. Letzterer ist ein natürlicher Flußarm, der Canal heißt, weil er im Jahre 1598 künstlich erweitert wurde. Das Glacis schloß zwei große Exercierplätze, vor dem Franzenthore und vor dem Franz Josefs-Thore, ein und war im übrigen mit Rasenplätzen bedeckt, welche von zahlreichen Alleen für Fuhrwerke und Fußgänger durchkreuzt wurden. Auf dem „Wasserglaci“ vor dem Carolinenthore stand ein bescheidener Cursalon mit Trinkhalle, wo, wie in dem vor der Burg gelegenen Volksgarten und in dem auf der Höhe der Basti daneben befindlichen „Paradeisgarten“, häufig Concerte stattfanden. Im Süden und Osten durchschnitt der mehrfach überbrückte Wienfluß das Glacis. Auf seinem rechten Ufer lag bei der Mondscheinbrücke der merkwürdige „Zandelmart“, ein kleiner Stadttheil, aus Hunderten von dichtgedrängten Holzbuden bestehend, wo tagsüber Trödel und Kram aller Art feilgeboten wurde. Weiter abwärts vor der Stubenthor-Wienbrücke befand sich bis zum Jahre 1849 der Hafen des Wiener-Neustädter Canals, der dann vor die Stadt hinaus (nächst der St. Marzer-Linie) verlegt wurde; das Canalbett innerhalb des Stadtgebietes ward später für eine Eisenbahn (die Verbindungsbahn) verwendet. Ein interessanter Marktplatz war auch „am Schanzl“, der Uferlände des Donau-Canals vor der inneren Stadt, wo die Obst-, Gemüse- und Salz- zillen ihre Waren abluden.

Um das Glacis herum breiteten sich die Vorstädte aus, die erst seit der zweiten Türkenbelagerung neu aufgebaut worden und allmählich durch Verbauung von Gärten, Feldern und Weingärten unmittelbar aneinander gerückt waren. Man zählte deren 34; im Norden, jenseits des Donau-

Canals, lagen Leopoldstadt und Jägerzeile; dießseits des Canals folgten von Ost gegen Süd und West: Unter den Weißgärbern, Erdberg, Landstraße, Alte und neue Wieden, Schaumburgergrund, Hüngelbrunn, Laurenzergrund, Magleinsdorf, Mikolsdorf, Margarethen, Reinprechtsdorf, Hundsturm, Gumpendorf, Magdalenagrund, Windmühle, Laingrube, Mariahilf, Spittelberg, St. Ulrich, Neubau, Schottenfeld, Altklerchenfeld, Josefstadt, Strozzengrund, Alservorstadt, Breitenfeld, Michelbeuerngrund, Himmelpfortgrund, Thury, Dichtenthal, Althan und Rossau.

Da man bei der Anlage der Vorstädte hinsichtlich des Raumes nicht so beengt gewesen, wie im Gebiete der inneren Stadt, so waren die Straßen hier breiter und gerade, die Häuser niedriger, zumeist nur ein bis zwei Stockwerke hoch, und inzwischten breiteten sich theils größere Gartencomplexe, theils zahlreiche Hausgärten aus. Radienförmig giengen die Hauptstraßen der Vorstädte von dem gemeinsamen Centrum, der inneren Stadt, aus und führten zu den Thorstellen des Linienalles, den sogenannten „Linien“, deren damals dreizehn bestanden: die Erdberger-Linie (zunächst dem rechten Ufer des Donau-Canals), dann süd-, west- und nordwärts im Kreise folgend die Marger-, Belvedere-, Favoriten-, Magleinsdorfer-, Hundstürmer- (Schönbrunner-), Gumpendorfer-, Mariahilfer-, Lerchenfelder-, Hernals-, Währinger-, Rusldorfer- und Favoriten-Linie, die letzte vor der Leopoldstadt.

Unser Wien ist, wie andere große Städte, wie das alte Rom, wie Paris und London, im Laufe der Jahrhunderte aus einer großen Anzahl einzelner Ortschaften und Gemeinden zu einem großen Ganzen zusammengewachsen, denn die oben genannten 34 Vorstädte waren vormalß zumeist selbständige Gemeinden, die sich erst spät mit der inneren (eigentlichen) Stadt zur „Großcommune Wien“ vereinigten.

Im Jahre 1863 wurde die alte Eintheilung in Vorstädte aufgehoben und Wien in einen Stadt- und acht Vorstadtbezirke eingetheilt, wobei der Donau-Canal, der das Gemeindegebiet durchschneidende Wiensfluß, die neu angelegte, die Stadt umziehende Lastenstraße und die bedeutendsten Radialstraßen in den Vorstädten als Grenzlinien angenommen wurden. Diese neuen Bezirke waren: I. Stadt, II. Leopoldstadt, III. Landstraße, IV. Wieden, V. Margarethen, VI. Mariahilf, VII. Neubau, VIII. Josefstadt, IX. Alservorstadt. Dazu kam noch bald der neue ausblühende X. Bezirk Favoriten, der früher — noch klein und unansehnlich — mit der Wieden vereinigt war.

Sind wir vorhin der Vergangenheit gerecht geworden, so wollen wir uns jetzt mitten hinein versetzen in das gegenwärtige Leben und Weben Wiens, das auf dem Stefansplatze seinen Brennpunkt findet. Angesichts des altherwürdigen Domes zu St. Stefan entwickelt sich das regste Treiben, der großartigste Verkehr in der anmuthenden Kaiserstadt. Den ganzen Tag über drängen sich hier die Passanten, theils in geschäftiger Eile, theils in

gemächlicher Schaulust; denn zahlreiche Kaufläden mit prunkenden „Auslagen“ wetteifern darin, die Menge anzuloden, und dazwischen durchkreuzen in selten unterbrochener Reihe Privat- und Mietwagen aller Art den beengten Raum des Stefansplatzes. Das Sehenswerteste hier ist und bleibt aber der mächtige Dom, ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst aus den Jahren 1359 bis 1562, die vorzüglichste gothische Kirche im ganzen Reiche. Sein hoch emporragender (137 m) schlanker Thurm ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt. Von ihm sagt ein altes Sprichwort: „Wien hat viele Thürme, aber nur einen St. Stefan“. Von welcher Weltgegend immer, Süd und Südwest ausgenommen, der Wanderer kommen mag, so wird er, bevor er von der Stadt nur das Geringste wahrnehmen kann, doch schon den grauen Thurm erblicken, der ihm den Platz ankündet, wo Wien liegt. Der Wiener kann sich seine Vaterstadt ohne Stefansthurm, auf den er so stolz ist, gar nicht denken, und sie schien ihm verwaist in den Jahren, da der (1839 und 1860) abgetragene haufällig gewordene Thurm erneuert wurde. Und wie lohnend ist es, seine Höhe zu ersteigen, um von dort einen überwältigenden Ausblick über das Häusermeer der Stadt, die Donau und ihre Auen, die umliegenden Gebirge und die in düstiger Ferne verschwimmende Ebene zu gewinnen. Bis zur Thurmuhr führen nicht weniger als 750 Stufen, die schlankke Spitze muß mit Leitern erreicht werden. Auf zwei Drittel der Höhe ist eine Bank angebracht, ein für die Geschichte Wiens ewig denkwürdiger Punkt, denn von hier aus beobachtete im Jahre 1683 Graf Starhemberg die Unternehmungen der Türken gegen die hart bedrängte Stadt.

Ein zweiter, noch größer angelegter Thurm ist unvollendet geblieben. Betreten wir das Innere des ganz aus Sandsteinquadern ausgeführten Domes, dessen Außenseiten reich mit Pfeilern und Giebeln, Bildwerken und Denksteinen geziert sind, so umfängt uns ein zur Andacht stimmendes Halbdunkel, in welchem unser Blick nur mit Mühe das hohe Deckengewölbe erreicht. Neben anderen Grabmälern finden wir hier die Ruhestätte Herzog Rudolph's IV. des StifTERS, der den Dom in seiner heutigen Gestalt begründete, des Kaisers Friedrich III. und des Prinzen Eugen von Savoyen. Unter der Stefanskirche liegen in drei Stockwerken ausgebreitete Kataomben, die vormalig zur Leichenbestattung dienten und, mit zahllosen Knochen und Schädeln erfüllt, jetzt nur mehr zum Theile zugänglich sind. Der Stefansplatz selbst war bis auf Kaiser Josef II. ein Friedhof.

An diesen Platz stößt südlich ein kleinerer, der erst in den letzten Jahren durch Demolierungen geräumiger gewordene „Stock-im-Eisen-Platz“. Er führt seinen Namen nach dem „Stock-im-Eisen“, dem umgekehrten Stumpfe einer Lärche, in den einst jeder zugewanderte Schlossergefelle einen Nagel schlug, bis er vollständig gepanzert war. Dies älteste Wahrzeichen Wiens soll zugleich die Stelle bezeichnen, wie weit einst der Wienerwall

reichte. Eine Sage erzählt, der Rath der Stadt habe den Stamm mit einem Eisenband umgeben und dasselbe mit einem Schlosse verschließen lassen, welches kein Mensch zu öffnen vermochte. Dieß Schloß verfertigte ein fremder Geselle, der für seine Arbeit schier unerschwinglich hohen Lohn begehrte. Da der Stadtrath die Bezahlung verweigerte, schleuderte der Geselle den Schlüssel hoch in die Luft und hob sich von dannen. Der Schlüssel fiel aber nimmer herunter. Nun schrieb der Rath einen hohen Preis aus für den, welcher im Stande sei, zu dem Schlosse einen passenden Schlüssel anzufertigen. Nachdem viele Schlosser ihre Kunst vergeblich versucht hatten, machte sich ein pffiffiger Lehrlinge daran, den Preis zu gewinnen. Da er bemerkt hatte, daß stets, wenn er den Schlüssel in die Esse brachte, eine unsichtbare Hand den Bart umdrehte, setzte er diesen mit dem Dot verkehrt an und steckte ihn in die Kohlen; da drehte die unsichtbare Hand den Bart des Schlüssels um, und — sie war betrogen: denn nun paßte der Schlüssel.

Ein anderes Wahrzeichen Wiens ist der Basilisk, dessen stark verwittertes Bild aus Stein gehauen noch heute an einem Hause der engen Schönlaterngasse zu sehen. Der Sage nach zeigte sich am 26. Juni des Jahres 1212 im Brunnen gedachten Hauses ein gar gräßliches Ungethüm „fast in Gestalt eines großen Hahnes, aber greulich anzusehen, mit vielzackigem Schuppenschwefel, plumpen, warzigen Füßen, wunderbarlich glühenden Augen und ein Krönlein auf dem Haupte“. Es schien, als sei das Thier aus einem Hahn, einer Kröte und einer Schlange zusammengesetzt; da man wußte, daß sein giftiger Blick tödtete, wurde der Brunnen mit Steinen und Erde bis oben angefüllt und so das Ungethüm erdrückt. Aber selbst die bösen Dünste, die aus dem verschütteten Brunnen aufstiegen, brachten mehreren Menschen einen jämmerlichen Tod.

Noch lehren wir auf den Stefansplatz zurück; von ihm laufen die belebtesten Straßen Wiens aus, nach Süden die „menschenwimmelnde“ Kärntnerstraße, nach Norden die Rothenthurmstraße. Beide ziehen krumm und größtentheils sehr enge zwischen hohen Häuserreihen hin; erstere hat aber gegen die Ringstraße und Wieden eine neue Verlängerung erhalten, die breit und glänzend ist. Enger noch und darum auch düsterer sind die meisten Seitenstraßen und Gassen der Stadt. Hier ist, wie überhaupt in dem größten Theile der inneren Stadt, den Häusern das liebe Sonnenlicht gar knapp zugemessen und nur die Bewohner der obersten Stockwerke oder der Mansarden bekommen ein Stück Himmel zu Gesicht. Noch finsterner ist's in den Höfen und Fluren und die Stiegenräume in vielen Häusern müssen den ganzen Tag über künstlich erleuchtet werden. Im Erdgeschoße stößt aber ein Verkaufsladen an den anderen, groß und glänzend, mit mehrere Meter hohen Spiegeltafeln; in den Hauptstraßen, bescheidener in den Seitengassen, ärmlich mitunter noch in den entlegenen Nebengäßchen.

Sehr zahlreich sind die Gast- und Kaffeehäuser und auch den größten Theil des Tages über stark besucht, denn immer gibt es viele Fremde in Wien, mehr noch Einheimische, deren Zeit nicht allzu kostbar, und endlich liebt der Wiener überhaupt das Wirts- und das Kaffeehausleben, dem er gerne ein Stündchen opfert.

Gilt das bisher Gesagte im allgemeinen, so hat doch manche Straße der inneren Stadt ihren besonderen Charakter. Eine Straße der Paläste ist die schmale und düstere Herrengasse. Da stehen neben mehreren herrschaftlichen Palais das niederösterreichische Landhaus, wo der Landtag sich versammelt, das Gebäude der niederösterreichischen Statthaltereie, das alte und das neue in Renaissance ausgeführte Gebäude der Nationalbank; Verkaufsgewölbe finden sich deshalb hier spärlicher. In der Wipplingerstraße (ehemals Wilbingerstraße und Wilbwertergasse) steht das alte Rathhaus, wo früher Bürgermeister und Magistrat residirten und der Gemeinderath seine Sitzungen hielt. Drei Stockwerke tief unter ihrem Niveau wird die Wipplingerstraße vom Tiefen Graben durchschnitten, der überbrückt ist und einst ein Theil des Stadtgrabens war; man gelangt zu ihm aus jener auf schmaler Wendeltreppe, die innerhalb eines Hauses hinabführt. Hier stehen die höchsten Wohnhäuser Wiens, die sechs bis sieben Stockwerke zählen. Unweit der beiden letztgenannten Straßen befindet sich das alte winkelige Judenviertel, wo noch heute in engen Gassen viele Juden beisammen wohnen und ihre Verkaufsläden halten. In der Judengasse trieben sie bis in die allerjüngste Zeit Handel mit Kleidern und anderen Utensilien auf offener Straße. Ein eigenthümliches Gepräge erhält der Fleischmarkt, wo in früheren Jahrhunderten die Fleischer ihre Verkaufsstände hatten, durch die zahlreichen Orientalen, Griechen und Türken, welche in einigen öffentlichen Localen gewöhnlich hier zusammenkommen.

Die Plätze der inneren Stadt sind nicht groß. Am regelmäßigsten sind die im Bereiche der k. u. k. Hofburg gelegenen. Letztere heißt im Volksmunde nur schlechtweg die „Burg“ und besteht aus mehreren, seit Anfang des 13. Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten entstandenen Gebäuden. Der älteste Theil, der heutige Schweizerhof, ward von Leopold dem Glorreichen erbaut, Erweiterungen fanden unter Ottokar und Friedrich III. Statt, ihre jetzige Gestalt erhielt die Hofburg unter Ferdinand I., die schönsten Tracte wurden erst unter Karl's VI. Regierung von Fischer von Erlach ausgeführt. Wohl entspricht ihre äußere Erscheinung nur zum Theile den Erwartungen, die man von der Residenz des Kaisers hegen mag. Doch ist gegenwärtig ein großartiger Neubau auf dem äußeren Burgplatze nach den Plänen des Freiherrn von Hasenauer in Ausführung begriffen, welcher ausschließlich für die Wohnräume der kaiserlichen Familie bestimmt ist. Der Tract gegen den Michaelerplatz zu ist jüngst nach den alten Plänen Fischers von Erlach ausgebaut worden. Außer den bisherigen Wohnräumen der

kaiserlichen Familie beherbergt die Burg den ganzen Hofstaat, die kaiserliche
 Privat- und die Hofbibliothek, die reiche Schatzkammer und die eigentliche
 Hofburgpfarrkirche. Unter den Plätzen, die sie einschließt, sind der innere
 BurGPLatz oder Franzensplatz und der Josefsplatz die bedeutend-
 sten. Auf beiden stehen Denkmäler, auf ersterem das wenig gelungene
 Standbild des Kaisers Franz I., auf letzterem die schönere Reiterstatue
 Kaiser Josefs II. Vor der Burg, von ihr, dem Burghof, dem Kaiser-
 und dem Volksgarten eingeschlossen, liegt der weite äußere BurGPLatz,
 den die kolossalen ehernen Reiterbilder zweier siegreicher Heeresführer
 schmücken. Erzherzog Karl, auf sich bäumendem Pferde, ist in jenem
 ewig denkwürdigen Momente dargestellt, wie er in der Schlacht bei Aspern
 die Fahne des Regiments nach ergriff und dieses gegen den Feind führte.
 Prinz Eugen, „der edle Ritter“, sitzt, den Marschallstab in der Hand, in ruhiger, würdevoller Haltung auf einem starken spanischen Schlach-
 troffe. Beide Denkmäler sind Werke Fernbrunn's. Im Volksgarten, einem beliebten Erholungsorte der Wiener, steht der antike griechische Marmor-
 nachgebildete Theseus-Tempel; in demselben befand sich früher eine schöne
 Marmorgruppe von Canova, welche den Kampf des Theseus mit dem



Kaiser Josef II.

Minotauren darstellt; sie zielt jetzt das Stiegenhaus des kunsthistorischen Hofmuseums. Den schönsten Schmuck des Volksgartens bildet aber das neue Denkmal des großen Dichters Grillparzer von Rundtman und Wehr.

Einen gewissen Gegensatz zu den Plätzen der Hofburg bildet der straßenähnliche *G r a b e n*, seit uralten Zeiten so genannt, weil sich noch im 12. Jahrhundert hart an demselben der Stadtgraben hinzog. Er ist der eleganteste Platz Alt-Wiens, wo sich das öffentliche Leben am regsten und glänzendsten entfaltet, wenn er sich auch trotz mehrerer Neubauten mit der stolzen Ringstraße in keiner Hinsicht, den Verkehr ausgenommen, messen kann. Die Cafés, Verkaufsläden, die Mietzinse, der Preis des Baugrundes und der Gebäude, alles ist hier im höchsten Grade großstädtisch, aber zugleich bürgerlich, da kein herrschaftliches Palais, kein öffentliches Gebäude denselben auszeichnet. Nordöstlich vom Graben, mit ihm parallel, dehnt sich der *H o c h e Markt*, der Mittelpunkt des ältesten Wiens, der Römerstadt und lange Zeit hindurch die Stätte des Hochgerichts. Das jetzige Palais Sina ist ein Theil des ältesten Hauses von Wien, des Berghofs; hier soll das römische Prätorium gestanden haben. Nicht minderes historisches Interesse nimmt der Platz „*a m H o f*“ in Anspruch, denn hier erbaute Herzog Heinrich Jasomirgott die erste Residenz in Wien. Er ist der größte Platz in der inneren Stadt und einer der schönsten Wiens, auf dem im Jahre 1892 dem siegreichen Feldmarschall Grafen Radetzky ein ehernes Reiterstandbild errichtet wurde. Vom Hof führt ein kurzes Gäßchen bergab zum Tiefen Graben und zur Freieung. Ein Gäßchen dieses Gäßchens hieß mit der seit ungefähr 1400 daselbst befindlichen Türkenstatue „*wo der Haib scheußt*“, wornach später die Gasse selbst, vormalig „*am Riel*“ geheißen, „*am Heiden schuß*“ genannt wurde. Der Volksmund bringt diesen Namen mit der ersten Türkenbelagerung Wiens anno 1529 in Verbindung und berichtet, daß zu jener Zeit die Türken eine Mine gegraben hätten, die hier unter dem Hause eines Wäders endete. Dieser aber trug mit seinen Gefellen große Mengen Wassers herbei, das in die bereits geöffnete Mine floss und die vorgebrungenen Türken ersäufte. Historisch beglaubigt ist diese Erzählung nicht im geringsten; vielmehr erhellt aus alten Urkunden des Schottenstiftes, daß jenes Haus lange vor 1529 den Namen „*zum Heiden schuß*“ geführt und wahrscheinlich schon 1042, als die Mongolen Oesterreich überschwemmten, erhalten habe.

Die bereits genannte Freieung ist ein dreieckiger Platz, dessen eine Seite das im Jahre 1158 gegründete Schottenkloster mit seiner Kirche begrenzt. Der Name stammt von dem Asylrechte für Verbrecher her, welches das Kloster seit Heinrich Jasomirgott besaß und das erst unter Kaiser Karl VI. aufgehoben wurde. Jetzt schmückt den Platz ein schöner Brunnen von Schwanthaler, die Austria mit den bedeutendsten Flüssen Oesterreichs darstellend.

Auch auf dem Neuen Markte steht ein schöner Brunnen, den der Niederösterreichische Kaffael Donner im Jahre 1737 modellirte. Die allegorische Mittelfigur, „die Vorsicht“, umgeben vier Figuren, welche Wasser speiende Fische emporhalten. Am Brunnenrande ruhen vier Figuren, welche ebensoviele Nebenflüsse der Donau, die Enns, Ybbs, Traun und March, repräsentieren.

Von hervorragenden Gebäuden der alten inneren Stadt haben wir bisher nur zwei näher betrachtet: den Stefansdom und die Hofburg; außer etlichen Kirchen ist aber auch in dieser Hinsicht sehr wenig nennenswert. Wiens älteste Kirche, das angeblich im 8. Jahrhunderte gegründete St. Ruprechts-Kirchlein, steht in der Judenstadt. Viel bedeutender ist die in der Salvatorgasse hinter dem ehemaligen Rathhause befindliche schöne Kirche Maria Stiegen oder „Maria am Gestade“, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der Blütezeit des gothischen Stils. Ihr siebenediger, hoher Thurm ist fürwahr bewundernswert. An ihrem Fuß floß ehemals die Donau, daher hieß sie das Schifferkirchlein. Jetzt führt von hier eine steile Stiege zum „Salzgries“ hinab, vor dem einst die Salzschiffe landeten. Ein alter Bau, ursprünglich romanisch, aber in verschiedenen Stilen umgebaut, ist die Michaelerkirche gegenüber der Hofburg. An letztere stößt die in den Jahren 1327 bis 1329 errichtete gothische Augustinerkirche, deren Hauptzierde das Grabmal der trefflichen Erzherzogin Maria Christina (gestorben 1793), einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, bildet, von Canova aus weißem Marmor ausgeführt. Ein gothischer Bau ist auch die im Jahre 1276 gegründete Minoritenkirche, in welcher vor allem Raphael's treffliche Mosaik-Copie des heiligen Abendmahls von Leonardo da Vinci die Aufmerksamkeit fesselt. Die unscheinbare Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markte enthält in ihren unterirdischen Räumen die kaiserliche Gruft. Seit 1619 werden hier alle Verstorbenen der kaiserlichen Familie beigesetzt, während vom 14. bis zum 17. Jahrhunderte die Fürstengruft im Stefansdome diesem Zwecke diente. Schließlich sei noch der schönen St. Peterskirche gedacht, eines Kuppelbaues, welchen nach dem Muster des römischen Petersdomes in kleinem Maßstabe Fischer von Erlach ausführte.

Unsere Wanderung durch Wiens innere Stadt hat sich bisher bloß auf das alte Stadtgebiet beschränkt; es erübrigt noch die Betrachtung des neuen Gebietes. Um die Stadt herum läuft, mit Ausnahme der Donauseite, wo der schöne Franz Josefs-Quai den Ring vollendet, die prächtige Ringstraße, eine Straße der Paläste, wie sie wohl in dieser Art keine andere Stadt aufzuweisen hat. Sie ist 57 m breit, mit Alleen besetzt und führt in ihren einzelnen Theilen die Namen: Schotten-, Franzens-, Burg-, Opern-, Rärntner-, Kolowrat-, Park- und Stubenring. Betreten wir zunächst ihr nördliches Stück, den Schottenring. Hier gewahren wir außer großen, eleganten Wohngebäuden, welche, wie auf der ganzen Ringstraße und auf

dem Quai, mit echt großstädtischem Comfort ausgeführt sind und mitunter auch durch architektonische Schönheit sich auszeichnen, die neue Börse und das Stiftungshaus mit der Sühncapelle, welches unser Kaiser an der Stelle des hier gestandenen, am 8. December 1881 niedergebrannten Ringtheaters errichten ließ. In einer Seitengasse steht das bis ins letzte Detail geschmackvoll und praktisch ausgeführte Telegraphengebäude. Dort, wo Schotten- und Franzensring sich berühren, ergötzt das Auge der freistehende Bau der Botiv- oder Heilandskirche. Ein Werk Ferstel's, zeigt sie die vollendetsten Formen reichster Gothik und wurde zum Andenken an die glückliche Rettung des Kaisers Franz Josef aus Mörderhand (1853) errichtet. Ihre Einweihung fand 1879 zur Feier der „silbernen Hochzeit“ unseres Kaisers und der Kaiserin Elisabeth statt. Von großartiger Wirkung durch seine Monumentalbauten ist der Franzensring, und der an seiner äußeren Seite sich öffnende Platz ist einer der schönsten Stadtplätze der Erde. Inmitten erhebt sich das mächtige gothische Rathhaus, ein der Großstadt Wien würdiger Bau; durch Parkanlagen mit Fontainen von ihm getrennt stehen rechts die neue Universität, links das Reichsrathsgebäude, während dem Rathhause gegenüber das neue Hofburgtheater den weiten Platz begrenzt. Ein würdiger Rivale ist der an den Burgring stoßende Platz, wo die imposanten Renaissancebauten der beiden Hofmuseen alle kaiserlichen Sammlungen von Gegenständen der Natur und Werken der Kunst, Schätze von unermesslichem Werte, vereinigen. In der Mitte des mit Gartenanlagen geschmückten Platzes zwischen den Museen thront das prächtige Denkmal der unvergesslichen Kaiserin Maria Theresia. An der Nordostseite dieses Platzes liegt der äußere Burgplatz mit dem Burgtore.

Der Opernring führt seinen Namen nach dem neuen Hofopernhaus, einem großen Renaissancebau, 1869 vollendet, welcher 2350 Zuschauern Raum gewährt; namentlich dessen Inneres vereinigt die größte Pracht mit dem edelsten Geschmacke. Ihm gegenüber steht das prächtigste Zinshaus Wiens, der gleichfalls im Renaissancestil ausgeführte Heinrichshof. Vom Opernring südlich liegt der Schillerplatz mit dem mächtigen Bau der Akademie der bildenden Künste und dem 1876 enthüllten Schiller-Denkmal von Schilling. Auf dem Rärntnerring ragen zwei Gasthöfe: Hôtel Impérial und Grand Hôtel, hervor; in der parallel ziehenden Giselastraße (längs der Wien) stehen das in italienischer Renaissance ausgeführte, edle Künstlerhaus und daneben das größere, reichgeschmückte Musikvereins-Gebäude.

Wo Rärntner- und Kolowratring zusammenstoßen, liegt der Schwarzenbergplatz, auf welchem 1867 dem Fürsten Schwarzenberg, „dem siegreichen Heerführer der Verbündeten in den Kriegen von 1813 und 1814“, ein Reiterstandbild errichtet wurde. Auf einem benachbarten, am linken Wien-

ufer gelegenen Plaze erhebt sich inmitten von freundlichen Gartenanlagen ein Denkmal des unssterblichen Tondichters Ludwig van Beethoven, welcher in Wien den größten Theil seines Lebens zugebracht hat und daselbst auch im Jahre 1827 gestorben ist. Dem Parke reicht das in edler Renaissance ausgeführte Palais des Erzherzogs Wilhelm zur Herde; weniger das fast ärmlich aussehende Gebäude der Gartenbaugesellschaft. Diesen Baulichkeiten gegenüber breitet sich der junge, aber rasch üppig gewordene Stadtpark aus, der wertvollere Ersatz für das alte Wasserglacié. Der im Barockstile ausgeführte Curialon daselbst ist im Frühsommer von dem herrlichsten Rosenflor umbuftet. Im Grünen steht hier ein schönes Denkmal unseres berühmten Niedercomponisten Franz Schubert, der im Jahre 1797 zu Wien geboren ward und allzu früh (1828) daselbst verschied. Wen hätten nicht schon seine tief ergreifenden Melodien, deren er so viele geschaffen, wunderbar entzückt! Dem ehemaligen Bürgermeister Wiens Andreas Zelinka, während dessen Amtsthätigkeit der Stadtpark begründet wurde, hat die dankbare Stadt 1877 hier ebenfalls ein Denkmal errichtet.



Franz Schubert.

Der Stubenring hat erst wenige Gebäude aufzuweisen. Das daselbst stehende Österreichische Museum für Kunst und Industrie macht, wie das Opernhaus, mit seinem Innern eine größere Wirkung als mit der äußeren Erscheinung. An der bereits erwähnten Franz-Josefs-Doppelcaserne grenzt der Stubenring an den Franz-Josefs-Quai, der längs des Donau-Canals hinzieht. Dieser hat von hier auf einer kurzen Strecke noch alte, unschöne Gebäude, die weiter aufwärts folgende neue Häuserzeile schließt sich würdig der Ringstraße an. Parkanlagen trennen die Häuser vom Ufersaume.

Unter den neun Donau-Canal-Brücken, deren vier die innere Stadt mit der Leopoldstadt verbinden, ragen die Aspernbrücke und die Stefaniebrücke durch ihre Schönheit hervor. Von den dreißig Wienbrücken und Stegen innerhalb Wiens sind die Elisabeth- und die Schwarzenberg-Brücke künstlerisch ausgeführt. Erstere ist mit den Marmorstatuen

von acht um Wien besonders verdienten Männern geschmückt. Da sehen wir Herzog Heinrich Jasomirgott, der Wien zu seiner Residenz erhob, Leopold den Glorreichen, den hilfreichen Freund der Wiener Bürgerschaft, an dessen Hof der Minnesang blühte, Herzog Rudolf den Stifter, den Begründer der Wiener Universität und des heutigen Stefansdoms. Hier stehen die ruhmreichen Vertheidiger Wiens gegen die Türken Niklas Graf Salm und Graf Rüdiger von Starhemberg und des letzteren Zeitgenosse, der wackere Bischof Leopold Graf von Rollonitz, welcher, wie allbekannt, an 500 verwaiste Christenkinder aus dem Lager des geflohenen Türkenheeres auf eigene Kosten in die Stadt führen und sorgfältig pflegen ließ. Hier sehen wir endlich die Standbilder des Baumeisters Fischer von Erlach, eines Grazers, welcher zur Zeit der Kaiser Leopold I. und Karl VI. unsere Vaterstadt mit zahlreichen schönen Bauten schmückte, und des edlen Rathgebers der Kaiserin Maria Theresia, des gelehrten Josef von Sonnenfels.

Nachdem wir nun den Stadtbezirk durchwandert, soll auch noch ein Rundgang durch die Vorstadtbezirke Wiens gemacht werden. Doch wollen wir dies in rascherem Schritte thun als bisher, nicht etwa weil den Vorstädten im allgemeinen eine geringere Bedeutung zukäme, denn hier entfaltet sich die eigentliche productive Thätigkeit der Bewohnererschaft Wiens; aber die Vorstädte stehen an historischen Erinnerungen, wie an hervorragenden Gebäuden der inneren Stadt weit nach. Die Hauptstraßen der Vorstädte wetteifern zum Theil an Eleganz der Häuser, Verkaufsläden und Cafés mit manchen Straßen der „Stadt,“ aber in die Seitengassen einbiegend, erkennen wir bald, daß hier das ganze Leben sich in bescheideneren Grenzen bewegt und viele der Nebengassen und Gäßchen endlich entbehren noch ganz des großstädtischen Charakters und haben manches Stüd „Alt-Wien“ bis heute conserviert. Wie man aus dem breiten, stark frequentierten, mit dem Zeitgeist gehenden Hauptthale in das ruhigere, langsamere folgende Seitenthal des Gebirges gelangt und aus diesem wieder in die entlegenen Gründe der streng conservativen Nebenthäler aufsteigt, so verwandt zeigt sich uns der äußere Charakter der Hauptstraßen, Seiten- und Nebengassen in der großen Stadt.

Der auf einer Donau-Insel gelegene II. Bezirk, die Leopoldstadt, vormals der „untere Werb“ genannt, kann als die heutige Judenstadt gelten, da die überaus zahlreichen Juden ihm einen specifischen Charakter verleihen. Dabei zeigt er unter allen Vorstädten am meisten großstädtisches Gepräge. Die schönste Straße ist die Praterstraße, einst Benediger-Au, dann Jägerzeile geheißen, welche am Praterstern vor dem berühmten Prater endet. Auf diesem Platze erhebt sich das im Jahre 1886 errichtete Monument des Seehelden Tegetthoff, des Siegers von Lissa. Hier steht auch der weitläufige Nordbahnhof, unweit von diesem der kleinere Nordwest-

bahnhof. Vor letzterem breiten sich die großen Parkanlagen des kaiserlichen Augartens, welchen Kaiser Josef, der edle Menschenfreund, dem Publicum öffnete und über dessen Eingang er die Worte setzen ließ: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schächer.“

Ein ruhigerer Bezirk ist der III., die Landstraße, welcher zahlreiche öffentliche Gärten aufweist. Drei von diesen befinden sich an dem sogenannten „Kennwege“: der des Fürsten Schwarzenberg, der Garten des k. k. Belvedere und der botanische Garten der Universität. Das Belvedere war einst die Wohnung des berühmten Prinzen Eugen, die er sich in den Jahren 1715 bis 1724 erbauen ließ. Schloss und Garten sind im altfranzösischen Geschmacke ausgeführt. Das Hauptschloß steht am oberen Ende des Gartens, von wo aus man eine der herrlichsten Ansichten Wiens genießt; es barg bis vor kurzem die große kaiserliche Gemälde-Galerie, einen der größten Kunstschatze der Welt. Im unteren Belvedere war eine reiche, wertvolle Sammlung von Antiken, eine Sammlung ägyptischer Alterthümer und die berühmte Ambrazer-Sammlung untergebracht. Letztere, besonders reich an Rüstungen und Waffen, wurde von Erzherzog Ferdinand von Tirol († 1595) auf Schloß Ambras bei Innsbruck gegründet und 1806 vor den Franzosen nach Wien geflüchtet. Alle diese Sammlungen sind jetzt in dem k. k. kunsthistorischen Hofmuseum auf dem Burgring vereinigt. In der Nähe des Belvedere, vor dem Linienthale, steht das großartige Arsenal, welches mit seinen Werkstätten und Magazinen, dem Waffenmuseum, eigener Kirche und Schule eine kleine Stadt für sich bildet. Im Arsenal werden die Gewehre, Kanonen und anderer Kriegsbedarf für die Armee verfertigt.

Die freundliche und stark belebte Wieden ist der IV. Vorstadtbezirk. Hier wohnen viele Handel- und Gewerbetreibende, sowie zahlreiche Studenten, letztere, weil sich daselbst die Polytechnik befindet. Vor dieser steht ein Denkmal des Oesterreichers Josef Kessel, des erst nach seinem Tode gewürdigten Erfinders der Dampfmaschine. Neben der Technik erhebt sich die dominierende Karlskirche, ein schöner Ruppelbau, welchen Kaiser Karl VI. durch Fischer von Erlach ausführen ließ. Bemerkenswert ist auch das Theresianum, einst kaiserliche Favorite (Lustschloß), durch Maria Theresia in eine Erziehungsanstalt für adeliche Jünglinge umgewandelt.

Der V. Bezirk, Margarethen, von der Wieden und dem Wienflusse eingeschlossen, ist außer dem X. Bezirk der einzige alte Bezirk, welcher nicht an die innere Stadt grenzt. Hier ist ein Hauptsitz von Fabriken und kleineren Gewerbetreibenden.

Vor der Favoriten-Linie liegt der X. Bezirk Favoriten. Er ist vorwiegend Wohnsitz der ärmeren Arbeiterbevölkerung und zahlreicher Tagelöhner und ist in raschem Wachsthum begriffen. An ihn stoßen die nebeneinander liegenden neuen Bahnhöfe der Südbahn und der Staatsbahn, sowie die der ersteren gehörigen großartigen Werkstätten.

Der handel- und industriereiche VI. Bezirk, Mariahilf, führt den Namen nach der Hauptkirche „zu Mariahilf“, die auch Wallfahrtskirche ist. Die Hauptstraße, deren rechte Häuserzeile aber dem VII. Bezirke angehört, ist nächst der Praterstraße die breiteste und schönste in den Wiener Vorstädten, voll prachtvoller Läden und Schaufenster, und hat den größten Verkehr aufzuweisen, denn sie führt zum Westbahnhofe, den großen südwestlichen Bezirken der Stadt, nach Schönbrunn und den beliebtesten Sommerfrischorten in der Nähe Wiens.

Nicht minder gewerbthätig ist der VII. Bezirk, Neubau, wo namentlich viel Weber-Industrie betrieben wird. Unter seinen Gebäuden sei namentlich die schöne romanische Altlerchenfelder Kirche hervorgehoben, deren innere kunstvolle Ausschmückung wahrhaft prachtvoll zu nennen ist.

Der Josefstadt, dem VIII. Bezirke, verleihen die vielen engen Gassen einen ziemlich düsteren Charakter; Verkaufsläden und Cafés haben sich hier noch am wenigsten großstädtisch entwickelt, da der vollkommen verbaute Grund wenig Platz für Neubauten bot. Dagegen besitzt dieser Bezirk bedeutende Humanitäts-Anstalten, wie das Erziehungs-Institut für Blinde und das Versorgungshaus für erwachsene Blinde.

Noch reicher an humanitären Anstalten ist der IX. Bezirk, Alsergrund, nach dem Alserbache benannt, welcher sein Gebiet durchfließt, aber ganz überwölbt ist. Hier befindet sich das allgemeine Krankenhaus, eine Musteranstalt, die an Ausdehnung von keinem Hospitale in Europa erreicht wird, das Hauptgarnisonsspital, zwei städtische Versorgungshäuser, das Waisenhaus, die Irrenanstalt. Der große Garten des Fürsten Liechtenstein, der hier sein Palais hat, ist im Sommer für jedermann geöffnet. Unweit des Donaucanals liegt der Bahnhof der Franz-Josefsbahn.

Die Strecke am Donau-Canale, an den der IX. Bezirk grenzt, führt die Namen Spittelauer- und Rossauerlände. Hier wohnen vorwiegend die Gastträger, welche die ankommenden Donaufrachtschiffe ausladen; sie zeichnen sich wie durch große Körperkraft, so auch durch ihre unverfälschte Urmüchigkeit aus, welche den Wiener Volkstypus am rohesten und echtsten zur Schau trägt.

Der Donau-Canal beginnt bei Ruschdorf, weshalb hier größere, flussabwärts kommende Schiffe landen. Der Hauptstrom der Donau war bis in die jüngste Zeit gerade bei Wien vielfach in Arme gespalten, die zahlreiche größere und kleinere Inseln („Auen“) einschlossen, und bot deshalb der Schifffahrt bedeutende Schwierigkeiten; die niedrigen Ufer des Stromes veranlaßten auch häufig weit ausgedehnte Überschwemmungen. Diesen Übelständen wurde durch die bereits erwähnte Donaueregulierung, das Werk der Jahre 1869 bis 1875, abgeholfen. Auf einer Strecke von 30 km — vom Rahlensbergerdorfe bis Fischamend — wurde ein neues,

285 m breites und gleichmäßig tiefes Strombett gegraben, welches alle Inseln (außer der Insel der Leopoldstadt mit dem Prater) verschwinden machte. Während man das rechte Ufer an der Stadtseite entsprechend erhöhte, wurde auf der gegenüberliegenden Seite durch Errichtung eines an 200 m vom Ufer entfernten mächtigen Dammes ein eigenes Hochwasserbett geschaffen und dadurch die Überschwemmungsgefahr für Wien beseitigt oder doch wesentlich verringert.

Mit den bisher durchwanderten zehn Bezirken sind, wie bereits erwähnt, seit dem Beginn des Jahres 1892 zahlreiche Ortschaften vereinigt, welche man früher als Vororte Wiens bezeichnete. Dieselben sind in neun Bezirke eingetheilt. Im Südosten liegt der erste Bezirk Simmering, welcher den ehemaligen Ort Simmering, sowie Theile von Kaiser-ebersdorf, Schwachat und Klebering umfaßt. Gegen Südwest finden wir den zwölften Bezirk Meidling, aus Gaudenzdorf, Ober- und Unter-Meidling, Wilhelmsdorf, Hengendorf und einem Theile von Altmannsdorf bestehend. Die westlichen äußeren Bezirke sind der dreizehnte, Hiezing, welcher Hiezing, Penzing, Breitensee, Ober- und Unter-St. Veit, Haching, Baumgarten, Schönbrunn, Lainz, Speising, sowie Theile von Mauer, Hütteldorf und Hadersdorf umfaßt; der vierzehnte Bezirk Rudolfsheim, aus Rudolfsheim und Sechshaus gebildet; der fünfzehnte Bezirk Fünfhaus; der sechzehnte Bezirk Ottakring, aus Ottakring und Neulerchenfeld bestehend, und der siebzehnte Bezirk Hernals, aus Hernals und Theilen von Dornbach und Neuwaldegg zusammengesetzt. Im Nordwesten liegen der achtzehnte Bezirk Währing, welcher die ehemaligen Ortschaften Neustift am Walde, Pöckelsdorf, Gersthof, Weinhaus, Währing und einen Theil von Salmannsdorf umfaßt, und endlich der neunzehnte Bezirk Döbling, zu dem die Orte Ober- und Unter-Döbling, Ober- und Unter-Sievering, Rußdorf, Heiligenstadt, Josefsdorf, Grinzing, Rahlenbergsdorf und ein Theil von Weidling vereinigt wurden. Außer den verbauten Flächen schließen diese neuen Bezirke zahlreiche und zum Theil sehr ausgedehnte Gärten, Felder, Berge und Wälder ein, und es wird wohl lange dauern, bis hier die Häusercomplexe der Stadt sich rings aneinanderschließen; in manchen Theilen wird dies voraussichtlich nie der Fall sein. So geht denn durch diese neuen Bezirke die Stadt allmählich in das sogenannte Land über und das Gebiet der Stadt und ihre waldbreiche Umgebung sind hier durch ihren Charakter gar nicht von einander verschieden. Deshalb behalten wir uns die Wanderung durch diese äußersten Stadtbezirke mit ihrem ländlichen Gepräge für einen späteren Zeitpunkt vor, um sie gemeinsam mit den nächsten Umgebungen Wiens kennen zu lernen.

Wir haben bisher fast ausschließlich nur von Wien und nicht von den Wienern gesprochen; und doch erhalten wir das Gesamtbild der Stadt erst dann, wenn wir auch den zweiten Factor, ihre Bewohner, um derent-

willen ja die Stadt da ist, näher kennen. Am 31. December 1890 zählte das Gemeindegebiet Wiens 1,364.548 Einwohner (1800 nur 231.050), so daß in dieser Hinsicht Wien nur von drei Großstädten Europas, London, Paris und Berlin, übertroffen wird. Obwohl Wien entschieden eine echt deutsche Stadt ist, so gehört doch ein großer Theil seiner Bewohner nicht-deutschen Nationen an. Von seiner heimatberechtigten Bevölkerung sind 1,147.000 Deutsche und 64.000 Cechoslawen; 115.000 sind aus Ungarn, 35.000 Ausländer. Alle Nationen Europas, aber auch außereuropäische, wie Anglo-Amerikaner, Japaner, Afrikaner, sind in Wien vertreten, wodurch dieses einen echt weltstädtischen Anstrich erhält. Überhaupt sind nur etwa 35 Procent der Bewohner einheimisch, die übrigen 65 Procent fremd, und auch von den Eingebornen gehört nur der geringste Theil erbgesessenen Familien an, vielmehr sind deren Vorfahren auch zumeist von auswärts eingewandert. Die weit überwiegende Mehrzahl bekennt sich zur katholischen Kirche (1,195.000), ihr zunächst folgen die Israeliten (über 118.000), dann die Protestanten (42.000).

Ist nun auch der eingeborne Wiener in der Minderzahl, so hat er doch trotz alles Zufließens von außen seinen eigenthümlichen Charakter bis heute bewahrt. Dieser ist im allgemeinen der des niederösterreichischen Landvolks, aber durch den Einfluß der Großstadt in manchen Stücken modificiert. So zeigt sich uns der echte Wiener als ein Gemisch von trefflicher, weicher Naturanlage und einer pfliffigen Welterfahrung, wie sie nur die Großstadt zu geben vermag. Der Ernst des Lebens ist bei ihm stets im Kampfe mit der fröhlichen, gemüthlichen oder gutmüthigen Anlage. Er hat einen offenen Kopf und sein Herz auf dem rechten Fleck. An Mutterwitz, Frohsinn und theilnehmendem Gemüthe thut es ihm niemand zuvor. Er weiß von seinen Vorzügen und den Vorzügen seiner Vaterstadt, über die ihm keine andere geht und von der er sagt: „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“ Und jeder Fremde noch, der hieher kam, hat den eigenthümlichen Zauber der alten Kaiserstadt anerkannt und sich von der zuvorkommenden Gemüthlichkeit des echten Wieners angezogen gefühlt.

Die Leichtlebigkeit und der Frohsinn des Wieners lassen auch seine Genußliebe, die Wertschätzung von Speise und Trank erklärlich finden. Aber die sinnliche Seite unterdrückt nie die gemüthliche, und alles Gute, Große und Schöne wirkt mächtig auf ihn ein. Darum war Wien, das nie des poetischen Hauchs entbehrt, stets eine Pflegestätte der Kunst. Hier sang Walther von der Vogelweide am Musenhofe der Babenberger unsterbliche Lieder und dichtete Heidhart von Neuenthal seine frischen, witzigen Gesänge, hier schuf Ferdinand Raimund seine tiefpoetischen Volksstücke, Johann Nestroy seine unvergleichlichen Possen, hier gewannen Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Friedrich Schall und Edward Bauernfeld auf dem Gebiete des höheren Dramas bleibenden

Ruhm, hier ließen Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Josef Christ. von Zedlitz, Ignaz Castelli, Johann Gabriel Seidl ihre epischen und Iyrischen Gesänge erschallen.

Mehr noch als die Poesie erfreute und erfreut sich die Musik der innigsten Pflege. Schon Wolfgang Schmelzl sagt in dieser Hinsicht in seinem berühmten Lobspruch der Stadt Wien anno 1548:

„Sir seind vil Singer, saytenspill,
 Allerley gellschaft, freuden vil;
 Mehr Musicos vnd Instrument
 Findt man gwißlich an thainem end.“

Musik kann man auch heute in Wien aller Orten und aller Arten hören, von den oft kläglichen Tönen, welche Harfenist und Werkelmann in den Hofräumen der Häuser ihren gequälten Instrumenten entlocken, bis zu den höchsten Erzeugnissen classischer Kunst in der Hofoper, dem Concertsaal, in der Kirche. Die größten Meister deutscher Musik haben in Wien gelebt und gewirkt: Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven, Michael Haydn, Franz Schubert.

Auch die bildende Kunst fand in unserem Wien seit Alters her Freunde und Pfleger. Beweis dafür sind die zahlreichen Kirchenbauten romanischer und gothischer Zeit, vor allem der prächtige Stefansdom sowie die berühmte Wiener Bauhütte, deren Einfluß und Wirksamkeit die Donau auf- und abwärts reichen und bis nach Siebenbürgen sich verfolgen lassen. Einen neuen Aufschwung nahm die Baukunst in Wien zur Zeit des Barockstils unter Leopold I. und Karl VI., unter denen namentlich die beiden Fischer von Erlach, Vater und Sohn, wirkten; ihnen verdankt Wien neben anderen Bauten den schönsten Theil der alten Hofburg, die Peterskirche, die Karlskirche und das Schloß Schönbrunn. Am großartigsten aber entfaltete sich die architektonische Kunst in Folge der Stadterweiterung, welche unter Ludwig Förster, van der Nüll und Siccardsburg, Friedrich Schmidt, Heinrich Ferstel, Theophil Hansen, Josef Hasebauer und anderen jene prächtigen Bauten erstehen ließ, die wir auf unserem Rundgange durch das neue Wien bereits bewundert haben. Von Werken der Bildhauerei ist uns aus alter Zeit wenig erhalten. Neben einigen Motivsäulen auf Plätzen der inneren Stadt fällt der schöne Brunnen auf dem Neuen Markte von Rafael Donner auf. Von dem Italiener Canova besitzt Wien zwei seiner besten Werke: die Theseus-Gruppe und das Christinen-Grabmal. Was das alte Wien versäumt, suchte die Gegenwart nachzuholen und setzte berühmten Männern eine Reihe von Denkmälern, die wir auch schon kennen gelernt. Und die Malerei hat sich zu Wien in jüngster Zeit in einer Weise gehoben, daß sie getrost den Wettkampf mit

der ausländischen Kunst, selbst in Deutschland und Frankreich, aufnehmen kann.

Die Pflege der Wissenschaften, in früheren Zeiten oft vernachlässigt, steht heute der Pflege der Kunst würdig zur Seite. Es gebührt uns an Raum, aller jener Männer zu gedenken, welche sich um die wissenschaftliche Bedeutung Wiens verdient gemacht. Und so erwähnen wir nur dreier Institute, mit denen wissenschaftliches Leben und Streben aufs innigste verknüpft sind: die im Jahre 1365 gegründete Universität, die 1815 gestiftete Polytechnik und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften (1843 gegründet). Die Wiener medicinische Schule erfreut sich schon seit Jahrzehnten eines Weltrufes, in neuester Zeit haben sich auch die Vertreter der exacten Wissenschaften, vor allem die Geologen, selbst außerhalb Österreichs einen Namen von bestem Range gemacht.

Aber in Wien findet nicht bloß die erhabene Wissenschaft eine Stätte, auch dem Unterricht des Volkes in allen Schichten wird sein Theil, wie die zahlreichen Mittel-, Fach-, Volks- und Bürgerschulen beweisen, welche für eine allgemeine, den großen Anforderungen unserer Zeit entsprechende Bildung sorgen.

Der Wiener, lernbegierig, wissensdurstig, kunstsinzig, ist nicht minder handelssthaftig und gewerbfleißig. Wien ist der Hauptmittelpunkt des österreichischen Handelsverkehrs und der Hauptsitz der Industrie. Unter den zahllosen Gegenständen, welche der Wiener Gewerbfleiß auf den Markt bringt, erfreuen sich die Seidenwaren, Gold- und Silberwaren, optische Instrumente, Claviere, Chemikalien und Bündwaren, Handschuhe, Galanterie- und Modewaren, Meerschammarbeiten, Baumwollwaren, Maschinen, Luggswagen eines vorzüglichen Rufes und werden zum Theil in weite Fernen exportiert. So fließen große Summen Geldes in die fleißige Stadt, welche im Jahre 1890 nicht weniger als 41,697.408 fl. an Steuern bezahlte, wornach auf jeden Bewohner des Wiener Gemeindegebietes über 50 Steuer-gulden entfallen.

Diesen eben erwähnten Zahlen wollen wir noch etliche hinzufügen, denn Zahlen illustrieren oft mehr als Worte, und sie sind ganz besonders geeignet, uns von der Größe Wiens eine richtige Vorstellung zu machen. Die folgenden Daten beziehen sich durchgehends auf Wien vor dem Jahre 1892 mit seinen zehn Bezirken. Hier bestanden im Jahre 1890 56.748 Einzelgewerbe. Dem öffentlichen Verkehre dienen zahlreiche Fuhrwerke, unter denen die durch ihr schnelles und sicheres Fahren berühmten Fiaker den ersten Rang einnehmen. Von diesen gab's 1890 954; dazu kamen 1221 Einspanner, 730 Stadtlohnwagen, 267 Linienfuhrwerke und 619 Stellwagen. Größere Bedeutung noch für den Verkehr haben die beiden Pferdebahnen der alten und der neuen Wiener Tramway-Gesellschaft, deren Geleise die meisten Hauptstraßen Wiens durchziehen und eine Gesamtlänge von 100 km besitzen; diese

Straßenbahnen beförderten im Jahre 1890 mit ihren 815 Wagen nicht weniger als 52,855.522 Personen. Im demselben Jahre verbrannten in den Laternen, welche Wiens Straßen und Plätze beleuchten, 5,356.555 m^3 Leuchtgas.

Nicht uninteressant ist es zu erfahren, was Wien in einem Jahre alles verzehrt, isst und trinkt. Wie viele Thierleben gehören nur dazu, den Riesenmagen der Großstadt mit Fleisch zu füllen, wie viele Hektare Landes, um den Hungernden mit Brot und Gemüse zu versorgen, welche Weingärten, wie viele Braupfannen, um den Durstenden zu erquicken. Im Jahre 1891 wurden in den zehn Bezirken des ehemaligen Gemeindegebietes von Wien mit 820.748 Bewohnern 75.154 Rinder, 142.231 Kälber, 31.303 Lämmer und Schafe, 208.529 Schweine, 193.124 Hasen, zahlreiches Geflügel 2,510.529 Stück eingeführt und verzehrt, wozu noch 13,656.458 kg frisches Fleisch bereits außerhalb Wiens geschlachteter Thiere zu rechnen sind. Von Gemüse und Küchenwaren gelangten 6,838.170 kg , von frischem Obst 20,959.491 kg , von Mehl 45,011.866 kg zur Einfuhr; von Eiern wurden 87,711.157 Stück verbraucht. Dazu tranken die Wiener 348.122 hl Wein und 794.048 hl Bier; wie viel Hektoliter Kaffee, Thee und Chokolade, ist leider nicht ermittelt worden.

Man trinkt aber in Wien auch Wasser, und dies mit größerem Behagen als anderwärts, seitdem die Kaiser Franz Josephs-Hochquellen-Wasserleitung anstatt des wenig appetitlichen Donauwassers, das man früher trank, heute die Stadt mit dem trefflichsten Hochquellenwasser versorgt. Dieses kommt 100 km weit vom Kaiserbrunnen am Südfuße des Schneeberges und von der Stigensteiner Quelle unweit Buchberg her. Auf seinem langen Weg durchfließt das Wasser einen 2 bis 3 m hohen, gewölbten Canal, der bald durch Berge und Felsen getrieben ist, bald in kühlen Aquädukten Schluchten und Thäler überseht, und sammelt sich in vier mächtigen Reservoirs vor den Thoren Wiens, auf dem Rosenhügel, der Schmeltz, dem Wienerberg und dem Laaerberg. Gegen 24 Stunden braucht die klare Flut vom Kaiserbrunnen bis zum Rosenhügel. Ein Röhrennetz von fast 300 km Länge leitet das Wasser durch sämtliche Straßen der Stadt, Zweigleitungen führen dasselbe bis in die obersten Stockwerke der Häuser. Diese prächtige Wasserleitung, das größte Unternehmen des neuen Wiens und einer Großstadt würdig, ward in den Jahren 1869 bis 1873 vollendet und liefert täglich 255.000 bis 1,600.000 hl Trink- und Nutzwasser. Bis zum Ende des Jahres 1876 hatte dies Riesenwerk einen Kostenaufwand von 20 $\frac{1}{2}$ Millionen Gulden erfordert. Eine Stadt, die solches zu leisten im Stande ist, muß über große Geldmittel verfügen können; während im Jahre 1891 die Einnahmen der Commune Wien in den alten zehn Bezirken sich auf 21,611.627 fl., die Auslagen auf 20,911.635 fl. beliefen, betrug zu gleicher Zeit das Activvermögen der Stadt 122,477.684 fl., dem freilich Passiva in der Höhe von 54,170.571 fl. gegenüberstanden.

Bergegenwärtigen wir uns nun auf Grund der vorangegangenen Schilderungen und der oben gegebenen Daten das Gesamtbild Wiens, so müssen wir zugestehen, daß dies als Mittelpunkt des geistigen Lebens, als Centrum des Handels und Hauptfig der Industrie, als größte und reichste Stadt im ganzen Staate wohl auch würdig und berufen ist, die Hauptstadt des Reiches, die Residenz des Kaisers zu sein.

Bevor wir aber den neuen, äußersten Bezirken Wiens uns zuwenden, wollen wir den Wiener noch dort aufsuchen, wo er auch heute wie vor alter Zeit sich am freiesten und ungezwungensten gibt, sich in seinem größten Glanze und in der naivsten Freude zeigt — im Prater. Dieser hat seines Gleichen nicht in ganz Europa, für den Wiener war er und ist er zum Theil noch jetzt der Inbegriff alles Vergnügens und Ergözens. Denn er ist, wie ein Schriftsteller treffend sagt, „Park, Wald und Lustanstalt zusammengenommen“, ohne daß sein Begriff jedoch mit diesen Bezeichnungen erschöpft würde. Der Prater war vormalig ein kaiserlicher Jagdsorst, den der Menschenfreund Kaiser Josef II. zu einem allgemeinen Belustigungsorte bestimmte und ihn 1766 jedermann zugänglich machte. Man erreicht ihn, wie bereits erwähnt, durch die schöne Praterstraße, denn er liegt mit der Leopoldstadt auf einer Donau-Insel. Vom Praterstern, am Ende der Praterstraße, laufen radial mehrere schattige Kastanien-Alleen aus, die den Prater durchschneiden und in einzelne Reviere verschiedenen Charakters theilen. Die Hauptallee, eine Stunde lang, ist linker Hand mit dem großen Aquarium und den drei berühmten „Kaffeehäusern“, großen Vergnügungs-Localen, in denen zur Sommerszeit häufig Concerte stattfinden, besetzt; rechter Hand erhebt sich auf künstlichem Hügel eine vierte elegante Restauration. Im weiteren Verlaufe geht die Hauptallee, die dreifach Bahnen für Wagen, Reiter und Fußgänger bietet, durch Waldpartien und Wiesenplätze und endet an einem ausgebreiteten Plage, wo große Pferdeerennen abgehalten werden. Dann ist diese Allee belebter als an gewöhnlichen Sommer-Sonntagen; ihre Glanzzeit erlebt sie aber alljährlich am Ostermontage und am 1. Mai, wo die großen Praterfahrten stattfinden. Einige tausend Wagen und an hunderttausend Menschen strömen an diesen Tagen in den Prater. Am größten ist das Gedränge in der Praterstraße, wo minutenlang aller Verkehr stockt, während im großen Raume des Praters die Massen sich nach ihrem Geschmade mehr ausbreiten können; denn die höchste, hohe und niederste Wiener Welt findet sich heute dort ein. Was an Pracht der Kleider, Dienerschaft, Wagen und Rossen zu erinnern war, ist heute in der Hauptallee zu sehen; und zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, die zum mindesten so lange ausdauern, bis der Hof gekommen und den Prater wieder verlassen. Hinter vieltausendköpfigem Spalier aber wogt der bunte Strom der Spaziergänger.

So bewegt sich in der Hauptallee die vornehme Gesellschaft, während die große Menge des eigentlichen Volkes, Alt und Jung, mehr verlangt

als bloßes Spaziergehen und Fahren. Darum verlassen auch wir den „Nobelprater“ und schlagen uns links „seitwärts in die Büsche“. Bald bringt ein verworrenes Geräusch aller möglichen Laute an unser Ohr, noch etliche Schritte und wir befinden uns inmitten des „Wurstelpraters.“ In regellosem Nebeneinander stehen da in großer Zahl größere und kleinere Buden, dazwischen ansehnlichere Riegelbauten. Wer könnte all die Sehenswürdigkeiten und Lustbarkeiten, ohne zu ermüden, aufzählen, die hier die schaulustige und vergnügungsburstige Menge anlocken. Menagerien, Wachsfiguren-Cabinete, Carouffels oder Ringelspiele, Schaukeln und Schleudern, Schießstände, ein größeres Theater, Singspielhallen wetteifern da unter einander und dazwischen drängen sich Gasthäuser, Hütten mit Früchten und



Der Eingang in den Prater.

Gebäck, Bier- und Weischenken, und alles ist mit Menschen überfüllt. Von allen Enden ertönt Musik und klingt mit den Stimmen der Menge in einen chaotischen Höllenlärm zusammen. Die Kinder aber ergötzt am meisten der „Wurstel“, der kleine Nachfolger des alten Hanswurst; in hoher schmaler Bude treibt er sein lustiges Spiel, das noch dieselbe einfache Handlung zeigt, wie in längst vergangener Zeit.

Flüchten wir uns aus dem lärmenden Gewirre tiefer in den Prater, so kommen wir bald an einen stolzen Bau, die große Rotunde, den Rest jenes mächtigen Complexes von Gebäuden, der im Jahre 1873 die Stätte der Wiener Weltausstellung gewesen. Von der Höhe der Rotunde genießt man eine Aussicht, welche mit der des Stefans Thurmes wetteifert. Hinter der Rotunde aber umfängt uns lustig grünender, prächtiger Laubwald,

dichtes Gebüsch; dann treten wir hinaus auf sammtenen Wiesenplan, der mit wahren Baumriesen besetzt ist, und erquicken uns in der friedlichen, stillen Einsamkeit. So unbefchränkt erscheint die hier waltende Natur, so selten begegnet dir ein einzelner Spaziergänger, daß du es kaum zu glauben vermagst, einer Weltstadt hier so nahe zu sein.

III. Die westlichsten Bezirke und die nächste Umgebung Wiens.

(Am Fuße des Rahlengebirges. — Der Leopoldsberg und Leopold der Heilige. — Klosterneuburg. — Die Türkenchanze und die zweite Türkenbelagerung Wiens. — Dornbach und Neuwaldegg. — Von Hütteldorf auf die Söstenalpe. — Der k. k. Thiergarten. — Penzing und Hiesing. — Das Lustschloß Schönbrunn. — Der Wienerberg und die Spinnerin am Kreuz.)

In der Riesenstadt London ist schon gar mancher alt geworden und zu Grabe gegangen, der sein Lebtag kein mogenbes Kornfeld gesehen, nie in kühlem Waldeschatten sich erlabt. So traurig ist wohl kein Wiener daran; denn wie gewaltig auch das Häusermeer der Kaiserstadt sich ausdehnt, so ist doch die freie Natur bald zu erreichen, die den Städter mit all ihren Reizen mächtig anlockt. Welche Fülle der Abwechslung von Flach-, Hügel- und Bergland, von Feldern, Weinbergen, Wiesen und Wäldungen bieten die Umgebungen Wiens! Zahllose freundliche Dörfer verstecken sich im buschigen Grün, lehnen sich an die fruchtbaren Gehänge, schöne Landhäuser und prächtige Villen steigen mit ihren Gärten selbst bis zu den sanft gerundeten Gipfeln der Höhen hinan. Dort bringt der Wiener im eigenen oder gemieteten Hause die warmen Monate des Sommers zu und Tausende von Familienvätern eilen allabendlich, müde von den Geschäften des Tages, hinaus aufs Land, um im Kreise der Ihrigen durch einige Stunden in frischer Luft sich zu erquicken, am Morgen aber kehren sie zur Stadt und zum Berufe zurück. Wem jedoch nicht dies Glück beschieden, weil ihm die Mittel hiezu versagt sind, der sucht wenigstens des Sonntags Wald und Flur auf und erfreut sich der stärkenden belebenden Natur. So strömen an manchem schönen Sommersonntagmorgen Hunderttausende vor die Häusermassen Wiens, um zu Fuß, zu Wagen oder auf der Eisenbahn ein ersehntes Ziel zu erreichen; denn eine „Landpartie“ gilt dem Wiener als das höchste Vergnügen.

Doch ist Wien nicht ringsum von schönen Umgebungen eingeschlossen; das linke Ufer der Donau bietet unterhalb der Stadt von landschaftlichen Schönheiten gar nichts, ebenso wenig das rechte Ufer. Um so anmuthiger sind die Umgebungen im Nordwesten, Westen und Süden Wiens, die alle durch

die Bahnen nahe gerückt sind. Letztere haben auch den Begriff „Umgebungen“ in jüngster Zeit sehr erweitert; während man früher Baden und Bösclau im Süden als die äußersten Umgebungsorte betrachtete, gilt es heute als ausgemacht, daß man auch den Semmering gesehen haben müsse, wenn man Wiens Umgebungen kennen wolle. Wir beschränken jedoch für heute unsere Wanderung auf den engsten Umgebungskreis der Kaiserstadt, weitere Touren einem späteren Ausfluge vorbehaltend.

Unmittelbar vor den nordwestlichen Bezirken Wiens, ja zum Theil ihnen angehörig, erhebt sich als letzte Vorhöhe der Alpen ein wald- und weinbedeckter Höhenzug, der mit steilem Abfalle hart an der Donau endet: das anmuthige Rahlengebirge. Wir kennen dasselbe bereits als einen Ausläufer des Wiener-Waldes. Den südöstlichen Fuß des Rahlengebirges bildet ein welliges sanft ansteigendes Gelände, dessen anmuthige Höhen die Kaiserstadt vom Donauströme bis an die Südseite immer niedriger werdend umschlingen; nur der flache weitausgreifende „Wiener-Berg“ entbehrt alles Reizes, gewährt aber dafür einen imponierenden Ausblick auf die Stadt.

Verlassen wir das zum neunzehnten Bezirke Wiens gehörige Döbling, so erreichen wir bald die zwischen Weinpflanzungen, Feldern und Gärten gelegenen anheimelnden Dörfer Heiligenstadt, Grinzing und Sievring, die ebenfalls Theile des genannten Bezirkes bilden. Ersteres ist eines der ältesten Dörfer im Lande; schon zur Römerzeit fand hier Weinbau statt und im 5. Jahrhunderte hieß seine Umgegend „ad vineas“ (d. i. „an den Weinbergen“). Die uralte Kirche soll eine Gründung des heiligen Severin sein, was die sagenhafte Überlieferung auch von der Kirche Sievrings und der zu St. Johann am Alserbache in Wien meldet. Die Sage berichtet zugleich, daß das einsame Sievring der Lieblingsplatz des ehrwürdigen „Apostels von Noricum“ gewesen, Heiligenstadt die Pflanzschule seiner Schüler, und zu St. Johann ein großes Kloster, in dessen Kirche Severin seine Betehrungspredigten hielt. Sind auch diese Angaben geschichtlich nicht verbürgt, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß Severin wiederholt die Gegend des heutigen Wien betrat; häufiger jedoch kam er im uferländischen Noricum nach Asturis (früher Cetium, dem heutigen Reifelsmauer bei Tulln) und Faviana (Traismauer). Welche große Bedeutung dieser ehrwürdige Glaubensbote für unsere Gegend hatte, ist aber daraus zu schließen, daß sich sein Gedächtnis hier bis heute erhielt. Die Kirche zu Sievring ist auch ihm geweiht und der Name des Ortes von dem seinigen abgeleitet.

Auf den sonnigen Hügeln um Grinzing reist einer der besten österreichischen Weine. Der nahe Friedhof birgt die Ruhestätte zweier echten Söhne Wiens, der berühmten „Walzerkönige“ Josef Lanner († 1843) und Johann Strauß († 1849), deren unerreichte gemüthvolle Tanzmusik der bereichendste Ausdruck des Wiener Volkscharakters gewesen. Andere Erinnerungen

ruft das nachbarliche Siebring wach. An dessen Umgebung knüpfen sich zahlreiche Sagen — neben der vom heiligen Seberin — die bis in die ferne Zeit des Heidenthums zurückreichen. Nicht weit von Siebring liegt die hohe, mit Wald umgebene Jägerwiese, und hinter derselben am Abhange des Hermannstogels das weitbekannte Agnes- oder Jungfernbründl, das erst in jüngster Zeit verschüttet worden ist. An der Stelle des heutigen Siebring lebte einst, wie die Sage berichtet, eine Fee Namens Agnes. Im Winter hielt sie sich in einem Palaste auf, dessen Eingang bei der steinernen Wand am Ende des Ortes gewesen sein soll. Zur Sommerzeit schlief sie aber oft unter freiem Himmel oder hielt sich in hohlen Bäumen auf. Einst kam der König von Schweden in diese Gegend, um einer großen Jagd beizuwohnen. Indem er ein Reh verfolgte, verirrte er sich bis auf die Jägerwiese. Der Gang hatte ihn ermüdet, im Walde zog er seinen Harnisch aus und hängte ihn an einen Baum; dann legte er sich auf das Gras nieder, um die Nacht hier zuzubringen. Kaum war er eingeschlafen, so hörte er seinen Namen rufen: „Karl, schläfst du?“ Erstaunt bemerkte er an seiner Seite eine wunderliche weiße Frau und nicht weit davon hörte er eine Quelle hervorsprudeln. Die schöne Frau war keine andere als Frau Agnes, welche bei dem Jäger blieb und ihm dann bei Tagesanbruch den Weg zu seinen Gefährten wies. Seit der Zeit ist der König von Schweden nie mehr in jener Gegend gesehen worden; manchmal jedoch hört man einen Lärm in den Gebirgen, ein Rollen und Rassel, und dann sagen die Leute, Karl fahre mit seinen geflügelten Rossen. Die Quelle aber, an der beide saßen, heißt seither das „Agnesbründl“; dieses galt bis in unsere Tage als glückbringend. Die Sage ist älter als die Namen Karl und Agnes; unter Karl ist niemand anderer zu verstehen als der altdeutsche Wotan mit seiner wilden Jagd, und die huldreiche Agnes ist seine Gemahlin, die weiße Frau, welche anderwärts Frau Hilda oder Berhta heißt. Und so lebt denn das vornehmste deutsche Götterpaar, dem Volksbewußtsein längst entrückt, noch unter der Hülle heimischer Namen fort, und zwar vor den Thoren einer europäischen Großstadt.

Hinter den eben besuchten Dörfern steigt das Kahlenberge voll der schönsten Wald- und Wiesenpartien steil an. Mehrere Wege führen auf die Höhe des zweigipfeligen Kahlenberges; bequeme Leute, denen der steile Anstieg zu schwer wird, ziehen es wohl vor, in dem uns schon bekannten Fußdorf den Eisenbahnwagen zu besteigen, um auf einer nach dem „System Rigi“ erbauten Rammrabbahn mühelos den höheren Gipfel des Kahlenberges zu erreichen. Dieser hieß vormals wegen der vielen Wildschweine, die hier hausten, der „Schweinsberg“. Er trug einst ein Kloster, welches Josef II. aufhob und das jetzt als Wohnhaus benützt wird. Daneben liegt das kleine Josefsdorf; auf einem vorgeschobenen Punkte erhebt sich aber ein großes, prächtiges Hôtel, von dem aus man einen wunderherrlichen Ausblick auf Wien herab genießt. Der nordöstliche Gipfel, vormals Kahlenberg, nun

Leopoldsberg geheißen, trägt eine Kirche, die von Kaiser Leopold I. zur Erinnerung daran gebaut wurde, daß über diesen Berg im Jahre 1683 das deutsch-polnische Entzashbeer der von den Türken belagerten Stadt zu Hilfe kam. Rings um die Kirche herum geht eine Galerie; von da aus hat man eine der weitesten und schönsten Ausichten von Niederösterreich. Zu Füßen des Berges breitet sich die überwältigende Häusermasse der alten Kaiserstadt aus; gegen Norden sieht man sie von der Donau begrenzt, deren Inseln und Auen von dem glänzenden Silberstreifen des mächtigen Stromes deutlich sich abheben. Jenseits des Wassers schweift das Auge über das ganze Marchfeld mit seinen zahlreichen Ortschaften bis an die letzten Vorhöhen des Manhartsberges, und drüben am fernen östlichen Horizonte bis an die Karpaten, hinter deren letztem runden Kogel Preßburg, Ungarns alte Krönungsstadt, sich verbirgt. Daran schließt sich gegen Süden streifend das wallartige Leithagebirge, welches das hinter Wien liegende ebene Land an den Marken Österreichs und Ungarns begrenzt. Reicher Segen ist über diese ganze Landschaft gebreitet. Hier stand einst Kaiser Alexander von Rußland und rief aus: „Die Hälfte meines Reiches wollte ich für dieses glückliche Land geben!“

Wahrscheinlich thronte auf dem Leopoldsberge schon zur Römerzeit ein Castell; doch erlag es den Stürmen der Völkerwanderung. Erst als die Babenberger als Fürsten hier hausten, entstand wieder eine Burg auf dieser fernschauenden Spitze. Markgraf Leopold III. verlegte den Fürstensitz von Melk hierher; im Jahre 1101 begann er den Bau eines Schlosses, von dem ein Chronist sagt, „seine Festigkeit und Pracht sei so groß gewesen, daß es einen Herrn von königlichen Schätzen verkündete.“ Es war in die Runde gebaut, mit starken Thürmen und von innen mit marmornen Statuen geschmückt. Heute ist es bis auf wenige Mauerreste verschwunden.

Auf dieses Schlosses hohem Söller stand einst der Markgraf Leopold III. mit seiner schönen Gemahlin Agnes und hinausblickend ins Thal gieng er mit ihr zu Rathe, welchen Platz er für die beabsichtigte Klostergründung wählen solle. Da entführte, wie die Sage meldet, ein Windstoß der Markgräfin Schleier und trug ihn hinab in die Tiefe. Ihn zu suchen eilte der Markgraf mit seinem Gefolge in den Forst; doch alle Mühe war vergeblich, er blieb verloren. Jahre waren darüber vergangen, als einst Leopold in der Nähe seines Schlosses jagte. Plötzlich schlugen die Rüden im dichten Gebüsch an, und wie man, ein Wild vermuthend, hinzueilte, fand man den unversehrten Schleier an einem Hollunderstrauche hängen. Das erschien dem Markgrafen als ein Zeichen vom Himmel und er beschloß, das angelobte Kloster dort zu bauen, wo der Schleier gefunden worden. So entstand Klosterneuburg, dessen erste Kirche und Collegiathaus schon 1108 fertig stand.

Markgraf Leopold hat auch noch andere Klöster in Österreich gestiftet oder reichlich beschenkt; darum hat ihn die Kirche auch in gutem Andenken

behalten, und er, den das Volk schon längst den Heiligen genannt, wurde im Jahre 1484 heilig gesprochen und wird als Landespatron Niederösterreichs verehrt. An seinem Sterbetage, dem 15. November, welcher im ganzen Lande als Feiertag gilt, wallfahrtet gar mancher echte Wiener nach Klosterneuburg, wo Leopold begraben ist, und statet dann dem berühmten Stiftskeller einen Besuch ab, von wo aus er mitunter schwer den Heimweg findet.

Neuburg bestand bereits, als Leopold das Stift erbaute; fortan hieß es Klosterneuburg und ward von Heinrich Jasomirgott zur Stadt erhoben. Diese liegt zum Theil auf einem Hügel, zum Theil an der Donau und noch heute sind Theile der alten Mauern und Thore erhalten. Die größte Zierde Klosterneuburgs ist das prachtvolle Stift der regulierten Chorherren, welches sich auf dominirender Höhe erhebt und namentlich von der Donauseite einen imponirenden Eindruck macht. Die Kirche mit schönen Altären und Bildern, die große Bibliothek, die Kunst- und Naturaliensammlung, die Gemäldegalerie zeugen von dem Reichtume des Stiftes, aber auch von dem Kunstsinne und dem wissenschaftlichen Geiste seiner Einwohner. In den großen Kellergewölben lagert der treffliche Klosterneuburger Wein; an ihm war das Stift einst so reich, daß es im Volksmunde den Weinamen „zum rinnenden Papfen“ erhielt. Ein seltenes Schaustück ist das in der Bindererei aufgestellte große Faß, 999 Eimer fassend, der tausendste hat in dem obenauf liegenden kleinen Faße Platz; leider sind diese beiden Fässer leer.

Klosterneuburg liegt nördlich vom Leopoldsberge; an seinen Südostfuß schmiegt sich das kleine uralte Kahlenbergerdorf. Hier war zur Zeit Ottos des Fröhlichen Wigand von Theben Pfarrherr, dessen lustige Einfälle und Schwänke noch heute bekannt sind und von unserem großen Dichter Anastasius Grün in dem ländlichen Gedichte „der Pfaff vom Kahlenberg“ besungen wurden.

Indem wir uns nun südwärts wenden und die bereits betretenen Ortschaften Rusdorf, Heiligenstadt und Döbling passieren, erreichen wir hinter dem letztgenannten Orte die niedere Höhe der Türkenchanze. Dieser Name scheint zu dem ungemein freundschaftlichen Charakter der Gegend gar nicht zu stimmen. Felder und Weingärten wechseln hier miteinander ab, hie und da zeigt der aufgerissene Boden eine ergiebige Sandgrube, auf dem erhabensten Punkte thront inmitten einer Gartenanlage der stolze Bau der neuen Sternwarte mit ihren vier weitsehenden Kuppeln, und nebenan befindet sich ein neu angelegter, großer öffentlicher Park. Aber vor zwei Jahrhunderten, da Wien zum zweitenmale von den Türken belagert wurde, entschied sich hier das Schicksal unserer Vaterstadt.

Was man durch Wochen schon vorausgesehen, vollzog sich am 13. und 14. Juli 1683: das große Türkenheer, vom Großvezier Kara Mustafa geführt, erschien vor Wiens Mauern und lagerte sich im weiten Bogen westlich bis Rusdorf, östlich bis Schwechat. Der Hof und mit ihm an

60.000 Menschen hatten vorher Wien verlassen, nur 20.000 Mann blieben zur Vertheidigung der Stadt zurück, darunter 7500 bewaffnete Bürger und 700 Studenten. An deren Spitze standen der tapfere Graf Rüdiger von Starhemberg als Stadtcommandant und der wackere Bürgermeister Johann Andreas Liebenberg.

Bald begann die Beschießung Wiens und der Minenrieg der Türken. Kara Mustafa hoffte durch die erste große Bresche Wien zur Übergabe zu zwingen und dann auf dem Stefansthurm den Halbmond aufzupflanzen; aber die Wiener leisteten wahre Wunder der Tapferkeit und wiesen jeden Sturmangriff zurück, wie sie jede Minenarbeit vergeblich machten.

Doch immer härter wurde die Nothlage der Stadt; die Vasteien waren an mehreren Stellen in Schutt verwandelt, die Besatzung war arg gelichtet,

die Nahrung karg und schlecht, schlimme Krankheiten wütheten unter der Bevölkerung. Immer sehnlicher erwartete man die Ankunft des Entsatzheeres, die bis Ende August war zugesichert worden; doch vergebens spähte Graf



Leopold der Heilige.

Starhemberg von der Höhe des Stefansthurmes nach Hilfe aus. Endlich am 11. September verkündigten nachts Raketen signale vom Rahlenberge das Eintreffen der Entsazarmee vor Wien. Auf dem Zullnerfelde hatte sich die Reichsarmee unter Karls von Lothringen Führung mit dem Polenheere des Königs Johann Sobieski vereinigt und am Morgen des 12. September, es war ein Sonntag, stiegen über 80.000 Ketter mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel von den Gehängen des Rahlenberges herab, an Zahl freilich dem Türkenheere bei weitem nicht gleich.

Die Entsazarmee bildete drei Treffen: den rechten Flügel, das Polenheer, befehligte der König, den linken Karl von Lothringen, das Centrum der Kurfürst Maximilian von Bayern. Der linke Flügel eröffnete den Kampf bei Russdorf und warf nach langem heißen Ringen die Türken bis Döbling und Währing zurück, wo noch heute die „Türkenschanze“ unsere Erinnerung an jene Tage erweckt. Jetzt siegten auch die Polen, die bei Dornbach anfänglich erfolglos gefochten, und entschieden, von dem Lothringerherzog kräftig unterstützt, die blutige Arbeit, welche das Centrum der christlichen Armee dem Großvezier selbst gegenüber begonnen hatte. Inzwischen war Markgraf Ludwig von Baden bis zum Schottenthore vorgebrungen, und nun machte der Starhemberger mit der Besatzung den entscheidenden Ausfall. Es war 6 Uhr abends geworden, als das geschlagene Türkenheer in wilde Flucht zerfiel.

Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donauthal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Todtenmal.

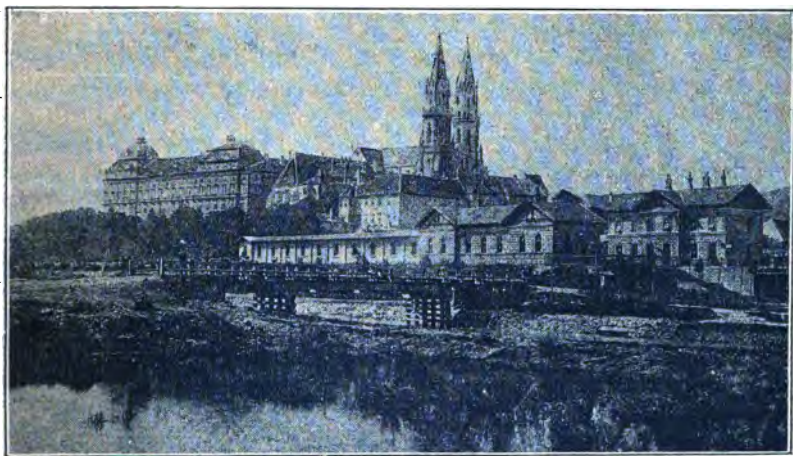
Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenteuferschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
Ins freie Wien nun ein.

Und noch steht auf dem Stefansthurm
Das Kreuz der Christenheit,
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

Längst getilgt sind die Spuren dieser Kämpfe, die hier getobt, der Boden aber bleibt geweiht. Wenden wir uns von der Türkenschanze westwärts, so betreten wir bei Dornbach die Stätte, wo die Polen an jenem ewig denkwürdigen Tage für Wiens Befreiung bluteten. Heute ist Dornbach ein freundliches, an Villen reiches Dorf, das eine Linie der Pferdebahn mit dem nahen Hernals und der Stadt verbindet. Das anstoßende Neualdeg

wird wegen seines großen schönen Parkes in englischem Geschmade, dem Fürsten Schwarzenberg gehörig, viel besucht. Der prächtige Wechsel zwischen dichten schattigen Waldpartien und heller sonniger Flur, lauschigen abgeschlossenen Plätzchen und weitreichenden Bedouten ist sehr ergözend. Besonders schöne Aussicht gewährt das Hameau oder Holländerdörfel über den Strom und das waldbedeckte Gebirge.

Das Herz lacht dir im Leibe, wenn du das frische Grün siehst und die zahlreichen niederen und höheren Gipfel, die alle eine nicht minder schöne Aussicht versprechen. Am höchsten ist der Hermannskogel im Nordosten, vielbesucht der Rosskogel mit der Söfienalpe im Westen und der Gallizin- oder Wilhelminenberg im Süden. Doch fehlt uns die Zeit, alle diese



Klosterneuburg.

Höhen zu besteigen und wir wenden uns lieber über das Gehänge des letztgenannten Berges südwärts nach Hütteldorf am linken Ufer des Wienflusses und an der Westbahn. Der Name dieses Ortes hat in Wien und weit hinaus einen guten Klang, und wer ihn zur heißen Sommerszeit hört, fühlt ein mächtig Sehnen in seiner Brust — denn in Hütteldorf wird ein treffliches Bier gebraut, das freilich im Brauhaus am besten mundet. Die nächste Umgebung Hütteldorfs, wo viele Wiener Sommerquartier aufschlagen, ist recht lieblich, besonders das nach Nordwest streifende Halterthal, in dem sich auf einer Höhe die sogenannten „Knödelhütten“, einige bescheiden gemüthliche Restaurationen, befinden. Am Ende des Halterthales leitet der Weg auf die Höhe der bereits genannten Söfienalpe, deren prächtiger Buchenwald heute leider gelichtet ist, aber die schöne Fernsicht bis zum

Schneeberg und Ötcher ist geblieben. Verfolgen wir das Bienthal von Hütteldorf aufwärts, so geleitet uns ein schöner Spaziergang durch die schattige Au nach dem kleinen Wallfahrtsorte Mariabrunn, in dessen Klostergebäude in den Jahren 1813 bis 1875 die k. k. Forstakademie bestand, bis sie aus dem Grün der Wälder und Matten zwischen die Häusermassen der Stadt verlegt und mit der neugegründeten Hochschule für Bodencultur vereinigt wurde. Hinter Mariabrunn dehnt sich zwischen Waldungen eine große sanft ansteigende Wiesenfläche hin; auf dieser versammelte sich durch lange Zeit alljährlich am Tage des Mariabrunner Kirchweihfestes (8. September) eine große Menge von Wienern, um den Mariabrunner „Kirta“ in der urwüchsigsten, ungebundensten Weise zu feiern. Bauschänken, Ringelspiele, kleine Schaubuden u. dgl. wurden errichtet und immer lauter und toller trieb's die Menge, bis am Abende schwergeladen, singend und johlend die Scharen heimwärts wandten. Seit einer Reihe von Jahren wurde die Abhaltung dieses altwienerischen Festes nicht mehr gestattet.

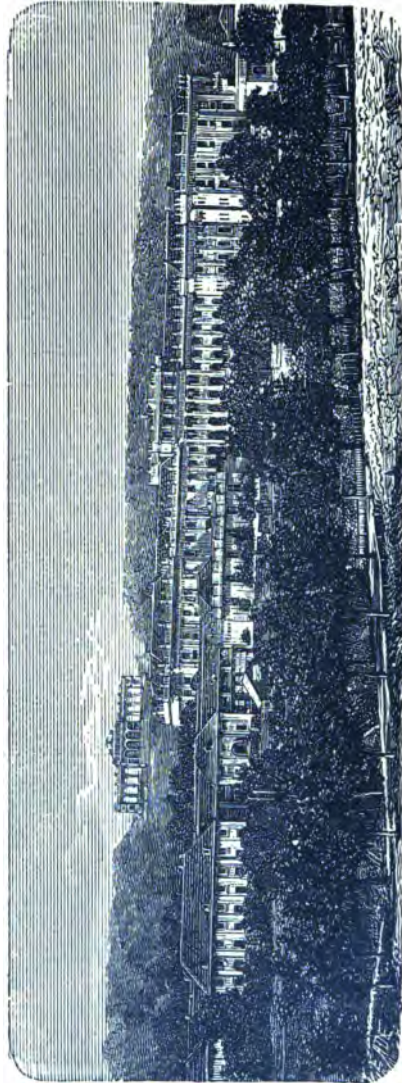
Die Mariabrunnerwiese grenzt an das nahe Hadersdorf, dessen schönem, stets poetisch stimmenden Parke wir auch einen Besuch abstatten wollen. Ihn hat der berühmte österreichische Feldmarschall Gideon Ernst Freiherr von Laudon, siegreich wider Friedrich den Großen und die Türken († 1790), angelegt und im heutigen Jägerhause gerne gewohnt. Über seinem Grabe erhebt sich hier im Schatten ehrwürdiger Fichten ein Denkmal, von Zauner's Meißlerhand gebildet, das die Witve ihrem Gatten errichten ließ: ein antiker Sarkophag, auf dessen Stufen ein geharnischter Krieger in Trauer versunken ruht.

Rehren wir nach Mariabrunn zurück und wenden uns dem rechten Wienufer zu, so erreichen wir bald den uralten Auhof, ein Forsthaus, wo sich der Haupteingang in den kaiserlichen Thiergarten und die Grenzmark des Wiener Gebietes befindet. Ihn hat Kaiser Josef II. zur Hege des Roth- und Schwarzwildes anlegen lassen. Eine 25 km lange, 2 m hohe Mauer umschließt den Thiergarten, der sich zwischen den Orten Mariabrunn, Hacking, Mauer und Laab ausdehnt. In diesem weiten Raume sind zu den anmutigsten Bildern vereint lichte Teiche, wohnliche Försterhäuser, stille Thäler mit klaren Bächen und saftigen Wiesen und überall der herrlichste Baumbwuchs, zumeist Buchen, doch auch Eichen und Tannen. Unter den Erhebungen ist der kalte Brünfelsberg (507 m) am höchsten. An der Lainzer Seite wurde in der letzteren Zeit innerhalb des Thiergartens ein geschmackvolles Jagdschloß des Kaisers erbaut.

Längs der Thiergartenmauer und dem Wienflusse aufwärts wandernd, gelangen wir nach dem Dorfe Hacking, wo die zahlreichen Villen und Landhäuser, die dicht besetzten „Sommerwohnungen“ verrathen, daß wir der eigentlichen Stadt um ein gut Stück wieder näher gekommen sind. Gleichen Charakter zeigt das anstoßende Ober- = St. Veit, wo der Erzbischof von Wien ein

Lustschloß mit einem schattigen Garten besitzt. Durch das benachbarte Unter-St. Veit leitet uns die staubige Straße nach dem renommierten und eleganten Hiezing, das man mit Recht ein Willendorf nennen kann. Auf dem Hauptplatze steht hier ein ehernes Denkmal des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, dessen vom Hauche der Romantik verklärtes Leben bekanntlich zu Queretaro 1867 ein allzufrühes Ende fand. Nach ihm führt die an Hiezing sich anschließende schöne Parkanlage „Maxing“, die er dem Orte geschenkt, den Namen. Von Hiezing durch den Wienfluß getrennt ist das größere, unschöne, aber an Privatgärten reiche Penzing, das nun sammt den letztgenannten Orten zu dem Wiener Bezirke Hiezing gehört.

Zwischen Penzing, Hiezing, Hiezingdorf und Weidling ist das große kaiserliche Lustschloß Schönbrunn mit seinem Parke gelegen, ein Lieblingsaufenthalt unseres Kaisers im Frühsommer und Herbst. Hier ließ schon Maximilian II. 1570 ein Jagdschloß bauen, welches von Kaiser Mathias, dem Entdecker des „schönen Brunnens“ im Garten, erweitert, 1683 aber von den Türken zerstört wurde. Leopold I. ließ 1696 den Neubau nach einem großartigen Plane Fischer's von Erlach beginnen, doch wurde derselbe damals nicht zu Ende geführt. Erst unter Maria Theresia, seit deren Tagen Schön-



Lustschloß Schönbrunn.

brunn als Sommer-Residenz benützt wird, erhielt das Schloß, im Barockstil erbaut, seine jetzige Gestalt. Unter den 1441 Gemächern ist namentlich der Spiegelsaal mit Recht berühmt. Der große Park, im französischen Geschmack des 18. Jahrhunderts angelegt, macht mit seinen beschnittenen Baumwänden und Gängen einen ebenso imposanten als anheimelnden Eindruck. Kommt man durch das Hauptthor des Schlosses in ihn, so schweift der Blick über die weiten Blumenbeete des Parterres, die durch ein Wasserbecken mit der Neptungruppe begrenzt werden; hinter diesen letzteren steigt ein Hügel an, dessen Höhe die Gloriette, eine lustige Säulenhalle, krönt. Von dieser Mittelpartie links liegen inmitten schöner Baumgruppen und Laubengänge der „schöne Brunnen“, die künstliche „römische Ruine“, und ein Obelisk, rechter Hand die große Menagerie, welche sich bis 1752 im Wiener Belvedere befand. An diese schließt sich der große berühmte botanische Garten, seit 1828 in Gestalt eines schönen englischen Parkes, mit mehreren ausgezeichneten, mächtigen Glashäusern und einem neuen, ganz aus Eisen und Glas aufgeführten Palmenhause.

Schönbrunn ist reich an historischen Erinnerungen. Die mindest erfreulichen knüpfen sich an Kaiser Napoleon, der zweimal, 1805 und 1809, als siegreicher Feind hier sein Hauptquartier hatte. Im Jahre 1832 starb zu Schönbrunn der einzige Sohn des gewaltigen Eroberers, der Herzog von Reichstadt.

Im Süden Schönbrunns, diesem ganz nahe, liegt das freundliche, mit vielen Willen geschmückte Pöden dorf, dem auch ein kaiserliches Lustschloß, von Maria Theresia erbaut, zur Zierde gereicht; der Garten desselben ist ungemein anmuthig, das Ganze aber eine viel kleinere Anlage als Schönbrunn.

Von hier aus ostwärts verlieren die nächsten Umgebungen Wiens allen Reiz; einförmige Felder, Bahneinschnitte, isolierte Fabriksanlagen, Sand- und Schottergruben wechseln hier miteinander ab und ziehen hinter den Häuserrevieren über den ungemein flachen Wienerberg bis zu dem Bezirke Favoriten. Nur die Höhe des Wienerberges selbst kann uns veranlassen, Halt zu machen; denn von hier aus genießt man einen prächtigen Anblick der großen Kaiserstadt. Aber an dieser Stelle erhebt sich auch ein altes Wahrzeichen Wiens, die Spinnerin am Kreuz. Es ist dies eine verzierte Kreuzes Säule in gothischem Stile, 1451 von Meister Hanns Puchsbäum an Stelle einer älteren Bildsäule errichtet. Letztere hat wahrscheinlich das Bildnis des heiligen Crispinus getragen und der Volksmund nannte wohl auch die neue Säule anfangs das Crispinuskreuz, woraus später der Name „Spinnerin am Kreuz“ entstand. An diese Benennung knüpft sich aber eine hübsche Sage. Vor Zeiten, heißt es, stand an dieser Stelle nur ein einfaches Holzkreuz, dem Verfall nahe. Nun wohnte aber damals in geringer Ferne davon eine arme, aber fromme Frau, welche täglich bei dem Kreuze betete. Diese nahm's sich sehr zu Herzen, daß dem Kreuz der Einsturz drohte, und sie beschloß zu Ehren Gottes das

Kreuz zu erhalten oder ein neues aufzurichten zu lassen. Diese fromme Frau setzte sich nun Tag für Tag mit ihrer SpinDEL an das Kreuz und spann und spann, sprach auch die des Weges Ziehenden für das Kreuz um eine Gabe an. Und was sie ersparte und erspann, das legte sie alles zurück; zur Friftung ihres eigenen Lebens beschränkte sie sich auf das Allernothwendigste. Die Reisenden wurden des Anblicks der Armen so gewohnt, daß sie von ihnen nur die Spinnerin am Kreuz genannt wurde. Allmählich mehrte sich das zurückgelegte Geld, so daß das gegenwärtige Denkmal erbaut werden konnte. Freudig sah die fromme Frau das Steinkreuz sich erhöhen mit seinen Figuren und Zierraten, und als es vollendet war, da entschlumerte sie zu des Kreuzes Füßen.

IV. Von Wien auf den Semmering.

Die Route der Südbahn auf den Semmering. — Liefing. — Perchtoldsdorf. — Riechtenstein und die Riechtensteiner. — Von Mödling in die Brühl und nach Heiligenkreuz. — Lustschloß Lagenburg. — Baden und die Wiener Thermallinie. — Die Südbahn bis Gutenstein. — Ferdinand Raimund. — Friedrich der Schöne. — Das Steinfeld. — Die „allegte getreue“ Neustadt. — Erdbeben. — Neunkirchen. — Bognitz. — Die Hermannshöhle. — Kirchberg a. D. — Die Grafschaft Pitten. — Der Wechsel. — Die Semmeringbahn.)

Ein Bild des buntesten, bewegtesten Lebens bietet sich uns dar, wenn wir an einem schönen Sommersonntagmorgen in früher Stunde die stattliche Personenhalle des Wiener Südbahnhofes betreten. Welch Gedränge hier in den weiten Räumen, welcher oft erbitterte Kampf an den dichtbelagerten Cassen um FahrbiUette, der sich in den Waggons um die besseren Sitzplätze nicht minder heftig fortsetzt. Verwundert fragt der Fremde, zu welcher Festlichkeit, nach welchem Ziele diese vielen Hunderte von erwartungsvollen Leuten die Fahrt unternehmen. Sie alle wollen mit dem „Vergnügungszuge“ über den Semmering. So lange die günstige Jahreszeit andauert, läßt die Südbahn-gesellschaft an jedem Sonn- und Feiertag frühmorgens einen Separatzug abgehen, der die Fahrt über den Semmering bis nach Würzzuschlag in der grünen Steiermark macht, also 133 Kilometer weit, um in später Abendstunde desselben Tages mit seinen Passagieren wieder nach Wien zurück-zufehren. Diese Tour im übervollen Eisenbahnwagen bei nicht selten drückender Hitze, sechs Stunden hin und ebensoviel zurück, ist beschwerlich, ermüdend; aber immer sind diese Züge dicht besetzt, und wer die Fahrt gemacht, weiß sie nicht genug zu rühmen.

So wollen denn auch wir die Semmeringfahrt nun unternehmen, uns aber mehr Zeit gönnen, um nicht bloß rechts und links beim Wagenfenster hinausblicken zu können, sondern um hie und da auch einen freundlich blickenden Ort oder einen lachenden Thalgrund zu betreten und näher kennen zu lernen.

Die Hauptlinie der Südbahn, die von Wien nach Triest führt, durchzieht den südlichen Theil des Wiener-Bedens bis an die Pashhöhe des Semmering, über den die Landesgrenze gegen Steiermark gezogen ist. Die Ebene, im Norden an der Donau breit, wird südwärts immer schmaler; die begrenzenden Gebirge treten einander immer näher, bis sie stets höher ansteigend oberhalb Neunkirchen das Thal der Schwarza bilden, um schließlich am Semmering selbst sich mit einander zu verschränken. Darum bietet uns die Bahnfahrt eine wechselvolle Reihe verschiedenster Landschaftsbilder. Bis Leobersdorf an der Triefling bleiben wir fortwährend dem Nistgehänge des Wienerwaldes nahe, denn an seinem Fuße haben sich zahlreiche anmuthige Orte angesiedelt, welche die Bahn mit Wien verbindet. Nach Osten hin aber schweift unser Blick über die weite Ebene, an deren Saum das ferne Leithagebirge wiederholt sichtbar wird. Hinter Leobersdorf durchschneidet die Bahn das Neustädter Steinfeld, welches von ungemein tristem Charakter ist, aber je mehr wir uns Neustadt nähern, desto schöner tritt der ehrwürdige Schneeberg zwischen den anderen Höhen hervor. Dann geht die Fahrt in südwestlicher Richtung auf Neunkirchen zu durch einförmige Föhrenwaldungen, bis uns hinter dem letztgenannten Orte der Anblick der nun so nahen, so mächtigen und prächtigen Berge fast unvermuthet überrascht. Und nun erst, wenn bei Gloggnitz die Bahn gegen Payerbach hin einbiegt und — doch halt! zu rasch sind wir dahingeeilt, vorüber an so zahlreichen Orten, wo wir weilen wollten. Darum versehen wir uns noch einmal nach Wien zurück und besteigen einen gemächlich vorwärtsschreitenden „Dummelzug“, der in jedem der zahlreichen Stationsplätze gewissenhaft anhält.

Haben wir uns aus der Menge von Gebäuden, welche den riesigen Complex des Wiener Südbahnhofes bilden und auf langer Strecke die freie Aussicht hemmen, glücklich herausgewunden, so eröffnet sich uns hart vor Meibling ein schöner Ausblick auf die mächtige Metropole, welcher dem von der Spinnerin am Kreuz aus ziemlich nahe kommt. Bald darauf passieren wir das schon bekannte Hengendorf, das noch zum XII. Bezirke Wiens gehört, dann Aggersdorf, dem das anmuthigere Mauer rechter Hand gegenüber liegt. Hier beginnt der Weinbau in ausgedehntem Maße, der von Mauer an am Gehänge des Wienerwaldes bis nach Bösau gepflegt wird. Zahlreiche dampfende Schöte kennzeichnen Diefing als einen sehr industriellen Ort, der Chemikalien, Seifen und Kerzen u. a. fabriciert. Bekanntter noch als durch diese Erzeugnisse ist Diefing durch sein treffliches Bier geworden, dessen Kraft schon mancher zu seinem Verderben herausgefordert hat. Als Birra di Vienna geht dies köstliche Maß in großer

Menge nach Italien. Landschaftlich schön ist Liesing nicht gelegen; aber der Liesingbach führt uns aufwärts tiefer ins Gebirge nach hübschen und selbst anmuthigen Orten, nach Kalksburg, wo sich die Jesuiten mit einem großen Privat-Gymnasium etabliert haben, nach dem idyllischen Laab unweit der Thiergartenmauer, nach Breitenfurt und Hochrotherb; oder die in die Reich-Liesing fließende Dürre Liesing über Rodaun nach Kaltenleutgeben, das ursprünglich eine Ansiedlung von Kalkbrennern und Holzhauern gewesen, in unseren Tagen aber durch seine zwei wohleingerichteten Kaltwasserheilanstalten zu einem vielbesuchten Orte geworden ist.



Stift Heiligenkreuz.

Hinter Liesing folgt als nächster Stationsort der stattliche Markt Perchtoldsdorf oder Petersdorf. Dieser hat in früheren Jahrhunderten viele Tage des Jammers und Schreckens erlebt; am schlimmsten aber gieng es ihm im Jahre 1683 zur Zeit der zweiten Türken-Invasion. Die belagerten Petersdorfer mußten sich, da ihr Widerstand zu gering war, unter der Bedingung ergeben, daß die Schlüssel des Marktes von einer Jungfrau entgegengebracht und 4000 Gulden als Brandschatzung gezahlt würden. Trotzdem wurde der Ort nicht verschont, vielmehr die wehrlose Bevölkerung mit Ausnahme von drei Männern ermordet. Diese Scene ist im Rathhause bildlich dargestellt. Um den Ort wieder zu bevölkern, wurden Steierrmärker herbeigerufen, die mehrere Privilegien erhielten. Heute ist Petersdorf wie die meisten der bisher genannten Orte ein beliebter Sommeraufenthaltort der Wiener.

Hinter Rodaun und Petersdorf steigt das Gebirge zu beträchtlicherer Höhe an und wird nach Süden hin immer bedeutender. Im allgemeinen ist

der Charakter der Gegenden an der Südbahn entweder ein anmuthiger oder ein romantischer. Die Wälder sind gemischt, doch herrscht die Föhre vor; an vielen Stellen liegt der verwitterte Kalkfels zu Tage; Wald, Wiesen, Fels und Ortschaften bilden im Verein höchst malerische Partien.

Petersdorf benachbart sind die beiden mit einander zusammengewachsenen Orte Brunn am Gebirge und Maria-Engersdorf, ersteres Wein und Bier producierend, letzteres ein stark besuchter Wallfahrtsort. Auf der mäßig ansteigenden Berghöhe dahinter erhebt sich die Ruine der Feste Liechtenstein. Es ist dies das Stammschloß der österreichischen Linie des berühmten Hauses Liechtenstein, während das Stammschloß der steierischen Linie bei Judenburg stand. Der Anfang dieses Geschlechts ist in Dunkel gehüllt; während man ihn vormalß gar bis in die Zeiten der römischen Republik hinauf versetzte, läßt eine sagenhafte Überlieferung die Liechtensteiner von einem mährischen Sandmanne abstammen, der auf seinem Ader einen großen „lichten Stein“ (einen Silberklumpen) fand. Von der steierischen Linie stammen wohl die österreichischen Liechtensteiner ab, welche die gedachte Feste bis zum Jahre 1375 behielten, sie aber damals mit der Gnade des Herzogs von Osterreich verloren. Nun wechselte die Burg vielfach ihre Besitzer; 1529 wurde sie von den Türken eingeäschert; dann wieder aufgebaut, gerieth sie später mit vielen anderen Burgen des Landes abermals in Verfall. Erst im Jahre 1808 kam das alte Ahnenschloß an das kaiserliche Haus Liechtenstein (der Nikolsburger Linie) zurück und zwar an Johann von Liechtenstein, der sich 1809 in der Schlacht bei Aspern auszeichnete. Nun wurde die Burg etwas ausgebeßert und zugänglich gemacht, auch das neue Schloß daneben gebaut und der schöne Park angelegt, überhaupt die ganze Umgegend verschönert und mit vielen, vielleicht zu vielen künstlichen Ruinen geschmückt. In der jüngsten Zeit wurde die allmählich ganz baufällig gewordene Burg abermals restauriert.

- Die Höhe, welche den Liechtensteinischen Park trägt, stößt mit ihrem
 2. Südfuße an das freundliche Mödling, die jüngste Stadt Niederösterreichs, da es erst 1875 zur Stadt erhoben wurde. Der Ort als solcher aber ist uralt. Die Zeit seiner Gründung ist unbekannt, wahrscheinlich jedoch entstand damals, als Markgraf Heinrich I. († 1018) hier eine Grenzburg wider die Ungarn anlegte, auch die heutige Stadt. Die älteste überlieferte Namensform lautet Medolicha. Auch in der Geschichte Mödlings erscheinen die Türkenjahre 1529 und 1683 mit blutigen Vettern geschrieben, aber auch die französische Invasion fügte dem Orte ungeheuren Schaden zu. Erst in neuerer Zeit hat sich Mödling wieder gehoben, namentlich in den letzten Jahren, so daß es gegenwärtig 10.600 Einwohner zählt, im Sommer aber noch um etwa 3000 mehr; denn es besitzt eine eisenhaltige Mineralquelle, eine Wasserheilanstalt, schöne Umgebungen und thut viel zur Bequemlichkeit seiner Sommergäste. Interesse erwecken auch die beiden alten Kirchen.

Unternehmen wir von Mödling aus eine Partie in das einladende Gebirge, an dessen Ausläufer sich die Stadt zum Theile anlehnt, so betreten wir zunächst die Kluuse, ein enges, höchst romantisches Kalkfessenthal, an dessen oberem Ende auf der Höhe die Reste der alten Babenbergischen Burg Mödling stehen. Hier herrschte einst ein geräuschvolles Leben, zu einer Zeit, als die Thäler ringsum nur dürtig bewohnt waren. Am lauteften gieng's auf Mödling zu, als Heinrich Jasomirgott die Feste bewohnte, der sich viele Diener und Ministeriale hielt und fleißig in der Umgegend jagte. Als er seinem Bruder Leopold IV. in der Markgrafenwürde folgte, zog er nach Wien; die Burg Mödling verödete allgemach, wurde zuerst von den Ungarn, dann zweimal von den Türken zerstört und war seit 1683 nur mehr ein Steinhausen, auf dem der spätere Besitzer Fürst Johann von Liechtenstein die heutigen Mauern errichten ließ. Der Sage nach treibt die „weiße Frau“ hier ihren nächtlichen Spuk.

„Verlassen steht nun längst der Bau;
Nur Hagend zieht die weiße Frau
Durch Burg und Hof in jeder Nacht.“

Von der Ruine genießt man eine herrliche Aussicht in die Brühl, ein breiteres Thal, das eine höchst liebliche Abwechslung von Wald, Wiesengrund, Weinbergen, Kalkfelsen, Bauernhöfen und geschmackvollen Landhäusern bietet. Hieher führt von Mödling aus eine elektrische Eisenbahn. Reizend sind die weiteren Partien nach Weissenbach, Sparbach, dem Liechtenstein'schen Thiergarten mit der Ruine Johannstein, dem rings vom Wald umschlossenen einsamen Jagdschloß Wildeg, oder über das von wohlhabenden Bauern bewohnte langgedehnte Gaden nach Heiligenkreuz, der ältesten österreichischen Cistercienser-Abtei. Markgraf Leopold der Heilige hat sie im Jahre 1134 gestiftet, und die ersten Mönche wurden aus Frankreich hieher berufen. Durch viele bedeutende Schenkungen zu großem Reichtume gelangt, wurde später das Kloster vergrößert, neue Gebäude hinzugefügt, und trotz Feuersbrünsten und Türkenkriegen eine der schönsten Stiftungen geschaffen. Die romanische Kirche wurde vor kurzem stilgerecht restauriert. Schön ist der den innern Hof umfangende Kreuzgang mit Bildern und mit einem plätschernden, grün überwucherten Brunnen geschmückt; hier fühlt man sich leicht in die vergangene Zeit des Mittelalters zurückversetzt. In der Gruft ruht neben anderen Babenbergern Friedrich der Streitbare, der letzte seines Stammes.

Rehren wir nach Mödling zurück, um noch einer Sehenswürdigkeit seiner Umgebung einen Besuch abzustatten. Es ist dies das kaiserliche Lustschloß Lagenburg. Mit dem Markte gleichen Namens liegt es, mit Mödling durch eine Zweigbahn verbunden, schon inmitten der Ebene an der Schwedat und am Wiener-Neustädter Canal, eine pittoreske Lage in den

weitgebehnten einförmigen Adergesilden. Seit dem 14. Jahrhundert ist Lagenburg im Besitze der österreichischen Fürsten und war stets ein Gegenstand ihrer Sorgfalt. Lagenburgs Hauptbestandtheile sind das Schloß, der Park und der Rittergau mit der Franzensburg. Das Schloß, im alten Theile von Herzog Albrecht II., im neuen von Maria Theresia aufgeführt, bietet nichts besonders Sehenswerthes. Aber historisch bedeutsam erscheint es uns, wenn wir erfahren, daß Kaiser Karl VI. den Entwurf zur pragmatischen Sanction hier ausarbeitete. Auch wurde am 21. August 1858 der uns allzu früh durch den Tod entriffene Kronprinz Rudolf daselbst geboren. Ausgezeichnet ist der prächtige, wasserreiche Park, in englischem Geschmade angelegt, durch herrliche Baumpartien, Tempel und Pavillons, einen Turnierplatz und die auf einer Insel gelegene Franzensburg. Letztere ist die getreue Nachahmung einer großen Wasserburg des 15. Jahrhunderts, mit 8 Thürmen und vielen Bruntgemächern, mit zahlreichen Kunstwerken des Mittelalters ausgestattet: das kostbarste Museum mittelalterlicher Kunst.

Die Hauptstrecke der Südbahn führt uns von Mödling an dem weinberühmten Gumpoldskirchen vorbei nach der schönen Stadt Baden, deren Einwohnerzahl (7700) zur Sommerszeit mehr als verdoppelt wird. Denn Baden ist ein berühmter Kurort, dessen kräftige Schwefelthermen unter dem Namen Aquas Oetiae schon zur Römerzeit bekannt waren. Die Hauptquelle (Römerquelle oder Ursprung) entspringt am Fuße des Calvarienberges; ein 45 Schritt langer Gang führt in eine geräumige Höhle, wo das heiße Wasser armbild aus dem 6 m tiefen Kessel sprudelt, täglich über 8700 hl. Das Wasser wird zum Baden benützt. Solche warme Quellen finden sich in dieser Gegend nicht vereinzelt; vielmehr treten am Ostrande der Kalkalpen im Wiener Becken zahlreiche Thermen zu Tage, so im Wiener Bezirke, Meibling, in Mödling, Baden, Böslau, Brunn am Steinselde, zu Fischau und Winzendorf (westlich von Wiener-Neustadt). Die Linie, welche diese Orte mit einander verbindet, heißt die Wiener Thermal-Linie, welche zugleich eine Haupt-Erschütterungslinie für Niederösterreich bezeichnet. In der That wurde Baden wiederholt von heftigen Erdbeben heimgesucht; besonders litt es durch das große Erdbeben des Jahres 1590. Damals stürzten in dem nahen Traiskirchen dreißig Häuser ein und wurden mehrere Menschen getödtet.

Die Stadt Baden ist reich an öffentlichen Bädern, schönen Villen, Gartenanlagen, Hôtels und Restaurationen. Der besuchteste Spaziergang ist das malerische Helenenthal, welches die Schwemat durchfließt. Über die Thalwindung führt der imposante, aber den Einblick ins Thal störende Aquädukt der Wiener Wasserleitung. Am Eingange links liegt am Fuße des Berges, den die Ruine Raufeneck krönt, die Weilburg, ein dem Erzherzog Albrecht gehöriges Schloß, dem Stammschlosse seiner Mutter, einer nassauischen Prinzessin, getreu nachgebildet. Weiter aufwärts wird das Helenenthal,

das nach Mayerling und Alland führt, immer malerischer, einzelne Partien erinnern bereits an Alpenlandschaften. Die Schwachat bis zur Quelle verfolgend gelangen wir an den Schöpfel, den höchsten Punkt des Wienerwaldes; leider läßt sich auf seinem Gipfel wegen der dort stehenden hohen Bäume eine zusammenhängende Rundschau nicht gewinnen.

Kurz nur währt die Bahnfahrt von Baden nach Böslau, dessen Namen jeder Weinkenner mit Behagen nennt. Denn auf den Gehängen um Böslau gebeihen die köstlichsten Reben von ganz Niederösterreich. Der Ort ist stattlich durch zahlreiche Villen, Restaurationen, auch Fabriken, Schloß und Park, sowie Bäder, denn er besitzt ebenfalls warme Schwefelquellen. Deshalb wird er im Sommer viel besucht. Ein schatten- und reizloser Weg weist uns nach dem westlich gelegenen Merkenstein. Hier erfreut unser Auge ein romantisches Bild: eine weitläufige Burgruine am untersten Abhange eines steilen Waldberges rechts, nach vorne eine prachtvolle saftgrüne Matte mit dem kleinen, doch zierlichen neuen Schloß an ihrem Schlusse und zerstreuten schönen Baumgruppen, dann ernster Föhrenwald, welcher das Ganze rings umrahmt.

Dort, wo die Südbahn den Triefingfluß überschreitet, liegt der industrielle Markt Leobersdorf, welcher als Ausgangspunkt zweier Staatsbahnlinien ungemein an Bedeutung gewonnen hat. Eine Linie geht durch das Triefingthal hinüber ins Thal der Gölßen und zur Traisen, dann diese entlang bis St. Pölten und entsendet die Traisen auswärts einen Flügel, der nach Lilienfeld und St. Eggh am Neuwalde führt. Eine zweite Linie verbindet Leobersdorf mit Gutenstein am Kalten Gange.

Die Triefing ist vielfach zu großen Industrie-Unternehmungen verwendet. Wir finden in ihrem Thale ansehnliche Fabriken in Hirtenberg, St. Veit, Berndorf, Pottenstein, Fahrfeld und Weissenbach. Berndorf ist durch die große Metallwaarenfabrik von Krupp, mit einem ganzen Dorfe von Arbeiterwohnungen, zu einem der vornehmsten Industrieorte des Kronlandes geworden. Ein ansehnlicher Ort ist auch der hübsche Markt Pottenstein, der auch Handel mit Holz, Kohlen und Pech betreibt und in dessen Nähe sich bei Grillenberg ein bedeutendes Kohlenlager befindet. In Aller Mund war der Name Pottenstein, als sich hier der Liebling der Wiener, der Volksdichter Ferdinand Raimund, im Jahre 1836 die Lebenswunde beibrachte. Zu Wien im Jahre 1791 geboren¹⁾, der Sohn armer Eltern, verließ Raimund einem inneren Drange folgend den Beruf, welchen ihm sein Vater zugebach, die Conditorei, und wandte sich der Bühne zu, auf welcher er bald als Schauspieler und Dichter zuerst in seiner Vaterstadt, dann bei Gastspielen in Norddeutschland die größten Triumphe errang. So war er durch lange Jahre die Seele der Wiener Volksbühne,

¹⁾ Mariahilferstraße Nr. 41, wo auch eine Gedenktafel angebracht ist.

und die besten seiner Stücke, „Der Bauer als Millionär“, „Der Alpenkönig und Menschenfeind“ und „Der Verschwenker“ werden noch heute dargestellt und erfreuen namentlich durch die tiefe Gemüthlichkeit und den prächtigen Witz. Septerer ist immer schlagfertig, doch ohne zu verwunden, zuweilen übermüthig, immer aus dem Volke gegriffen, aber nie gemein. Raimund hatte sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben und in der Nähe von Gutenstein eine kleine Besizung gekauft, wo er gerne weilte. Als er im August des Jahres 1836 von seinem Haushunde gebissen wurde, ließ ihn sogleich seine Hypochondrie, die Folge einer schweren Krankheit, die er vor Jahren durchgemacht, befürchten, daß der Hund toll sei. In der namenlosen Angst und Verzweiflung suchte er sich in einem Gasthause zu Pottenstein mittels eines Terzerols zu tödten, starb aber erst am achten Tage nachher, am 6. September 1836. In Gutenstein liegt er begraben.

Zwischen dem Trieflingthale und dem Thale der Piesting oder des Kalten Ganges erhebt sich die stattliche Mandlinggruppe, welche mit schönem Walde, den zumeist Schwarzföhren bilben, reichlich bedeckt ist. Dieser liefert auch den Bewohnern das Haupteinkommen, denn der Felzbau ist äußerst gering. Wie zur Triefling so laufen auch zum Kalten Gange viele frische Bächlein, welche auch diesen so schwellen, daß zahlreiche Werke an ihm sich angesiebelt haben. So dient der Kalte Gang in Sollenau und Felixdorf, die noch in der Ebene liegen, zum Betriebe großer Spinnfabriken. Verfolgen wir den Piestinglauf flussaufwärts nach Westen, so betreten wir erst bei Wöllersdorf, dessen Sandsteinbrüche zu allen Zeiten das Materiale für die großen Monumentalbauten Wiens geliefert haben, ein immer malerischer werdendes Thal. Bei dem Markte Piesting, mit Hammertwerken, thront auf der südlichen Thaltwand Starhemberg, eine der großartigsten Ruinen des Landes. Die Burg hat schon im Jahre 1080 bestanden. Friedrich der Streitbare befestigte sie stark und sie ist ihm treu geblieben, als fast das ganze Land von ihm abgefallen war. Bei der Türken-Invasion des Jahres 1683 fanden nicht weniger als 11.000 Menschen innerhalb ihrer Mauern sichere Zuflucht. Doch sank allmählich auch dieser gewaltige Bau in Trümmer.

Je weiter wir schreiten, desto schöner wird die Gegend. Hat man die Thalenge bei Waldeck überwunden, so befindet man sich in der Ob. Hier genießen wir einen prächtigen Anblick. Die Höhen der vorderen und hinteren Mandling, der Grössenberg und der Kitzberg, alle mit dem frischen Grün herrlicher Buchenwälder bedeckt, umschließen rings das Thal. Hinter den Häusern des kleinen Dorfes reihen sich die weitläufigen Gebäude der vormal's Nothorn'schen Metallwarenfabrik, welche jetzt einer Actiengesellschaft gehört, auf dem grünen Thalgrunde oder in dem Parke aneinander, der bis an den Grössenberg hinansteigt.

Von der Ob aus bietet sich ein lohnender Ausflug nach dem im Süden sich öffnenden Wiesenbacher Thale dar, durch welches ein reizender Weg nach Giering im Buchberger Thale leitet. An der Ostseite erhebt sich die Hohe Wand, ein mächtiges Felsenplateau von stundenlanger Ausdehnung, das im Pöckles bis zu einer Höhe von 1135 m ansteigt. In steilen grotesken Wänden fällt sie gegen Südost ab und bietet daher von der Neustädter Seite aus gesehen einen imposanten Anblick.

Doch kehren wir ins Piestingthal zurück. Hier erreichen wir bald das freundliche Pernitz, von wo aus ein Seitenthal uns den Weg nach dem kleinen Muckendorf weist. Dort bildet die Mura einen sehenswerten Wasserfall; in zahlreichen Cascaden neben- und übereinander springt das schäumende Wasser über mächtige Felsblöcke, die in malerischer Unordnung aufgetürmt sind. Etwas weiter entfernt ist die romantische Steinwandflamm, die vor kurzer Zeit bequem zugänglich gemacht wurde.

Bei Pernitz ist das Thal breiter geworden, die Berge niedriger. Am kalten Gange weiter wandernd erblicken wir rechts am Walde die schon erwähnte Villa Naimunds. Noch ist die Gegend etwas eintönig, als sich nach einer Wendung der Straße wie mit einem Male das prächtige Thal von Gutenstein (S. 27)



Hohle Wand gegen das Piestingthal.

eröffnet. Markt und Kirche liegen in der Thalebene; die Häuser lehnen sich zum Theile an jene steil aufragende, vorgeschobene Felsenhöhe, welche die Ruinen des alten Schlosses trägt und von den hier zusammenfließenden Wassern der Längapießting und Steinapießting eingeschlossen ist. Mehrere Willen geben dem Orte, an dem ein Flügel der Südwestbahn endet, ein wohnliches Aussehen; Eisen- und Kupferhämmer, zahlreiche Sägemühlen und Lohstämpfen charakterisieren ihn als eine Stätte regen Gewerbefleißes. Die Steinapießting tritt durch einen Engpaß nach Gutenstein heraus. So sehr haben sich hier die Felsen genähert, daß der wasserreiche Bach nur mit Mühe zwischen ihnen hindurch bringt, für eine Fahrbahn blieb kein Raum übrig. So hat man die ganze Enge der Länge nach überbrückt; über dem tosenden Wasser schreitet man auf quergelegten Bohlen zwischen den steilen Felsen dahin, auf denen mächtige Tannen düster schattend wurzeln — das ist die Lange Brücke (S. 87). Auf dem linken Abhänge steigen wir nun den Windungen des Steges folgend zur Höhe empor, zur Schlossruine. Einen Mauervorsprung erklimmend gewinnen wir den besten Aussichtspunkt, von dem wir Rundschau halten. Welch ein entzückendes Bild! Dicht unter deinen Füßen siehst du die Wohnhäuser und Hämmer des Marktes, daran stoßend das neue Schloss mit seinem Parke und ringsum waldbreiche Gipfel, Haupt an Haupt, die alle der gewaltige Schneeberg im Südwesten, mit kahltem, schneegekröntem Haupte überragt. Drüben aber auf nachbarlicher Höhe winkt dir Kloster und Wallfahrtskirche Mariahilf, eine freundliche Oase inmitten der hehren Alpen-Gebirgswelt. Der Abend ist inzwischen herabgesunken, und im milden Dämmerseine wirkt die ganze Scenerie noch mächtiger, ergreifender auf dein Gemüth.

Und durch die Stille zittert,
Von Lüften zu dir geweht,
Der Klang der Vesperglocke,
Sanft mahnend zum Gebet.

In tiefe Andacht versunken vermögen wir nicht früher zu scheiden, als bis die Schatten der Nacht unsern Blick vollends umschleiern.

An die Feste Gutenstein knüpft sich der Name Friedrichs des. Schönen, der im Jahre 1314 zugleich mit Ludwig dem Baiern auf den deutschen Thron war erhoben worden, der in der Schlacht bei Mühldorf von seinem Gegner besiegt und dann durch dreißig Monate auf Trausnitz in Haft gehalten wurde. Aber Friedrichs Brüder setzten den Kampf wider Ludwig fort. Da entbot ihn der Baier zu einer Zusammenkunft; Friedrich könne frei werden, wenn er seine Brüder dahin brächte, alle Feindseligkeiten einzustellen und Ludwig als alleinigen König anzuerkennen; würde er aber dieß nicht erlangen, so sei er durch Eideswort gebunden, sich wieder

als Gefangener in Trausnitz einzufinden. Friedrich gieng darauf ein. Daheim herrschte große Freude über die Rückkunft des Gefangenen; allein Friedrichs jüngerer Bruder, der tapfere Leopold, wollte von einer Versöhnung mit Ludwig nichts wissen und meinte, Friedrich sei durch den erzwungenen Eid nicht gebunden. Tausende hätten solcher Überredung williges Ohr geliehen, doch Friedrich galt sein verpfändetes Wort höher als jede persönliche Rücksicht, und er kehrte in die Haft zurück. Diese hochherzige Mannesthat machte auf Ludwig so tiefen Eindruck, daß er mit seinem früheren Gegner Gemach und Tisch theilte und ihn als Mitkönig anerkannte. Als aber Friedrichs Bruder Leopold gestorben war und Ludwig dessen kräftigen Arm nicht mehr zu fürchten hatte, suchte er sich des Mitkönigs zu entledigen. Gekränkt zog sich Friedrich alsbald nach Österreich zurück und verbrachte seine letzten Tage auf der Feste Gutenstein. Seine Gattin Elisabeth, der die Thränen um den gefangenen Gemahl das Augensicht für immer getrübt haben sollen, gieng ihm im Tode voran, der ihn selbst, den durch Schicksalswechsel körperlich und geistig gebrochenen Mann, im Jahre 1330 erteilte. In der von ihm gestifteten Karthause Mauerbach ward er beigesetzt.

So einladend zu längerem Verweilen auch Gutenstein ist, wir müssen dasselbe wieder verlassen und kehren nach Leobersdorf zurück. An den bereits genannten Fabrikorten Solenau und Felixdorf vorbei führt uns die Südbahn ins Steinfeld, jene unfruchtbare, mit zahllosen Geröllsteinen übersäete Ebene, die sich südwestwärts bis Neuntkirchen erstreckt. Trostlos ist zumeist ihr Anblick und nur das im Westen aufsteigende prächtige Gebirge vermag uns heiterer zu stimmen. Die Urbarmachung des Steinfeldes beschäftigte schon die Kaiserin Maria Theresia und sie gründete zu diesem Zwecke die Tiroler Colonie Theresienfeld, welche heute eine wohlhabende Ortschaft ist.

Doch rasch eilen wir an ihr vorüber und bald sind die Thürme und Dächer eines ungleich bedeutenderen Ortes in Sicht, der „allezeit getreuen“ Wiener-Neustadt (s. S. 85). Diese ist mit ihren 25.000 Einwohnern die zweite Stadt Niederösterreichs. Inmitten der Ebene gelegen, nahe der Leitha und der ungarischen Grenze, genießt sie einen schönen Anblick des Rastgebirges, aus dem sich besonders stattlich der Schneeberg erhebt. Neustadt ist sehr gewerbefleißig, von besonderer Bedeutung sind die Maschinenfabriken und die Gerbereien. Am größten ist die Locomotivfabrik, in welcher im März 1891 die 3500. Locomotive vollendet wurde. Lebhaft ist auch der Handel mit Holz, Bech, Terpentin, Waldfamen, Gemüse und Vieh und der Personenverkehr; von hier zweigt die Flügelbahn der Südbahn über Ödenburg nach Groß-Ranisza ab, führt eine Bahn über Pottendorf nach Wien, eine andere nach Grammat-Neusiedl, ferner ist Neustadt eine Station der Bahn Wien-Aspang; hier beginnt auch der Wiener-Neustädter-Canal. Zu Neu-

stadt bestehen mehrere Bildungsanstalten — Gymnasium, Realschule, Lehrerseminar, Militärakademie. Trotz der alten Mauerreste, welche noch zum Theil die freundliche Stadt umgeben, trotz einiger alter Kirchen, ist doch Neustadt eine ganz neue Stadt; denn der große Brand des Jahres 1834 verschonte nur 14 Häuser, seitdem ist die Stadt ganz neu erbaut.

Bedeutend ist die Stelle, die Neustadt in der Geschichte unseres Heimatlandes einnimmt. Im Jahre 1192 von Herzog Leopold V. als Grenzfest angelegt, beherbergte es wiederholt den letzten Babenberger Friedrich den Streitbaren, der von hier aus auch zur Schlacht gegen die Ungarn zog, welche ihm den Sieg und den Tod brachte. Unter Kaiser Friedrich III. erlebte das von ihm bevorzugte Neustadt seine glänzendsten Tage, doch auch manche Bedrängnis. Wiederholt griffen die Mißvergnügten die Stadt an, um von dem hier weilenden Kaiser die Auslieferung des minderjährigen Ladislaus Posthumus zu erzwingen. Damals beim Angriff im Jahre 1452 leistete der tapfere Andreas Baumkircher, obgleich aus dreizehn Wunden blutend, am äußeren Wienerthor den Feinden, welche mit den fliehenden Kaiserlichen in die Stadt einzubringen versuchten, so lange Widerstand, bis die letzteren gesichert waren, das Thor frei und die Brücke abgeworfen war, und selbst dann gelang es ihm noch, sich durch einen Sprung seines Streitrosses in den Stadtgraben zu retten. Friedrichs III. Sohn, der nachmalige Kaiser Maximilian, wurde in Neustadt geboren und liegt auch hier in der Georgskirche begraben. Im Jahre 1487 nach heldenmüthiger Vertheidigung vom Ungarönige Mathias Corvinus eingenommen, vermochte Neustadt dagegen 1529 und 1683 die Türken glücklich abzuweisen. Erwähnenswert ist wohl auch, daß unter Leopold I. 1671 die Führer der ungarischen Verschworenen, Graf Peter Briny und Franz Frangepani, hier enthauptet wurden.

Der älteste Bau ist die von Leopold VI. in den Jahren 1197 bis 1230 ausgeführte romanische Pfarrkirche, ein Quaderbau mit zwei hohen Thürmen, welche über dem Kirchendache eine Brücke untereinander verband. Diese Brücke über den Dächern, unter der die Leute hinweggingen, galt als ein Wahrzeichen Wiener-Neustadts. Ein anderes Wahrzeichen war „ein Haus ohne Nagel,“ ein kleines aus Stein gebautes Schleußenhaus vor dem Wiener Thore; ein drittes besteht noch, der Ort, „wo der Salat auf den Bäumen wächst“ — in den Gärten vor der Stadt, die wegen des wasserreichen Grundes auf Baumstämmen angelegt sind. Die beiden Thürme der Pfarrkirche mußten wegen Baufälligkeit im Jahre 1886 abgetragen werden, obwohl die ganze Kirche erst vor einem Jahrhunderte erneuert worden war; denn ein großes Erdbeben des Jahres 1768 hatte ihr bedeutenden Schaden zugefügt. Die Thürme werden in unveränderter Gestalt wieder aufgebaut. Auch im Jahre 1590 war Neustadt durch ein gewaltiges Erdbeben zugleich mit einem großen Theile Niederösterreichs erschüttert

worden. Wie anderwärts so sind auch in unserem Lande die Erdbeben vornehmlich an gewisse Linien und Punkte gebunden. Eine solche Linie geht von Brunn am Steinfeld über Alt- und Neulengbach und Drösiedl (bei Horn), eine zweite erstreckt sich von Steiermark her über den Semmering nach Gloggnitz und trifft auch Wiener-Neustadt, eine dritte Erschütterungslinie bildet die schon erwähnte Thermenlinie von Wien (s. S. 78). Wo sich nun diese drei Linien unter der Ebene schneiden, d. h. unter der Stadt Wiener-Neustadt, befindet sich die Stelle, welche öfter als irgend eine andere in Niederösterreich die Quelle von Erdbeben gewesen ist. Neustadt wird in dem Zeitraum von sechs Jahrhunderten (von 1281 bis 1868) 16mal als Centrum von Erdstößen genannt, und wären die Aufzeichnungen ausführlicher, so würde die Zahl der bekannten Fälle gewiß eine noch weit größere sein.



Wiener-Neustadt.

Nächst der Pfarrkirche ist der bedeutendste Bau die an der Ostseite der Stadt gelegene alte herzogliche Burg der Babenberger, in welcher seit 1752 die von der Kaiserin Maria Theresia gestiftete Militär-Akademie zur Heranbildung von Infanterie- und Cavallerieofficieren untergebracht ist. Ihre weitläufigen Gebäude, in jüngster Zeit wesentlich vergrößert, schließen auch die Georgskirche ein, in der Kaiser Max begraben liegt. An der Gartenseite erhebt sich das von Hans Gasser ausgeführte eiserne Standbild der erhabenen Stifterin der Akademie. Der prächtige Park, einst Thiergarten, nimmt eine Fläche von nahezu 190 Hektaren ein.

Außer dem mit wertvollen Sammlungen ausgestatteten Cistercienserkloster Neukloster, das 1444 von Kaiser Friedrich gegründet wurde, ist auch

die vor dem Wiener-Thore stehende „Spinnerin am Kreuz,“ eine hohe, alt-deutsche Denkfäule aus den Jahren 1382 bis 1384, nennenswert, welche in neuester Zeit stilgerecht sehr schön restauriert wurde.

Sehen wir von Wiener-Neustadt aus die Bahnfahrt nach Südwesten weiter fort, so durchmessen wir inmitten einförmiger Föhrenwäldungen das letzte Stück des Steinfeldes, bis wir den über ein Jahrtausend alten, stattlichen Markt Neunkirchen (8800 Einwohner) erreichen. Mehr als die vielen großen Fabriksgebäude des industriereichen Ortes fesselt hier unser Auge die schöne Landschaft. Denn die Berge, denen wir auf langer Fahrt stets ferne geblieben, sind nun einander auf allen Seiten nahe gerückt; die erhabensten von ihnen, die Hohe Wand im Norden, der Schneeberg im Nordwesten, südwestlich der Sonnwendstein und südlich der Wechsel, die wir hier erblicken, vermögen in uns eine Vorahnung von all der Herrlichkeit zu erwecken, die uns bei weiterem Vordringen ins Gebirge bevorsteht.

Rasch dampfen wir nun in das sich verengernde Schwarzathal hinein, an Ternitz vorüber, wo Niederösterreichs größtes Eisentwerk im Gange ist, dann an Pottschach vorbei, und erreichen bald den so malerisch gelegenen Markt Gloggnitz. Das Bild, welches uns hier umfängt, ist wahrlich überraschend. Zu den nahen Bergen der Nord- und Südseite sind im Westen die letzten Ausläufer des Semmerings getreten. Auf ihrem äußersten Vorsprung ragt das große Schloß mit der Kirche in seiner Mitte auf. Rechts windet sich aus der Waldschlucht an seinem Fuß die Schwarza heraus, links von demselben öffnet sich das breitere Thal, das zum Semmering führt. Hier thront das Schloß Wartenstein auf hoher Bergeskuppe und strebt der Sonnwendstein oder Göstitz zur Höhe, in der südlichen, der Gruppe des Wechsels angehörigen Bergreihe aber gewahrt man den Einschnitt des Kranichberger Thales. In der Tiefe dehnt sich dann der Markt auf beiden Seiten der Schwarza bis an den Schloßhügel aus. Seine Lage nahe der nördlichen Wand des Beckens verschafft ihm ein so mildes Klima, daß dort am Silbersberg wie am Eichberg auf den gegen Süden gelegten Seiten noch Wein gebaut wird.

Gloggnitz ist infolge seiner günstigen Lage ein wahres Centrum für zahlreiche und überaus wechselvolle Ausflüge. Nach allen Seiten hin locken Thäler und Höhen zum Besuche, und stets findet der Tourist ein neues und lohnendes Ziel. Am bedeutungsvollsten in vielfacher Hinsicht ist wohl die Fahrt auf der Semmeringbahn, die hier beginnt, aber ehe wir diese antreten, wollen wir unseren Schritt ostwärts lenken in das Gebiet des Wechsels und der Pitten, einen ungemein lieblichen Winkel unserer Heimat, in den von Wien aus eine Eisenbahn bis Aspang führt.

Unser nächstes Ziel sei Kirchberg am Wechsel. Von der Reichsstraße biegt unweit Gloggnitz eine Seitenstraße dahin ab, welche von dem ehemaligen Wiener Erzbischofe Milde mit großem Kostenaufwande gebaut wurde. Zuerst

stauig und schattenlos führt sie uns bald in ein anmuthiges Engthal mit malerischen Baumgruppen, Felspartien, Häuschen und Mühlen, das sie in vielfachen Windungen durchzieht, bis uns plötzlich der Anblick des hochoben im Waldesgrün thronenden Schlosses Kranichberg überrascht. Ein kürzerer Fußpfad, wohl steil, leitet uns schneller hinan als die Serpentina der Straße, und wir stehen vor dem alten, mauerumgürteten Schlosse, welches von den Ritters von Kranichberg erbaut und bis zu ihrem Erlöschen 1510 innegehabt wurde. Heute gehört es dem Erzbisthume Wien. Etliche Tische im Schatten ehrwürdiger Rußbäume vor dem Brauhauschanke laden uns zur Ruhe; entzückt blicken wir hinab ins Gloggnitzer Thal und auf die grauen Kalkmassen des Schneebergs und lassen uns das Kranichberger Bier, sonst gerade keines der besten, wohl munden. Dann geht's im Walde weiter auf die Höhe der Rams, eines einsamen Wirtshauses, wo wir der Ausläufer des Wechfels ansichtig werden, und nun hinab nach Kirchberg, das wir nach zweieinhalbstündiger Wanderung von Gloggnitz aus erreichen.

Etwa zwanzig Minuten vor dem Orte erregt rechts vom Wege eine weißrothe Fahne die Aufmerksamkeit des Passanten. An dieser Stelle eröffnet sich der Eingang zur Hermannshöhle, der größten und sehenswertheften Höhle Niederösterreichs. Hält sie auch mit den ungeheuren Hallen und wunderbaren Prachtgebilden der berühmten Adelsberger Grotte keinen Vergleich aus, so ist doch ihr Besuch ungemein interessant, namentlich wegen der hohen, äußerst schmalen und ineinander verschlungenen Hohlgänge und Klüfte, die in wildem Gewirre die Verbindungen zwischen den größeren Hallen bilden. Darum können wir sie auch nicht ohne Führer betreten. Da das Gebirge



Die lange Brücke in Outenstern.

hier aus Grauwackenkall besteht, so erblicken wir an vielen Stellen größere und kleinere Tropffsteinmassen in oft wunderlichen Formen, unter denen das Grab, der Frosch, der Wasserfall, die Draperie, die Ranzel, der Totenkopf, die Bidelhaube, die Glode am auffälligsten sind. Einzelne Räume der Hermannshöhle heißen der Barbarastollen, die Dietrichshalle, der Dom, die Antoni-Herbergshöhle, die Speisehalle; viele Gänge sind noch gar nicht durchforscht. Ein ernstes, fast schauriges Gefühl befällt uns beim Durchschreiten dieser unterirdischen Gänge und Hallen, deren Dede bei dem matten Scheine der mitgenommenen Lichter oft dem Auge nicht erreichbar, und welche freudige Überraschung, wenn wir am Ende einer 183 Stufen zählenden Treppe, die aus der Speisehalle hinanführt, im „Taubenloche“ angelangt plötzlich das liebe Himmelslicht wieder erblicken und die schönste Aussicht über das Otterthal, St. Corona und den Kampfein sich eröffnet.

Kirchberg „am Wechsel“ ist ein freundlicher Markt, der seit zwei Jahrzehnten viel von Wiener „Sommerparteien“ bewohnt wird. Aber man sieht ihm's an, daß er abseits von der Eisenbahn gelegen, denn auch zur Aspanger Bahn ist es eine gute Stunde. Manches alterthümliche Haus, sehr wenige Villen; zahlreiche Hammerwerke und Sägemühlen, zwei alte Kirchen: die Pfarrkirche im Orte und vor demselben auf einer Anhöhe die St. Wolfgangskirche, eines der schönsten Baudenkmäler altdeutschen Stils, 1276 begründet und 1471 vollendet. Noch ein Zeuge der alten Zeit steht auf dem Kirchplatze im Markte, eine riesige, vielleicht tausendjährige Linde, wohl der älteste Baum in ganz Österreich, den schon um das Jahr 1400 eine Urkunde als einen alten Baum erwähnt. Ihr Stamm hat einen Umfang von mehr als 7 m und ist 19 m hoch.

Der Feistritzbach, an dem Kirchberg gelegen, führt uns südostwärts, in das Thal der Pitten, die am Wechsel entspringt. Wir passieren auf diesem Wege das Dorf Feistritz mit der darüber thronenden gleichnamigen Burg. Gerne würden wir dieser einen längeren Besuch widmen; denn sie ist eine der merkwürdigsten Burgen im Lande. Acht Jahrhunderte zählend hat sie den Charakter einer mittelalterlichen Höhenburg in ihrem Außern noch ziemlich unverändert bewahrt. Besonders sehenswert ist die hier aufgestellte Sammlung von Waffen und Antiquitäten. Doch wir setzen rascher unsern Weg fort und erreichen das Pittenthal, durch welches eine Bahn nach Aspang führt. Dieses zeigt entschiedenen Mittelgebirgscharakter, welcher sich in grünen Thalböden mit Wiesen- und Feldebau und mäßig hohen Bergen mit weit hinaufreichenden Feldern oder stellenweise in das Thal herabsteigendem Wald ausdrückt. Einzelne reinliche Gebäude, besonders Mühlen, beleben das stille Land.

Und wieder ist es eine Burg, die unser Interesse in erhöhtem Maße in Anspruch nimmt: die über einem kleinen Dorfe auf einem Vorsprunge des Waldgebirges thronende Feste Seeenstein. Auch an ihren Mauern

sind acht Jahrhunderte vorbeigezogen; der älteste, 1092 erbaute Theil, liegt zwar in Trümmern, die wunderbarer Epheu umspinnt, der neuere Theil aber aus dem 16. Jahrhundert befindet sich noch in vollkommen wohnbarem Zustande. Er ist auf das Kostbarste in alterthümlicher Weise eingerichtet und birgt einen Schatz von alten Gemälden, Waffen und Geräthen. Die Besitzer der Feste waren nacheinander die Wildensteiner, die Seebensteiner, die Königsberge, Jörger und Bergen, bis 1824 die Fürsten Liechtenstein das Schloß erwarben.

Der Geist der Vergangenheit tritt hier lebendig vor unser Auge, und in eigenthümlicher Stimmung verlassen wir die alte Ritterburg, um in geringer Ferne abermals die Reste eines einst stolzen Schlosses schimmern zu



Das Schloß Pitten.

sehen. Ein kleiner netter Markt nimmt uns in seine reinlichen Gassen auf; bescheiden sind hier alle Verhältnisse, eine Papierfabrik und ein kleines Eisenbergwerk machen allein den heutigen Markt Pitten nennenswert. Außer einer gothischen Marterssäule erinnert nichts an die alte Zeit, nichts gemahnt hier an längst verschwundene Tage der Macht und des Glanzes. Und doch war Pitten einst eine mächtige Stadt, die Hauptstadt einer mächtigen Markgrafschaft, welche Königen den Frieden dictierte! Schon zu Karls des Großen Zeiten bestand eine Grafschaft Pitten (Putina, Pütten), welche das Gebiet zwischen dem Semmering und der Stelle, wo später Neustadt entstand, umfaßte. Nach der Ungarnschlacht auf dem Lechsfelde 955 wurde sie als Markgrafschaft erneuert; bald erhob sich Pitten zu einer mächtigen, stark

befestigten Stadt, die von den Chronisten als „Mutter der Städte“ gepriesen wurde. Nach dem Erlöschen des Grafenhauses von Pitten fiel die Markgrafschaft an die Ottolaren von Steiermark, welche Pitten als Lehen an ein Rittergeschlecht übergaben, das sich nun „von Pitten“ schrieb. Im Jahre 1253 wurde durch Premysl Ottokar II. die Grafschaft von Steiermark losgetrennt und definitiv mit Oesterreich vereinigt und als bald darauf das Geschlecht derer von Pitten ausstarb, fiel das erledigte Lehen den Landesfürsten anheim. Diese ließen die Grafschaft durch Pfleger verwalten, verpfändeten sie auch, bis sie später wieder als Lehen in Privatbesitz übergieng. Seit 1657 besaßen sie die Grafen von Hohen, 1822 ward Pitten mit Frohsdorf vereinigt und ist mit diesem gegenwärtig im Besitze des bourbonischen Prinzen Jayme.

Die Schicksale von Burg und Stadt Pitten sind nicht bloß glänzende und erfreuliche gewesen, auch Tage des Schreckens und der Noth brachen über sie herein. Wiederholt zogen Ungarn und Türken vor ihre Mauern und mehrmals sanken diese in Trümmer. Noch im Jahre 1683 widerstand Pitten siegreich den Türken. Doch nun war die Zeit abgelaufen, in der befestigte Adelsitze in Oesterreich von Bedeutung waren; die Kriegskunst hatte sich wesentlich geändert, die meisten Burgen wurden vernachlässigt und verfielen, und nur ein sehr geringer Theil der 600 Burgen in Niederösterreich ist heute noch bewohnt. Dies war auch das Schicksal der Feste Pitten; die Stadt aber war zum kleinen Orte herabgesunken und konnte sich in der Nähe des rasch aufblühenden Wiener-Neustadt nimmer erholen.

Steigen wir zur Höhe des Schlosses empor, so erreichen wir zuerst ein stattliches Thor, so groß und stark wie das einer stolzen Stadt. Aber erstaunend treten wir durch dasselbe in einen nett gehaltenen Garten, den wenige Gebäude umgeben. Von all der Größe und Stärke dieser mächtigen Burg ist nichts geblieben als ein thurmartiges Gebäude, wo der Jäger wohnt, einige Baulichkeiten der alten Vorwerke, wo der Meier seinen Sitz hat, und die alte gothische Burgcapelle. Sonst ist alles der Erde gleich gemacht, und niemand würde ahnen, welch wichtiger Waffenplatz hier einst war.

Unterhalb Pitten vereinigt sich der gleichnamige Fluß mit der Schwarza zur Leitha. Diese Richtung verfolgend würden wir auf der Aspanger Bahn bald Wiener-Neustadt erreichen. Lohnender wäre ein Ausflug in das anmuthige Bergland der „Buckligen Welt“ und des Rosaliengebirges, wo zwischen waldbedeckten Ruppen mancher hübsche Markt mit alter Kirche, manche Burgruine unsere Aufmerksamkeit fesseln würden. Doch wir kehren auf demselben Wege zurück, den wir gekommen, bis zur Einmündung des Feistritzbaches, um von hier aus im Hauptthale bleibend den stattlichen Markt Aspang aufzusuchen. Der Name desselben wird im Volksmunde vom „Abspannen“ der Saumthiere hergeleitet, welche in alter Zeit von

Steiermark über den Mößelberg die Waren trugen, die hier abgeladen und auf dem See, welcher der Sage nach einst hier bestand, nach Seebeinstein eingeschifft wurden. Richtig aber wird der Name zu dem Worte Aipe oder Espe, d. i. Bitterpappel, gestellt. Über Aspang steht zum Theil auf Felsen ein massives vielhürmiges Schloß.

In Aspang wie in der ganzen Umgegend sind alle Verhältnisse noch einfach und ungekünstelt, obwohl, wie schon erwähnt, jetzt eine Eisenbahn den Ort mit Neustadt und Wien verbindet. Doch ist Aspang bedeutsam deshalb, weil von hier aus der so sehenswerte Wechsel bequem zu erreichen ist.

Den Wechsel kennen wir bereits als den letzten östlichsten Ausläufer der Central-Alpen, welcher südöstlich vom Semmeringpasse den Boden unseres Heimatlandes betritt und in den sich dieses mit Steiermark theilt. Er bildet einen ziemlich ausgebreiteten Gebirgsstock, der größtentheils aus Gneiß und Glimmerschiefer aufgebaut ist, in dem jedoch hie und da auch Grauwadenschiefer und Kalk auftreten. Die Urformation spricht sich auch in der abgerundeten Gestalt der Berge aus, welche gegenüber den starren, wilden Formen der Kalkriesen im Nordwesten lebhaft contrastiert. Auffällig ist auch das Fehlen der Krummholzregion, indem auf den Hochwald nach unbedeutender Verkümmernng des Fichtenwuchses fast unmittelbar die kahle Matte folgt, welche den größten Theil des langgestreckten, aber plateauartig ausgebehten Rückens bedeckt. Nur stellenweise finden sich überraschende Gruppen von Felsblöcken, welche der hiesige Aipler die „Teufelswirtschaft“ nennt, da nach seinem Glauben der böse Feind diese Felsen so hin- und hergeworfen habe. Der lange Rücken hat drei merkliche Erhebungen, welche man als die eigentlichen Gipfel des Berges bezeichnen kann: das Schöberl, den Hochwechsel, den Umschuß und unter denen der letzte der höchste ist (1738 m). Auf den Höhen des Wechsels sich zu ergehen, bietet den herrlichsten Genuß; die reiche Flora, die prächtig grünen Matten erfreuen das Auge. Häufig stößt man auf weidende Rinderherden, denn auf dem Wechsel wird ausgebehter Almwirtschaft betrieben und mehrere Almhütten, „Schwaigen“ genannt, stehen zumeist in windsicheren, aber baumlosen Mulden. Die größte von allen ist die Kranichberger Schwaig, welche auch für die Bewirtung von Touristen trefflich eingerichtet ist. Das Prachtigste auf dem Wechsel ist aber die weitreichende Rundtsicht. Da präsentieren sich der Schneeberg, die Rax- und Schneefalm nebeneinander, wir sehen die Steinerne Wand im Murthale, das Stuhleck und dahinter den mächtigen Hochschwab. Der Schödel bei Graz ist der letzte bedeutende Höhenpunkt. Im Süden schieben sich Hügelwellen malerisch übereinander, aus denen schön gruppierte Ortschaften, namentlich Stift Vorau, Friedberg, Hartberg, Stubenberg, hervorragen. In der Richtung des Leithagebirges sieht man Thernberg, Thomasberg, Seebeinstein, Pitten; im Nordosten das ganze Wienerbecken; südostwärts

über das niedrige Gelände Ungarns erscheint die Fernsicht unbegrenzt, was dem Panorama des Wechfels seinen eigenthümlichen, fast unübertroffenen Reiz verleiht. —

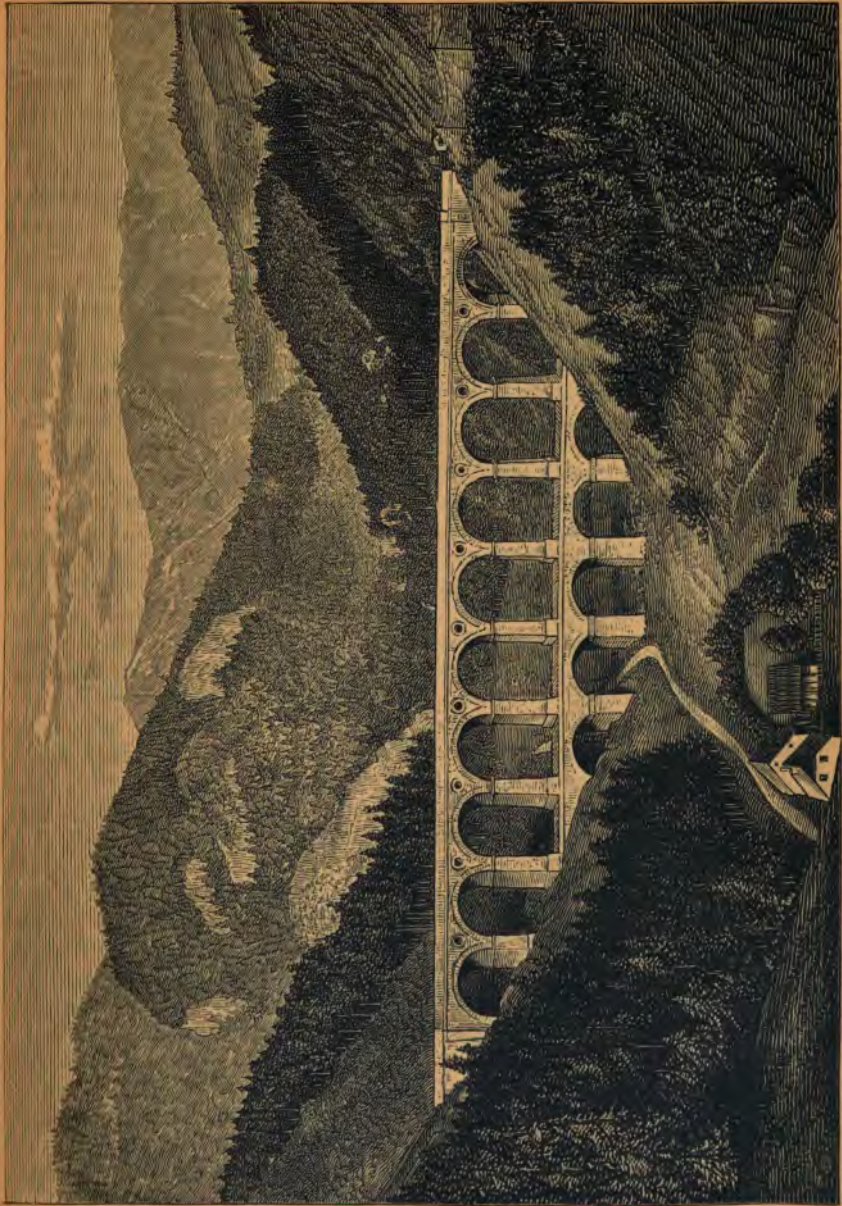
Einige Tage sind nothwendig, um jene lohnenden Partien zu machen, auf welchen uns der freundliche Leiter von Gloggnitz aus bis auf den Gipfel des Wechfels im Geiste gefolgt. Nun möge er aber mit uns nach Gloggnitz zurückkehren, damit wir die schon längst beabsichtigte Semmering-fahrt antreten.

Die *Semmeringbahn*, welche den Ruhm genießt, die erste großartige Gebirgsbahn der Erde zu sein, ist in den Jahren 1848 bis 1854 mit einem Kostenaufwande von 23 Millionen Gulden gebaut worden. Die Leitung des Baues war in den Händen des Ritters von Ohgga, dem vor der Station Semmering ein schönes Denkmal errichtet worden ist.

Die Fahrt über den Semmering ist im höchsten Grade romantisch. Man sieht in das wildmalersische Schwarzathal mit seinen Felswänden, Schlünden, Meilern, Wäldern, Dörfern und erblickt die Berggipfel der Nagalpe, des Schneeberges und des Saurüßels; der Zug faust durch lange Tunneln, um auf der anderen Bergseite in Krümmungen über bogenreiche Viaducte, Pfeiler-Anbau und an steilen Wänden durch die Bergwildnis dahinzurasseln. Bald ist man in hellem Sonnenschein, bald in Finsternis, bald zwischen nackter Felswildnis, bald in kühler Waldung, bald über dem Thale, bald unter dem Walde.

Bei Gloggnitz beginnt die große Alpenstraße. Die Bergkette des Silbersberges und des Eichberges sind die beiden Eckpfeiler am Eingange des oberen Schwarzathales, welches die Semmering-Bahn von Gloggnitz an bis Payerbach in Schlangentwindungen durchzieht. Haben wir die Thalsperre, welche jene zwei Bergkette bewirken, hinter uns, so erschließt sich bei den stattlichen Gebäuden der Papierfabrik *Schlöglmühl* zuerst der Anblick des Thales von Payerbach. Die Bahn läuft an seinem Nordrande nahe dem linken Ufer der Schwarza fort; auf seiner Südseite erheben sich in ihren Nordgehängen die Berge zwischen ihm und dem Thale von Schottwien. Wir sehen die Linie der Bahn auf denselben hinanklimmen. Die Thalhänge sind reich bebaut und durch Weiler und Einzelhöfe belebt. Nach vorn aber baut sich die prächtige Nagalpe und das übrige Gebirge des Thales von Reichenau und der Prein über Payerbach und dem herrlichen Bahnviaduct auf, welcher das Thal westwärts auf das Wirkungsreichste abschließt. So kommen wir nach Payerbach, dessen Häuser in ungleicher Höhe um die alte Kirche lagern.

Schon auf der Strecke von Gloggnitz nach Payerbach hat die Eisenbahn eine bedeutende Steigung zu überwinden; die eigentliche Semmering-fahrt fängt jedoch erst bei Payerbach an. Zunächst dem Bahnhofe leitet der prächtige, 280 m lange Viaduct auf neun Kiefernbogen in südlicher Richtung über die Schwarza und ihr Thal. Jenseits desselben geht die Bahn sogleich



Semmeringbahn. (Die alte Brücke.)

in die südöstliche Richtung über und klettert jetzt am Südrande des Bayerbacher Thales mit der größten Steigung (1:40) zum Eichberg hinan. Hinreichend schön gestaltet sich der Blick hinab auf das Reichenauer Thal, der nur kurz, und jener auf das Thal von Bayerbach, der lange und wiederholt sich darbietet. Über mehrere Viaducte und durch mehrere Tunnel kommt man auf dem Eichberg nahe über dem Markte Gloggnitz an. Die schimmernde Fläche von Neunkirchen, von den duftigen Grenzbergen gegen Ungarn gesäumt, liegt vor dem Blicke des Reisenden aufgerollt. Später nach der Wendung der Bahn nach Westen eröffnet sich die Aussicht auf Wartenstein, den Otter und das etwa 130 Meter tiefere Thal von Schottwien; auch der treueste Wächter der Semmering-Bahn, der Sonntwendstein, hat sich eingestellt.

Nahе dem Ostende der Eichberges wendet sich die Alpenbahn im Bogen westwärts, um in ziemlich gerader Richtung an Schottwien und Klamm und weiterhin an der Weinzettelwand vorbei zur kalten Rinne zu eilen, wo sie wieder rückwärts geht und im Bogen durch die Ablißgräben hin die Passhöhe erreicht.

Ein besonders malerisches Bild zeigt sich von der Station Klamm aus. Man sieht den 1542 m hohen Sonntwendstein oder Göstritz in seiner ganzen Höhe und Breite, mit den fächerartig auseinanderlaufenden Furchen, die der Wildbach riß, und dem saftig grünen Gelände, durch welches die Semmeringstraße in langen Windungen zur Klausе von Schottwien herabsteigt. Von dem Abhange des Göstritz her schimmert die zweithürmige Wallfahrtskirche Maria-Schutz. Tief unten liegt, mit der Doppelreihe seiner Häuser in eine Felsenklamm eingengt, der bis in seinen letzten Winkel aufgeschlossene Markt Schottwien. Hoch oben aber auf senkrechtem Felsenvorsprunge schaut die Ruine Klamm herab, so hoch und steil, daß man das graue Gemäuer kaum erkennen kann, und doch fliegt der Eisenbahnzug sehr bald noch viel höher als die Felswände hinan.

Hinter Klamm gelangt die Bahn zu den steilen Thalschluchten der beiden Ablißgräben, deren Wände, schroff ausgezackt und zertrümmert, sich fast senkrecht über dem engen, grünen Thalstreifen unten erheben und die sich meilenlang im Zickzack von Schottwien aus wie ungeheure Risse ins Gebirge hinein dehnen, indem ihre Wände voll malerischer Wildheit den Gebirgsstock des Semmerings von den Thälern der Schwarza und Prein trennen. Eine Strecke lang folgt die Bahnlinie in weit ausschweifendem Bogen dieser Felsenwindung, dann zeigt sie zwei gewaltige Viaducte, welche in zwei Bogenreihen übereinander gegen 38 m hoch den Jäger- und den Gampelgraben übersezen.

Die größten Schwierigkeiten hatte der Bahnbau zu überwinden, um den Schienentweg vom unteren in den oberen Ablißgraben zu leiten. Mächtige zerbröckelnde Felswände mit steiler Böschung, dabei von tiefen Wildbächen eingefurcht, boten die einzige Möglichkeit des Weiterkommens dar. Da das

Gestein jener Wände viele Risse und Sprünge hatte, so war zu befürchten, daß es mit der Zeit durch die Erschütterung der Bahnzüge immer mehr gelockert und endlich ganz auseinandergerüttelt werden möchte, daher mußte man hier bei der Weinzettelwand den Weg tief hinein in die Felswand sprengen und diese Wand durch Pfeiler und Mauern stützen, um sie vor dem Auseinanderfallen zu sichern, so daß drei Tunnel durch Gallerien zu einem langen Haupttunnel vereinigt werden. Bei der Durchfahrt ist der Reisende in finstere Nacht gehüllt, die nur zeitweise zur Seite durch den Schimmer der grünen Tiefe unterbrochen wird.

Bald nachdem der Zug aus dem letzten Tunnel wieder an das Tageslicht gekommen, langt er in der Station Breitenstein an. Hierauf eilt er an der Spießwand hin, übersetzt auf hohem Viaducte den Krauselgraben und wendet sich nach Süden. Hier überschreitet nun die Bahn die Abtligräben an der kalten Rinne, über deren Klüfte sie mit Hilfe gewaltiger Viaducte von zwei übereinander gebauten Bogenstellungen gelangt. Ein Hochgebirgskessel umfängt uns mit Steilwänden, an denen das Geshiebe herabsinkt und über ihm gewahren wir die Gipfel der höchsten des Gebietes, den Schneeburg und die Nag. Im Kessel widerhallt der Athemzug der Locomotive, während sie aufwärts klimmend über die schwindelnd hohe Brücke gleitet. Wieder gelangen wir auf der Fahrt durch den Wolfsberger-Tunnel in nächtliche Finsternis; hinter demselben aber erscheint wie mit einem Rauber-schlage das überraschendste Bild von allen. In malerischem Gewirre von Fels und Wald überblicken wir den künstlichsten Theil der Bahn, die uns heraufgeführt, wie sie tief unten von Klamm her und dennoch hoch über der Luft bald an der Felswand, bald in derselben sich heranzwindet.

Mit der letzten Biegung ist die Station Semmering, der Endpunkt der Bergfahrt, erreicht und die Herrlichkeiten, von denen bisher nur Theile zu schnellem Genuß geboten waren, liegen in einem weitem Halbrund ausgebreitet, rechts und links die Berge des Gebietes mit ihren Gipfeln und dem massiven Unterbau; im Vordergrund die grünen Stufen der Paßhöhe, im Hintergrund die blaue weite Niederung des Wiener-Beckens, aus welchem sich, wenn Tag und Stunde günstig sind, die hellen Punkte der Ortschaften abheben. In der Nähe der Station Semmering steht auf weit schauender Höhe das große Südbahn-Hotel; daneben sind mehrere schöne Villen entstanden.

Unmittelbar hinter dem Stationsplatze öffnet sich der größte und letzte Tunnel der Semmering-Bahn. Er ist schnurgerade durch den Berg gebohrt worden, hat eine Länge von 1420 Metern und erreicht in der Mitte im höchsten Punkte der Bahn eine Seehöhe von 898 Metern, 459 Meter über dem Ausgangspunkte Gloggnitz. Indem man diesen Tunnel passiert, überschreitet man zugleich die Grenze Steiermarks; denn an seinem Ausgange findet man sich schon im steierischen Fröschnitzthale. Die Bahn tritt nun in ein starkes Gefälle ein und führt ohne die Vermittlung kolossaler Bau-Objecte in diesem

freundlichen Thale mit sanften Bergformen, wahrhaft smaragdgrünen Wiesen und kleinen Ansiedlungen nach Mürzzuschlag, dem Ende der Gebirgsbahn.

Die ganze Bahnstrecke von Gloggnitz bis Mürzzuschlag ist 42 Kilometer lang; sie zählt 15 Tunnels von 4274 Meter Länge und 16 Viaducte von bedeutender Ausdehnung. Steigung, Krümmung, Unterschwellung und alles Technische ist mit der größten Sorgfalt berechnet, und selbst für die Wasserversorgung der Maschinen gesorgt, zu welchem Behufe die Bergwasser gesammelt, geklärt und durch Pumpenwerk oder Röhren weiter geleitet werden.

Aber nicht bloß großartig ist dieses Werk, es ist auch schön zugleich; alle Constructionen an Häusern, Viaducten, Tunnels u. s. w. genügen nicht allein ihren materiellen Zwecken, sondern sie erfreuen auch den ästhetischen Sinn durch die Leichtigkeit und Anmuth der Verhältnisse. Dabei trägt alles den Stempel der Festigkeit und Dauerbarkeit in so ausreichendem Maße, und die Fahrt selbst geht mit so viel Ruhe und Sicherheit vor sich, daß auf natürlichem Wege wohl nirgends ein Gefühl von Unbehagen über die Gefährlichkeit der Bahn entstehen wird. Und so vereinen sich denn hier Natur und Kunst, um in dem Geiste des sinnigen Beschauers einen Eindruck hervorzubringen, den er mit Bewunderung empfängt und gewiß mit Liebe zu bewahren suchen wird.

V. Auf den Schneeberg und die Raxalpe.

(Von Payerbach nach Reichenau. — Hirschwang. — Durchs Hölenthal zum Kaiserbrunnen. — Auf den Schneeberg. — Nach Buchberg. — Die Schwarza. — Im Nassthal. — Johann und Georg Huebner. — Auf die Raxalpe.)

In Payerbach, dem Anfangspunkte der eigentlichen Semmeringbahn, beginnt auch das Gebiet des echten Touristen. Denn hier verläßt die Bahn, wer das Hochgebirge unseres Heimatlandes besuchen will. Die Touristik, vormals fast unbekannt und ungepflegt, ist in den letzten Jahrzehnten zu einem leidenschaftlich betriebenen Sport geworden, der zahlreiche Vereine und Clubs ins Leben gerufen, unter denen der deutsche und österreichische Alpenverein, der österreichische Alpenclub und der Wiener Touristenclub, beide mit vielen Sectionen, die bedeutendsten sind. Ihre Mitglieder wie auch andere Naturfreunde, getrieben von innigster Liebe zur herrlichen Gebirgswelt, besuchen nun jene Höhen, die vor einem halben Jahrhundert noch wenig bekannt und noch weniger häufig betreten waren, zu jeder Jahreszeit und oft in großen Scharen, so daß sich zuweilen hundert Personen und mehr auf dem Gipfel des Schneebergs oder der Rax an einem Tage zusammenfinden.

Verspricht des Sommers der Samstag für den Sonntagmorgen schönes Wetter, dann kannst du um Mitternacht aus der Bahnhofshalle zu Bayerbach einen langen Zug von Touristen treten sehen, die mit dem Abendzuge Wien verlassen haben. Lodenhut und Lodenrock, leberne Weinkleider, bloße Kniee, grüne Strümpfe, Bergschuhe und Vergisstod kennzeichnen den Touristen auf den ersten Blick; doch können wir sofort hinzufügen, daß die Hochgebirgswelt Niederösterreich diesen Apparat nicht erfordert: es haben genug Leute im Alltagsgewande, nur den „Schattenspende“ in der Hand, ohne Gefahr den Schneeberg und die Rag erstiegen. Die Touristen, welche wir eben gesehen, beginnen sofort um Mitternacht den Aufstieg, um von der Höhe des Schneebergs oder der Ragalpe das imposante Schauspiel des Sonnenaufganges zu genießen. Wer aber die Gegend noch nicht kennt, wird die Gebirgswanderung lieber bei Tageslicht unternehmen, wie wir es jetzt thun.

Bayerbach, ein freundliches Dorf mit uralter Kirche, malerisch am rechten Ufer der Schwarza gelegen, hat durch den mächtigen Viaduct, auf dem die Semmeringbahn hier Thal und Fluß überseht, ungemein gewonnen. Denn dieser Niesenbau gehört im Verein mit der Umgegend ohnstreitig zu den großartigsten Bildern, welche unsere Gebirgsbahn zu bieten vermag. Die Straße längs der Schwarza aufwärts verfolgend, erblicken wir, sobald der große Viaduct in unserem Rücken, auch schon das paradiesische Thal von Reichenau. Kaum eine Stunde lang breitet sich ein mit weichen Saatsfeldern und üppig grünen Wiesen bedeckter Thalboden aus, den Berge von verschiedener Höhe umrahmen. Im Norden ragen der Gans, der Saurüssel und der Feuchtagberg empor; zwischen den beiden letzten öffnet sich jene schöne Seitenbucht des Thales, in welcher der „Thalhof“ liegt. Den westlichen Hintergrund zu beiden Seiten des Thales bildet die imposante Alpengruppe des Grünschachers, der Preiner Alpen und der Ragalpe mit ihren kahlen Felsenzinnen und Schneefeldern, vor ihnen die waldbedeckten Rücken niedrigerer Vorberge. Im Süden des Thales erblickt das Auge die Wald- und Felsenberge des Preiner Gebietes und als näheren Thalschluß die mit Gehöften, Feldern und Wiesen bedeckten Gehänge der Hinterleiten, des Grinsinger Rößkogels, überragt von dem Gipfel des Sonnwendsteins. Inmitten des Thalbodens zu beiden Seiten der Schwarza breiten sich die Gebäude des Ortes aus, unter denen die neue Kirche, die Rudolfsvilla, wo wiederholt Kaiser und Kaiserin ihren Wohnsitz hatten, die Villa des Erzherzogs Karl Ludwig, die Kaltwasserheilanstalt „Rudolfsbad“, das Kurhaus und zahlreiche Villen hervorstechen. Denn Reichenau ist gegenwärtig ein sehr beliebter Sommeraufenthaltort.

Eine kurze Wegstunde oberhalb Reichenau liegt der kleine Industrieort Hirschwang. Noch vor wenig Jahren bestand hier ein altes Eisenwerk, das schon im vorigen Jahrhunderte vom k. k. Arar gegründet worden war. Rau-

hende Schöte, das Rochen der schweren Hämmer, der kohlen geschwärmte Boden verriethen die Thätigkeit dieser gewerthätigen Niederlassung. Im Jahre 1888 wurde aber das hiesige Eisenwerk gänzlich aufgelassen und mit seinen Maschinen und Vorräthen nach Ternitz verlegt. Auch eine Cellulosefabrik befand sich bis 1890 in Hirschwang, die damals ebenfalls aufgelassen wurde. Gegenwärtig wird die vorhandene Wasserkraft der Schwarz von zwei anderen, neu errichteten Fabriken genützt, welche der Firma Schöller & Comp. gehören. Die eine ist eine Holzschleiferei, die andere eine Holzstoffwarenfabrik, welche sich mit der Erzeugung von Gefäßen, als Wassereimern, Kübeln u. dgl. aus gepresstem Holzstoff befaßt. In der Schwarz ist ein kolossaler Rechen von Quadern erbaut, welcher das auf dem Flusse 6 bis 7 Stunden weit getriftete Holz auffängt.

Hinter Hirschwang verengert sich das Schwarzthal zu einer wilden Schlucht, welche auf der einen Seite von den steilen Abstürzen des Feichtabergs und Schneebergs, auf der anderen von den schroffen Wänden des Karalpenstockes eingeschlossen wird. Die Wald- und Felsenscenerie dieser Thalenge, welche bis zum Wirthshause der „Singerin“ über zwei Meilen mißt, ist so wild und großartig, daß sie den Namen des Hölle n t h a l s erhalten hat. Eine gute Straße, im Jahre 1832 vollendet, leitet durch dieses Thal; theilweise in den Felsen gesprengt, mit schützenden Gelfändern versehen, setzt sie auf mehreren Brücken wiederholt über die klare Flut der smaragdgrünen Schwarz, welche über die Felsen brausend dahineilt. Die Herrlichkeit und Romantik des Hölle n t h a l s hat gewiß noch jeden Naturfreund entzückt.

Etwa anderthalb Stunden Weges, nachdem wir Hirschwang verlassen, erreichen wir an einer kleinen Erweiterung des Thales die erste Ansiedlung: die Häuser am Kaiserbrunnen. Es war im Jahre 1732, als Kaiser Karl VI. auf einer seiner Jagden die damals nur selten vom Menschenfuße betretene Wildnis des Hölle n t h a l s durchstrich. Im Verfolgen eines Wildes durch Wald und Busch, über Gräben und Felsen setzend, sah er sich plötzlich am Südfuße des Schneebergs vor einer Quelle, deren kristallhelles Wasser in reichem Schwall aus dem Boden emporbrang und dasselbe über die Felsblöcke rings im Bogen abfallen ließ. Überrascht und entzückt stand der erlauchte Weidmann vor dem schönen Schauspiel. Das Wasser mundete ihm trefflich, und da des Kaisers Leibarzt Heräus, welcher sich im Jagdgefolge befand, dasselbe für das beste erklärte, welches im weiten Umkreise von Wien bis hierher zu finden sei, so beschloß Kaiser Karl, das Wasser dieser Quelle sich an den Hof zum täglichen Genusse bringen zu lassen. Infolge dessen wurde noch in demselben Jahre zuerst ein Weg von Hirschwang zur Quelle gebahnt. Auf Saumrossen ward nun das Wasser in Fässern regelmäßig in die Hofburg nach Wien gebracht und perlte dort auf der Kaisertafel. Die kaiserlichen Knechte, welche diesen

Dienst besorgten, hießen die „Wasserreiter.“ Damals war es eine kleine Reise von der Quelle nach Wien; die Knechte ritten gewöhnlich dritthalb Tage. Jetzt ist der Weg in vier Stunden zurückzulegen. Die Quelle führt seit jener Zeit den Namen des „Kaiserbrunnens,“ und erst unter Kaiser Josef II. wurde statt ihres Wassers jenes der Schönbrunner Quelle (des „schönen Brunnens“) für die kaiserliche Tafel verwendet. Heute aber perlt wieder in Wien das treffliche Wasser des Kaiserbrunnens, jedoch nicht bloß auf der Hoftafel, sondern auch im Krüge des Ärmsten, denn unser Kaiser Franz Josef hat den Kaiserbrunnen der Stadt Wien zum Geschenke gemacht und diese hat, wie wir wissen, in den Jahren 1869 bis 1873 eine großartige Wasserleitung erbaut, die das köstliche Maß bis in die Straßen und Häuser der alten Kaiserstadt leitet (s. S. 59). Über dem Brunnen erhebt sich ein massives Wasserschloß, und ein gutes Gasthaus, sowie mehrere Arbeiter- und Arbeiterhäuser bilden eine kleine Colonie inmitten der großartigen Gebirgsscenerie.

Am Kaiserbrunnen kann man auch immer etliche Touristen treffen, die von hier aus entweder den Schneeberg zu ersteigen beabsichtigen oder von seiner Höhe hieher herabgelangt sind. Es öffnet sich hier nämlich rechts eine romantische Schlucht, der Saugraben, welcher weiter oben in die Krummbachwiese übergeht und zum Schneeberge hinanleitet. Der Weg ist aber ungemein beschwerlich und wenig geübten Bergsteigern nicht zu empfehlen. Doch gibt es der Wege auf den Schneeberg genug von seiner Süd-, Ost-, Nord- und Westseite, so daß wir uns leicht einen bequemeren wählen können. Der landläufigste Aufstieg führt von Reichenau über den Thalhof zwischen dem Gans und dem Feuchtaberg aufwärts.

Die Schneeberggruppe ist ein großartiger Kalkgebirgsstock, welcher im Westen und Süden vom Schwarzathale, im Norden vom Sierningbache, der bei Ternitz in die Schwarza fällt, begrenzt erscheint. Der eigentliche Schneeberg hat drei Spitzen, das Klosterwappen (2075 m), den Kaiserstein (2061 m) und den Warriegel (1884 m). Der Kaiserstein steht am meisten nördlich, das Klosterwappen südlich von ihm, von beiden südostwärts hinausgerückt aber der Warriegel. Dieser Kern schiebt dann den Ruhschneeberg nach Nordwesten vor, nach Osten den mit dem Warriegel verbundenen Hengst, nach Südosten jedoch das Albel und den südlich von diesem sich erhebenden Feuchtaberg, endlich östlich von den letzteren beiden den Gans.

Hinter dem Thalhofe, einem trefflichen Gasthause der Gebrüder Waiznig, schließt die schöne Seitenbucht des Reichenauer Thales am Scheiterplatze, wo das aus dem Gebirge herabgeförderte Holz aufgeschichtet wird, mit der malerischen Felsenschlucht der Eng, aus welcher der Auswurf der „Gansriese“ mündet. Zwischen hohen Felswänden, aus welchen scheinbar kein Entrinnen, schlängelt sich die zur Förderung der Baumstämme

angelegte Holzrieße empor. Zahllose Stämme bilden, neben und übereinander befestigt, eine lange abschüssige Bahn, auf welcher die Holzmassen, von den Holzknechten dirigiert, in die Tiefe gleiten. Freilich ist in jüngster Zeit die Gansrieße zur Hälfte abgetragen worden. Wer auf solchen Holzrießen zu gehen weiß, setzt den Weg auf der Riefe fort; wer es nicht gewohnt oder scheu ist — denn oft führt die Holzbahn gleich einer Brücke schwindelnd hoch über dem Geröllboden dahin — der muß den Fußsteig hinanklimmen. Beschwernlich aufwärts steigend erreichen wir die Stelle, wo links die aus dem Mittergraben kommende Holzrieße in die Gansrieße mündet; wir folgen aber der letzteren geradeaus durch den Schneegraben auf die schöne Tatscherinwiese. Hier wenden wir uns links, um — den Mitterberg umgehend — an der Verglehn des Albeleds auf gutem Steige noch in der Waldregion den Kamm zu erreichen, von wo der Weg wieder bergab zum Krummbachfattel leitet. Auf dieser Strecke genießen wir einen hübschen Ausblick in den Mohrgraben und auf den Warriegel. Vom Krummbachfattel, wo wir das Gebiet des eigentlichen Schneebergs betreten, wird die Rühplafe angestiegen, jene Verglehn des Warriegels, auf welcher das Baumgartnerhaus errichtet ist. An vier volle Stunden haben wir vom Thalhose aus hieher gebraucht, dafür aber schon eine Seehöhe von 1540 m erreicht.

Das von dem Holzmeister Georg Baumgartner 1839 erbaute Alpenwirthshaus ist das Rendezvous aller Schneebergbesteiger. Im Jahre 1871 hat es der österreichische Touristenclub angekauft und mit einem Zubau versehen, so daß es jetzt als ein Muster-Schuhhaus in des Wortes wahrster Bedeutung gelten kann. Da aber seine Räume dem oft überaus zahlreichen Besuche noch immer nicht entsprechen, hat derselbe Club im Jahre 1879 rechts vom Baumgartnerhause ein stattliches stockhohes Schlafhôtel durchgehends aus Bruchsteinen aufführen lassen. Die meisten Schneebergbesteiger richten es sich so ein, daß sie das Baumgartnerhaus am Abende erreichen; dann ruhen sie hier bis zum frühen Morgen, brechen aber zeitlich genug auf, um den werdenden Tag vom Gipfel des Hochschneebergs begrüßen zu können.

In der Nachbarschaft des Baumgartnerhauses stehen noch stämmige Fichten, zwar spärlich und windzerzaust, doch wetterfest. Kommen wir im Frühsommer hieher, dann erfreut uns — wie schon auf dem letzteren Theile des Weges — die zahlreich blühende Alpenrose mit dem prächtigen Roth ihrer Blüten und dem angenehm harzigen Dufte. Steigen wir nun höher hinan, so bleibt zwar die Alpenvegetation noch üppig und farbenreich, aber der Baumwuchs verkümmert und die Abhänge, welche wir beschreiten, sind statt mit Hochwald nur mit dem kriechenden Holze der Löffelöhre (hier „Tatschen“ genannt) bekleidet.

Ein guter breiter Weg führt in Windungen bis unter den kleinen Warriegel und von dort mit geringer Steigung auf den Ochsenboden,

eine Weide für etwa 300 Ochsen und Pferde. Hier steht eine Hütte für den Hirten, aber auch ein solides Touristen-Schutzhaus, welches dem großmüthigen Spender zu Ehren das Damböckhaus heißt. Feierlich still und einsam ist es auf diesem großartigen Raume, der schon ganz den Charakter der Hochalpenwelt trägt. Die weite Fläche ist vollkommen baum- und strauchlos, nur Flechten, Moose und Alpenblumen bedecken ihn. Besonders bemerkbar machen sich die Renthierflechte, welche weite Flächen bedeckt, und die tiefblauen Sterne der Gentiane. Vor uns erhebt sich der Haupt Rücken des Hochschneeberges, mit den beiden höchsten Spitzen, dem Klosterwappen und dem Kaiserstein, die noch gegen 300 m über den Ochsenboden emporsteigen. Zwischen den beiden Gipfeln dehnen sich mächtige Schneelager aus, herab bis auf den Ochsenboden; mit dem Fortschritte des Sommers werden sie freilich immer kleiner, aber in einzelnen tiefen Schluchten verschwindet der Schnee nie vollständig.

Endlich erreichen wir, zum Theil über Schneefelder schreitend, die Spitze des Kaisersteins, 2 $\frac{1}{2}$ Stunden nachdem wir das Baumgartnerhaus verlassen. Hier eröffnet sich unserem entzückten Auge eine unvergleichliche und unbeschreibliche Aussicht. In der Tiefe gegen Nordost erblicken wir unter dem Absturz des Berges die grünen Thäler des Buchberger Thales mit seinen Häusergruppen; auf der entgegengesetzten Seite das Schwarza-thal mit den wilden Felsenhängen des Höllethals; die weite Fläche des Neustädter Steinfeldes, Neustadt selbst, den Silberfaden der Leitha, den Höhenzug des Leithagebirges und darüber lang hingestreckt den glänzenden Spiegel des Neusiedlersees und die endlosen dämmernden Flächen Ungarns mit Pressburg; nördlich über das Gehügel die Donauebene mit der Kaiserstadt. Mit dem Ötcher erhebt sich im Westen wieder die Bergkette aus dem gegen die Donau hinabziehenden Hügelland. Der Dürrenstein, Gippel, Gölzer, Priel, das Warschenetz, die Schnee- und Nagalpe, der Pyrgas, Hochschwab, die Weitsch, der große und kleine Pfaff und der Wechsel sind die vorzüglichsten Punkte des großen Panoramas. Wen das Glück begünstigt, heiteres Wetter auf dem Schneeberge zu finden, dem wird die Erinnerung an diese großartige Aussicht unvergesslich sein.

Auf dem Kaisersteine erinnert ein einfaches Denkmal an die zweimalige Anwesenheit des Kaisers Franz I. in den Jahren 1805 und 1807. Vom Kaisersteine aus steigt man gewöhnlich auch noch zum höchsten Gipfel, dem Klosterwappen oder Alpengipfel hinan, dessen Rundblick aber beschränkter ist, da man nicht so tief ins Buchberger Thal blickt, in das wir nun hinabsteigen wollen. Zum Baumgartnerhause zurückgekehrt, wenden wir uns über den Krummbachsattel ostwärts, überschreiten eine steil sich senkende herrliche Alpenmatte, an deren Fuß uns der treffliche Vorn des „Kalten Wassers“ erquickt, und erreichen nun den ersten Hochwald, dessen Schatten uns auf dem größten Theil unseres weiteren Weges durch das Hengstthal

abwärts begleiten. Der Anstieg auf den Schneeberg von Buchberg aus ist der bequemste von allen.

Das Dorf Buchberg und das angrenzende Sierning liegen in einem weiten schönen Thalboden, den rings ansehnliche Berge umsäumen. Großartig aber ist das Landschaftsgemälde gegen Westen, wo der Schneeberg mit einer imposanten Kalkwand fast 1600 m tief in das Thal abstürzt. Von dieser Seite gesehen, macht der Schneeberg in der That den Eindruck eines doppelt so hohen Bergriesen (s. S. 3).

Ein anderer Abstieg vom Baumgartnerhause führt uns durch den steilen, felsreichen Saugraben zum Kaiserbrunnen, von dem wir unsere Wanderung durch das romantische Schwarzathal fortsetzen. Nach einer Wegstunde sehen wir linker Hand einen Seitenweg in den Wald ablenken; eine Tafel zeigt uns an, daß hier der Zugang in das „große Höllenthal“ sei. So heißt ein mächtiger Felsentessel von einer Großartigkeit, wie sich einer ähnlichen sonst nur das höchste Gebirge rühmen kann. Das kurze Thal ist nach Süden in den Ragalpenstock eingeschnitten. Die kleine grüne Thalsohle engt allseits der Wald in der Tiefe ein, rechts und links aber wird sie von nahezu senkrechten Felswänden eingeschlossen, welche sie um 1000 m überragen. Nur nach rückwärts zeigen sich mildere Formen und gebrochene Wände. Bloß der Gemse sind diese Wände zugänglich, und es werden auch hier für den Kaiser diese edlen Jagdthiere noch in ansehnlicher Zahl gehegt. Außer den Jägern klimmen hier aber auch beherzte Touristen durch die „Teufelsabstube“ oder durch das „Gaisloch“ zur Ragalpe hinan.

Vom Ausgange des „großen Höllentals“ erreichen wir in einer Stunde das Ende der Schwarzathalenge und stehen vor dem Gasthause „bei der Singerin.“ Dieses Haus hat seine Geschichte. Hier wohnte lange Jahre der kühne Revierjäger des Grafen Hoyoß, Singer mit Namen. Damals zog noch keine Straße durch diese wilden Alpenthäler, welche von zahlreichen Bären, Wölfen und Luchsen bevölkert waren. Gegen sie führte Singer unter mannigfachen Abenteuern den Vertilgungskrieg. Durch ein Jagdabenteuer fand der biedere Jäger auch seinen Tod. Er spähte nach einem Hirsche, der sich seit mehreren Nächten in der Nähe seines Hauses gezeigt hatte. Endlich kam er ihm auf einer kleinen Felsplatte oberhalb einer senkrechten Wand zum Schuß. Die Kugel des Schützen, nie ihr Ziel fehlend, trifft den Hirsch zum Tode. Er stürzt, Singer eilt hin, kniet auf den anscheinend todtten Hirsch, setzt das Weidmesser an — da zuckt das noch lebende Thier, schlägt um und stürzt sich und den Jäger über die Wand. Zwar kam Singer auf den Hirsch zu liegen, weshalb der Sturz nicht sogleich tödtlich für ihn ward, doch verlor er viel Blut und dahinsiehend starb er nach wenigen Wochen. Seine Witwe führte die Gastwirtschaft noch eine Zeit lang fort; obwohl aber seither der Besitzer des Hauses wiederholt gewechselt, heißt es noch immer „bei der Singerin“.

An dieser Stelle theilt sich das Thal. Nordwärts wandernd bleiben wir im Thale der Schwarza, das nun weit und freundlich wird und uns zu dem meist von Holzknechten bewohnten Markte Schwarza führt. Südwärts dagegen streicht das ungleich sehenswertere Naßthal, das wegen seiner außerordentlich malerischen Scenen viel gerühmt ist. Der Anfang desselben bildet durch seine Freundlichkeit einen Gegensatz zu dem eben durchschrittenen Hölleenthal. Im Hintergrunde wird aber dasselbe ernster und man erreicht die reizend gelegene Gruppe des Reithofes und der ihn umgebenden Gehöfte. Hier wohnen fast nur Holzknechte, welche 1784 von dem Grafen Hohos, dem die großen Waldungen gehören, unter den Schwemmeistern Johann und Georg Huebmer, zwei Brüdern aus der Gosau Oberösterreichs, hieher gerufen wurden. Die Urwaldwildnis zu lichten und das Holz nach Wien zu schaffen, war die Aufgabe der wackeren Brüder und ihrer Gehilfen. Da mußten vorerst die Schwemmen in der Naß, welche das Naßthal durchfließt, und in der Schwarza bis Neunkirchen gebaut werden, von da, wo das Holz mittelst eines großen Rechens aufgefangen und in den Rehrbach abgelassen ward, bis Wiener-Neustadt; dann gieng das Holz auf dem Canale nach Wien. Alle diese Werke mit den nöthigen Zwängen, Wehren und Durchlässen haben die schlichten Holzknechte ausgeführt. Als aber der ältere Huebmer schon 1799 starb, wurde ein noch viel größeres Werk in Angriff genommen. In den Jahren 1811 bis 1827 vollendete Georg Huebmer einen kühnen Durchschlag oder Stollen von 430 m Länge durch den Berg, das „Gscheid,“ um durch diesen die Gewässer aus dem jenfeitigen Gebiet der Mürz in das obere Preinthal (wohl zu unterscheiden



Der Naßwald.

von dem bei Reichenau mündenden Preinthal), einen Seitengraben des Nassthal's, zu leiten und dadurch dem bis dahin unbenutzten Holzreichtum des jenseitigen Gebietes, des 3600 Hektare großen „Neuwalde“, einen Abzug zu verschaffen, wodurch nunmehr alljährlich 5000 Klafter Holz nach Wien geliefert werden konnten. Georg Huebner, der 1833 als 78jähriger Greis starb, war der Patriarch seiner Colonie im Nassthal, deren Mitglieder, wie er selbst, Protestanten sind. Wegen der großen Entfernung der nächsten protestantischen Schule zu Mitterbach bei Mariazell baute er hier auch eine Schule und im Oberhofe befindet sich eine evangelische Kirche.

Seit 1852 ist das Gscheid weiter unterhalb mit einem zweiten 660 m langen Durchschlag durchbrochen. Bald dahinter verengt sich das Thal; hohe Felswände lassen nur dem Bache, der Nas, einen schmalen Durchgang, so daß auch hier eine Brücke der Länge nach über den Bach zwischen den Wänden hingeschlagen werden mußte, wie bei Gutenstein. Von hier aus erreicht man durch ein enges Waldthal, den Naswald, den Hintergrund des Thales, einen majestätischen Kessel, den die Wände der Koralpe und Schneeralpe umrängen, während braune Hütten über dem grünen Thalboden zerstreut liegen.

Hier stehen wir am Fuße jenes zweiten kolossalen Gebirgsknotens unseres Heimlandes, der Koralpe, welche an Höhe nicht viel hinter dem Schneeberge zurückbleibt, an Flächenraum ihn aber weit übertrifft. Indem sie ihre Abhänge in den Naswald, ins Höllenthal, gegen Reichenau und in die Prein hinabsenkt, bietet sie dem Touristen verschiedene Wege auf ihre Höhe dar. Hat man die steilen Gehänge überwunden, dann befindet man sich auf einem weitausgedehnten, vollkommen baum- und schattenlosen Plateau, auf dem sich die Einzelgipfel der Koralpe erheben. Mit dieser in innigster Verbindung steht der Grünsbacher, auf dem wie auf der Koralpe sich mehrere Hütten für die Viehhirten befinden.

Am häufigsten betreten ist der Weg von Reichenau aus über das Dorf Prein am Sübfuße der Koralpe. Von hier steigt man zum Gscheid (1070 m), der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, empor und wendet sich dann rechts in das Siebenbrunnenthal, einen Felsenkessel, dessen Formen immer grotesker sich gestalten, je mehr die Schlucht sich gegen die Abstürze der Heutuppe und des Wetterkogels hinzieht, welche die Schlußwände des Thales bilden. Haben wir diese erreicht, so haben wir zum weiteren Anstiege die Wahl zwischen zwei Wegen, dem sogenannten Schlangenwege, der in vielen Windungen an der Felswand hinaufführt, oder dem daneben angelegten neuen Fahrwege, welchen der österreichische Touristen-Club ausführen ließ. Nach fünf- bis sechsständiger Wanderung haben wir das Hochplateau erreicht und sehen uns vor dem im Jahre 1878 eröffneten gastlichen Karl-Ludwigshause (1803 m), das wohl eines

der stattlichsten Alpenhäuser ist. Es steht unmittelbar unter dem Wetterkogel (1859 m), der Südostende des Nagstodes. In westlicher Richtung weitersehreitend gelangen wir bald zu der auf dem Kamme des Heutuppenzuges 1870 errichteten Schutzhütte und von dieser ersteigen wir leicht die Heutuppe (2009 m), den höchsten Gipfel des Nagalpenstodes, der jedoch auf steierischem Boden gelegen ist. Die weitreichende, entzückende Aussicht, mit der des Schneebergs zu vergleichen, erstreckt sich im Gegensatz zu dieser weiter nach Süden, während der Ausblick nach Nordost hier zum Theil durch den nahen Schneeberg verdeckt erscheint. Als die fernsten Punkte der Rundschau gelten im Süden der Grintouc an der Grenze Kärntens und Krains und westwärts der Dachstein in Oberösterreich.

Einen nicht geringeren Genuß als die herrliche Fernsicht bietet dem Naturfreunde die wunderbare Vegetation auf diesen Höhen. Sieht man die graue Felsenmasse des Gebirges ohne grüne Matten von Ferne, so glaubt man, sie müsse ungemein pflanzenarm sein; erst in der Nähe gewahrt man die reiche Alpenflora, welche das Gestein mit den prächtigsten Farben schmückt. Schon im Siebenbrunnenthal erfreut uns das Roth der Alpenrose, deren niederes Strauchwerk ganze Halben überzieht; und je höher wir ansteigen, desto reicher wird die Vegetation. Orchideen, Satyrien, Wintergrün entsenden ihre Wohlgerüche, den Wanderer zu erquiden, und der bunteste Farbenschmelz der Blumenwelt ergießt seine Zauber auf die riesigen Klippen, welche ihn umgeben. Auf den höchsten Höhen freilich ist den Moosen und Flechten neben kurzem Grase die Herrschaft eingeräumt; doch sprießen noch hier und da auch farbige Blumen, die je seltener auch um so höher im Werte stehen. Darum schätzt der Alpenbewohner die Aurikeln und das Kohlröschen besonders, während vom Städter die weiße, sammtartige Blüte des Edelweiß am eifrigsten begehrt wird. Ihm verleiht auch seine spätere Blütezeit wie sein hoher Standort besonderen Wert.

Hoch auf Felsen, nah' beim Eis,
Nahe bet dem Licht der Sterne,
Blühest du, holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne.
Fern von aller Frühlingsluft
Einsam an der Felsen Brust.

Eine Tour auf den Schneeberg oder die Nagalpe ist bei hellem Sonnenschein zwar beschwerlich, aber für den Vorsichtigen durchaus nicht gefährlich; nur Leichtsinns oder frevler Übermuth können den Wanderer in bedrohliche Lage bringen und ihn verderben. Anders ist es, wenn Wolken- und Nebelmassen das Gebirge einhüllen, so daß selbst auf wenige Schritte ringsum jeder Ausblick versperrt ist. Viel schlimmer wird es noch im Winter, wenn eine hohe Schneedecke über den Felsen lagert, Spalten und Klüfte unkenntlich gemacht, Schutthalten geebnet sind und wenn dann noch

dichtes Schneegestöber und schneibender Sturm den Bergwanderer überfallen. Der ist dann wohl unrettbar verloren. Und doch sind jetzt Hochgebirgstouren im Winter sehr in Schwung gekommen. Deshalb vernimmt man aber auch zu häufig die Kunde von Unglücksfällen. Selbst der mit der Gegend vollkommen bekannte Gebirgsbewohner kann oft seinem Verderben nicht entgehen.

Statt vieler sei hier eine solche Geschichte mitgetheilt:

In dem auf einsamer, schneeeumstarrter Höhe liegenden Raxalpen-Schutzhause verblieben bei Beginn des Winters 1879 der Pächter Pehofer, dessen Frau, eine neunzehnjährige Nichte derselben, Jetti Raim, Tochter eines Rastwälder Holzknechtes, und ein Knecht, welcher abwechselnd mit dem Pächter, wenn es das Wetter gestattete, zu Thale gieng, um Proviant zu holen. Durch das frühzeitig eingetretene harte Wetter wurden die beiden Frauen wochenlang aus Haus gefesselt; es darf also nicht Wunder nehmen, daß, als am 5. December ein schöner Wintertag anbrach, das junge Mädchen den Wunsch hegte, wieder einmal in die frische Luft zu kommen und die voraussichtlich anhaltende gute Bitterung zu genießen, ihre Familie in Rastwäld zu besuchen. Pehofer befand sich seit dem frühen Morgen auf dem südlich der Rax gelegenen, ihm gehörigen Bauernhause, und die allein im Schutzhause zurückbleibende Pächterin gab die Erlaubnis, daß das Mädchen fortgehe, weil der Knecht sie begleiten zu wollen sich bereit erklärt hatte. In Winterszeiten braucht man vom Schutzhause nach Rastwäld etwa vier Stunden. Kaum waren jedoch die beiden Leute eine Stunde vom Hause fort, so zogen Nebel auf, Schneegestöber fiel ein, und jene Zwei beschloßen, nach dem Hause zurückzukehren. Obwohl mit der Gegend vollkommen vertraut, verirrten sie sich sehr bald und schätzten sich, als der Abend hereinbrach, glücklich, eine verlassene Alpenhütte zu finden, wo sie wenigstens ein schützendes Obdach hatten und etwas Feuer anmachen konnten. So verbrachten die Weiden diese Nacht bei 17 Grad Kälte! Am andern Morgen, das Wetter war eher schlechter geworden, versuchten sie ihr Glück aufs neue. Stundenlang irrten sie umher, ohne Weg, ohne Ausblick, bis endlich in Folge des Hungers und der Kälte dem Mädchen die Kräfte versagten und dasselbe zusammenfiel. Der Knecht in seiner Angst beschwor das Mädchen, ruhig liegen zu bleiben, er wolle nur auf eine nahegelegene Anhöhe steigen, um etwas Umschau halten zu können. Nach kurzer Zeit zurückkehrend, erschrickt derselbe fürchterlich, da das Mädchen nicht mehr da ist; allein er sieht bei dem etwas ruhiger gewordenen Wetter ihre Spuren, geht denselben nach, ohne auf die Begleiterin zu treffen, welche augenscheinlich in der Todesangst die letzten Kräfte zusammengeworfen hat, um vorwärts zu kommen. Endlich hören die Spuren auf: an den Abstürzen der kolossalen Königschufswand, dort, wo zur Erinnerung an den vor Jahren erfolgten Tod des Wiener Kaufmannes Schrödenfus ein

eisernes Kreuz steht. Es wird wiederum dunkel, und der geängstigte Knecht weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er, der sich auch kaum mehr aufrechterhalten kann, längs der Wand absteigt und so bei einbrechender Nacht das einsame Gehöft des Bauers Leistentritt in der Griesleiten erreicht. Am andern Morgen brechen sofort die Söhne des Bauers mit auf, theils um zu suchen, theils um Nachricht in das Bauernhaus Behofer's gelangen zu lassen. Dieser schickt sofort einen zweiten Knecht über Altenberg und den Nasstamm nach Nasstwald zu dem Vater der Vermißten, der dann am andern Morgen (die Entfernungen im Winter verdoppeln sich ja) mit 16 braven Nasstwalder Holzknechten bei wieder stürmisch gewordenem Wetter aufbricht, zur Nagalpe mühsam emporsteigt und mit seinen waderen Gehilfen unermüßlich sucht. Alles vergebens! Am Abend übernachteten diese halberstarrten Männer im Karl-Ludwig-Hause, an dessen Thermometer 22 Grad Kälte ersichtlich sind. Endlich am andern Tage wird die Verirrte aufgefunden; natürlich todt, am Fuße der Königschußwand, über welche die Ärmste in grauenvolle Tiefe abgestürzt ist. Mit unsäglichcr Mühe wird der Leichnam von den Holzknechten, deren Einige bei dem schweren Werke selbst Hände und Füße erfroren haben, nach Nasstwald transportiert, wo am 11. December der Friedhof die Überreste des vor kurzem noch in Jugendkraft strotzenden Mädchens aufnahm.

VI. Im Osten des Wiener-Beckens.

(Allgemeiner Charakter der Ebene. — Die Staatsbahn bis Bruck. — Schwechat, Maria-Langendorf, Himberg, Trautmannsdorf. — Bruck an der Leitha. — Rohrau und Josef Haydn. — Die Wien-Pottendorf-Wiener-Neustädter Bahn. — Über Inzersdorf, Pottendorf und Ebenfurth nach Wiener-Neustadt.)

Wenn das Sprichwort der alten Römer, daß Abwechslung ergötze, für alle Fälle seine Gültigkeit hätte, dann müßte dem aus dem Gebirge kommenden Touristen eine Wanderung durch die weite wagrechte Ebene recht erfreulich sein. Dies können wir auch gelten lassen, wenn dieselbe in anmuthigen fruchtreichen Gefilden sich ausdehnt und dann doch wieder in der bunten Aufeinanderfolge von Gärten, Wiesen, Feldern und Auen, Dörfern und Städten die ergötzende Abwechslung darbietet. Diesen anmuthigen Charakter besitzt der größte Theil des Wiener-Beckens nicht. Mit Mühe nur wurde der steinige Heideboden urbar gemacht, sein Ertrag ist nicht reichlich. Einörmig breitet sich die Ebene stundenweit aus, dem Auge nichts als Felder und magere Grasflächen zeigend, die von den staubigen Straßen oder von trägen

Flüßchen durchzogen werden und den höchsten Grad der Monotonie erreichen, wenn der Wind über die Stoppeln weht. Eintönigkeit ist auch der Charakter der Ortschaften, welche mit ihren reinlichen Häusern, den Baumgruppen und Kirchtürmen die einzigen Ruhepunkte für das Auge bilden, das sonst ungehindert über die Fläche schweift bis an die fern begrenzenden Höhen, den Wiener-Wald und das Leithagebirge. Nur in deren Nähe verliert durch den Anblick von Berg und Wald die Ebene ihre triste Eintönigkeit.

Doch ganz reizlos ist auch das Flachland nicht. Namentlich gewährt der ungehinderte Anblick des Firmaments des Tags und zur Nachtzeit, das Schauspiel der kommenden und untergehenden Sonne, die Betrachtung der mannigfachen Wolkenbildungen unvergleichlichen Genuß. Der Bewohner der Ebene ist zwar nicht besser als der Sohn der Berge, aber sein Blick, durch keine Thäler beengt, reicht weiter, und er ist dem Fortschritte geneigter als dieser, leichter beweglich und unternehmender.

Den Westsaum des Wiener-Beckens, den die Südbahn durchzieht, und seinen schmalen südlichen Theil, der von Wiener-Neustadt bis über Neunkirchen sich erstreckt, haben wir bereits kennen gelernt; es erübrigt noch den östlichen Theil des ebenen Landes zu durchwandern, welcher von der Donau durch die Schwadorfer Hügel und den Glendertwald geschieden, im Südosten gegen Ungarn von der Leitha und dem Leithagebirge begrenzt wird. Ihn zu durchmessen stehen uns drei Bahnen zu Gebote: die Österreichische Staatsbahn, welche von Wien in südöstlicher Richtung nach Bruck an der Leitha führt, um hier in der Ungarischen Staatsbahn ihre Fortsetzung zu finden; dann die Wien-Pottendorf-Wiener-Neustädter-Bahn und die Wien-Aspangbahn, welche südwärts leiten.

Der weitläufige Bahnhof der Österreichischen Staatsbahn steht unmittelbar neben dem Südbahnhofe an der Südseite Wiens. An dem gewaltigen Arsenal, dann an dem eilften Wiener Gemeindebezirke *Simmering* vorbei, in dessen Nähe sich der große, nahezu 170 *Hektar* umfassende Centrafriedhof Wiens befindet, gelangen wir zu dem ansehnlichen Markte *Schwechat*, der unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen ist. Hier befand sich zur Römerzeit ein kleiner Truppenposten, *Ala nova*. In der Nähe erinnert ein Obelisk an die Zusammenkunft Kaiser Leopold I. mit König Johann Sobieski nach der Befreiung Wiens im Jahre 1683. In *Schwechat* sind manche industrielle Unternehmungen, *Beltruf* hat aber sein Name erlangt durch die im nachbarlichen *Klein-Schwechat* befindliche großartige Dreher'sche Bierbrauerei, die erste des Continents, welche jährlich an 600.000 Hektoliter Bier erzeugt und dasselbe in großen Mengen nach dem Auslande exportiert. Unweit *Schwechat* stehen auch zwei mächtige Hochofen der Innerberger Hauptgewerkschaft, von denen jedoch gegenwärtig nur einer im Betriebe ist. Aus Eisenerz, von dem berühmten steierischen Erzberge, kommt das Erz hieher, wird geröstet und dann mittels

Coaks zu Roheisen verschmolzen. Ein solcher Ofen liefert jährlich 18.000 Tonnen (à 1000 kg) Roheisen.

Der nächste Stationsort ist Maria-Lanzendorf mit weitstimmender Wallfahrtskirche. Auf der Heide vor dem Orte steht eine Capelle, die das älteste christliche Gotteshaus in Niederösterreich sein soll. Auf ihrer Außenseite zeigt ein Wandgemälde eine Scene aus der fünftägigen blutigen Schlacht, die zwischen den Römern und Quaden im Jahre 174 in der Ebene vom March- bis zum Granflusse stattfand und in welcher sich die XII., aus Christen bestehende Legion (die Legio fulminatrix, d. i. „Donner-Legion“) besonders ausgezeichnet hatte. Schon jenseits der Schwechat liegt der industrielle Markt Himberg. Überhaupt finden wir hier allerorts die



Bruck an der Leitha.

Wasserkraft der Flüsse wie im Gebirge von zahlreichen Fabriksunternehmungen ausgebeutet. Aber die lebhaften Alpenkinder, die wir schon in ihrem Oberlaufe gesehen, würden wir hier kaum wieder erkennen; sie sind ernste Flüßchen geworden, welche zwischen flachen Ufern ruhig durch die Ebene dahinziehen.

Von Grammat-Neusiedel an der Piesting geht eine Zweigbahn nach Pottendorf. Die Staatsbahn aber wendet sich hier entschieden nach Ofen, überschreitet die Piesting und nähert sich der Leitha. Unweit der letzteren liegt der Markt Trautmannsdorf, den eine schöne Kirche, sowie ein prächtiges Schloß des Fürsten Bathyani mit großen Parkanlagen bemerkenswert machen. Vor dem Orte hat man in jüngster Zeit einen

interessanten altgermanischen Ringwall entdeckt, einen Bau, wie uns solche nördlich von der Donau in größerer Zahl noch begegnen werden. Hinter Wilfleinsdorf setzt die Bahn über die Leitha, und wir fahren das letzte Stück bis Bruck bereits auf ungarischem Boden.

Bruck an der Leitha, 41 Kilometer von Wien entfernt, ist eine östliche Grenzstadt Niederösterreichs und war daher vormals stark befestigt. Noch heute stehen Reste ihrer alten Stadtmauern, Thürme und Gräben. Ihr Name stammt von der wichtigen Leithabrücke. Die Stadt ist der Sitz mehrerer Behörden und zählt an 4600 Einwohner. Zu jener Zeit, als nach dem großen Siege über die Ungarn auf dem Lechfelde die Ostmark erneuert wurde, erstreckte sich diese ostwärts nicht über den Wiener-Wald, und fast durch ein volles Jahrhundert blieb das Wienerbecken noch in den Händen der Magyaren. Erst der dritte Babenberger, Adalbert der Siegreiche, machte die Leitha zum Grenzflusse wider Ungarn. In diesem Lande waren damals die christlichen und deutschen Einrichtungen Stefans des Heiligen wieder ins Schwanken gerathen. König Peter, der Stefans Einrichtungen aufrecht erhalten wollte, wurde vertrieben und floh zu seinem Schwager, dem Markgrafen Adalbert. Da fiel der Gegenkönig Aba 1042 an beiden Ufern der Donau in Niederösterreich ein und während er diesseits bis zur Traisen vordrang, Tulln zerstörte und die Einwohner fort-schleppte, drängten Adalbert und sein Sohn Luitpold die Ungarn am linken Donauufer bis zur March zurück. Als dann der deutsche Kaiser Heinrich III. selbst mit einem deutschen Heere erschien, zerstörte dieser Hainburg und Pressburg und schritt siegend bis an die Gran vor. Das hierauf von Aba 1043 abgetretene Gebiet zwischen Fischa, Leitha, March und Thaya übergab der Kaiser als eine von der Ostmark gesonderte „Neumark“ dem Sohne Adalberts, Luitpold. Nach dessen vorzeitigem Tode wurde dieser Landstrich rechtlich und dauernd mit der eigentlichen Babenbergermark vereinigt. Die Leitha, Fischa und March erscheinen hierauf urkundlich 1051 als Grenzflüsse der Ostmark und Bruck, damals Aschirichis brucca, d. i. Mascariusbrücke, genannt, war seither österreichisch.

Eine bedeutende Sehenswürdigkeit besitzt Bruck in dem gräflich Harrach'schen Schlosse und Park. Ersteres steht am Anfange der Parkanlagen, ist auf das Geschmackvollste restauriert und auf das Eleganteſte eingerichtet. Insbesondere verleiht dem stattlichen Bau im Außern ein rothbrauner Anstrich eine ruhige Würde. Die Hauptfronte kehrt es dem Parke zu, auf der dem Eingange in diesen zugewandten Rückseite ragt in ihm der Römerturm auf. Derselbe ist viereckig, 42 m hoch, hat eine ungeheure Mauerdicke und besteht wie die gleichbenannten Thürme in Pottendorf und Hainburg aus ungewöhnlich großen, ungleich behauenen Quadern, sogenannten Buckelquadern. Die Forschung hat längst nachgewiesen, daß diese Bauten nicht der Römerzeit entstammen; die Errichtung des Brucker Thurmes fällt

wohl in das 12. Jahrhundert, welchem auch die Bauart der in seinem Innern befindlichen Capelle entspricht.

Der wundervolle Park, gewiß der reizendste in Niederösterreich neben dem zu Lagenburg, vielleicht in der Anlage noch bezaubernder als dieser; breitet sich über 200 und sammt den mit ihm verbundenen freien Partien über 290 *hkt* aus. Kolossale Wiesen, herrliche Bäume und Gesträuche in Gruppen, Wäldchen und Alleen finden wir unter sich und mit dem Wasser der Leitha in die geschmackvollsten Verbindungen gebracht. Groß ist der Reichthum an Eichen, Platanen, Silberpappeln, aber auch an Birken und Buchen. Eine der riesigsten alten Linden, deren Äste nur mehr ein eisernes Gerippe zusammenhält, bildet alleinstehend auf einem Vorsprunge des viel gebuchteten großen Teiches, dessen gegenüberliegendes Ufer mächtige Trauerweiden beschatten, mit ihrer

Umgebung eine besondere entzückende Partie. Blumengruppen kommen im Park bloß sparsam vor, Monumente und Lusthäuser fehlen, einen einfachen, aber schönen Pavillon am großen Teich ausgenommen. In gerader Richtung vom Schlosse aus erblickt man ein Jagdhaus weit rückwärts im Fasangarten. Die Glashäuser, darunter die Drangerie, welche mit Benutzung der alten Stadtmauern romantisch angelegt und wegen ihres Reichthums an kostbaren Gewächsen und der ausgezeichneten Pflege derselben berühmt sind, und der eigentliche Blumengarten, schließen sich an die rechte Seite des Schlosses an. Haben wir etwas im Bruck Park



Josef Haydn.

zu bedauern, so ist es die vollkommen graubraune Farbe des Wassers; wie zauberhaft würden sich die unübertrefflichen Baumgruppen in einer klaren Flut spiegeln!

Bei Bruck finden alljährlich Übungen größerer Truppentkörper statt und dann wird ein Warafenlager auf den Hügeln im Süden des Parks bezogen, welche sich durch ihre weite Fernsicht über die Umgegend auszeichnen. Diese entbehrt des landschaftlichen Reizes; außer den fernen Höhen und den Auen der Leitha ist dem Auge wenig Dankbares geboten. Dafür wird es der Kunstfreund nicht unterlassen, den nordöstlich von Bruck an der Straße und der Localbahn nach Petronell gelegenen Markt Rohrau zu besuchen,

denn in diesem kleinen Orte wurde einer der bedeutendsten Männer unseres Heimatlandes geboren, der große Josef Haydn.

Am südlichen Ende des Marktes, nach der Brucker Seite und gegen das Harrach'sche Schloß hin, dort wo die Umgebung sich etwas freundlicher und auch baumreicher entfaltet, reicht die Häuserreihe zur rechten Seite beim Ausgang des Ortes bis zum niederösterreichischen Grenzpfaß; die linke Seite endigt früher und das letzte Häuschen trägt die Nummer 60. Hier wurde Meister Josef Haydn am 31. März des Jahres 1732 geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Frau dazu sang. Der fünfjährige Seppel figurirte neben seinen Eltern mit einem Bretchen und einer Ruthe, als ob er die Geige spiele. Ein Schulmeister aus dem Städtchen Hainburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, glaubte bei dem Knaben musikalische Talente zu entdecken und erbot sich, ihn in seine Schule aufzunehmen. Hier lernte Haydn lesen und schreiben; auch erhielt er Unterricht im Gesange, auf der Geige und anderen Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als der kaiserliche Capellmeister von Reuter, der zugleich der Musik in der St. Stefanskirche zu Wien vorstand, den Dechant von Hainburg besuchte. Auf des letzteren Empfehlung bei jenem wurde nun Haydn, acht Jahre alt, Chorknabe in der Stefanskirche zu Wien. Bereits in seinem elften Jahre versuchte er sich in sechzehnstimmigen Compositionen. Mit seinem herrlichen Sopran verlor er im 16. Jahre seine bisherige Stelle. Er gab nun Unterricht, spielte im Orchester mit, beschäftigte sich mit der Composition und erwarb sich auf diese Weise seinen nothdürftigen Lebensunterhalt. Zu gleicher Zeit studierte er mit außerordentlicher Sorgfalt die sechs ersten Sonaten von Karl Philipp Emanuel Bach, die ihm zufällig in die Hände kamen. Doch seine Lage war immer mißlicher geworden, als er das Glück hatte, ein Fräulein von Martinez zum Unterricht im Gesang und Clavierspiel zu erhalten, wofür ihm freie Wohnung und freier Tisch gewährt wurde; doch mit der Abreise des Fräuleins von Wien war er wieder dem größten Elend preisgegeben. In dieser Zeit wurde er mit dem italienischen Musiker Porpora bekannt, der ihn in seinen Singstunden zum Begleiten auf dem Clavier gebrauchte, und dem er selbst niedere Dienste leistete, nur um dabei von ihm in Gesang, Composition und der italienischen Sprache etwas zu lernen. Später nahm ein Friseur in der Leopoldstadt sich seiner an; doch entsprang aus dieser Bekanntschaft für Haydn ein Duell vieler Leiden, indem er dessen Tochter heiratete, die seine schönsten Tage ihm verbitterte. Er war achtzehn Jahre alt, als er sein erstes Quartett componierte, das allgemeinen Beifall erhielt. Der Baron von Fürnberg nahm ihn nun mit edler Gastfreiheit auf, und bald nachher wurde er Organist bei den Karmelitern in der Leopoldstadt.

Haydn war bereits so bekannt geworden, daß der Fürst Czartorhazy ihn 1760 an die Spitze seiner Hauscapelle stellte. Für ihn componierte

Haydn seine schönsten Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componisten der erste ist, und den größten Theil seiner herrlichen Quartette. In dieser Stellung componierte er auch, als sein Beschützer die Absicht hatte, die Capelle zu entlassen, die unter dem Namen „Haydns Abschied“ bekannte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummte und jeder Musiker, sobald er geendigt hatte, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte und mit seinem Instrumente fortgieng. Der Erfolg soll gewesen sein, daß der Fürst seinen Entschluß sofort änderte und die Capelle nicht entließ. Bis zum Tode des Fürsten im Jahre 1790 blieb Haydn in dieser Stellung. Nun aber zugleich auch aller drückenden Sorgen enthoben, fieng der bescheidene Haydn an zu ahnen, was er vermöge. Im Jahre 1799 gieng er nach England, wo er die glänzendste Aufnahme fand. Von England gieng der Ruf Haydns aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zu Theil wurde, wiewohl man seine Verdienste zu keiner Zeit verkannte. Nachdem er 1801 aus England zurückgekehrt, kaufte er sich in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. Hier componierte er seine beiden Hauptwerke, die Dratorien „die Schöpfung“ und „die Jahreszeiten.“ Übrigens ist die Zahl seiner Werke sehr groß; ein von ihm im Jahre 1805 niedergeschriebenes Verzeichnis zählt circa 1000 verschiedene Compositionen auf, unter denen sich 118 Symphonien, 83 Streichquartette, 19 Opern, 5 Dratorien, 24 Concerte, 15 Messen befinden. Haydn ist für die Instrumentalmusik ein Muster, und mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unererschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthümlich überraschend und befriedigend, wußte er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Durch seine Quartette und Symphonien wurde er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattungen, die durch Mozart und namentlich Beethoven auf ihren Höhepunkt gebracht wurden.

Im Jahre 1808 schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung in der Aula der Universität, zu welcher Haydn eingeladen wurde. Sie gestaltete sich für den sechsundsiebzigjährigen Greis zu einem hohen Feste. Sobald man ihn in einer Sänfte in den Saal brachte, erhob sich das ganze Publicum; der Meister mußte auf einem Ehrensitze, umgeben von den schönsten und vornehmsten Damen Wiens, Platz nehmen und da es etwas kühl für „Papa Haydn“ schien, wurden seine Füße mit türkischen Shawls und Spitzenmantillen bedeckt. Als das berühmte, Alles ergreifende „Und es ward Licht“ ertönte, fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!“ Den ihn bestürmenden Gefühlen unterliegend mußte er hinweggetragen werden. Er starb zu Wien am 31. Mai 1809. In Wien wie im Schloßgarten zu Rohrau sind ihm Denkmäler gesetzt worden.

Auch Josef Haydn's jüngerer Bruder Michael war ein ausgezeichnete Musiker, der als Kirchencomponist Vorzügliches geleistet hat. Schon früh wurde er Capellmeister zu Großwardein und lebte dann lange Jahre als Musikdirector in Salzburg, wo er im Jahre 1806 verschied.

Zwischen den Linien der österreichischen Staatsbahn und der Südbahn durchschneiden noch zwei Bahnen das Wiener-Becken: es sind dies die Wien-Aspangbahn und die Wien-Pottendorf-Neustädter-Bahn, deren Routen schon durch ihre Namen bezeichnet werden. Folgen wir nun der letzteren Bahn. Bei Meidling beginnt ihr Schienengeleise und führt, indem es all die kleinen Flüsse des Wiener-Beckens gleich der Staatsbahn überschreitet, gegen die Leitha hin, an deren linkem Ufer es sich flussaufwärts bis Neustadt fortsetzt. Zwei Bahnflügel stellen die Verbindung dieser Route mit der Staatsbahn her. Das von dieser Bahn durchschnittene Gebiet entbehrt vollends des landschaftlichen Reizes, dagegen betreiben die an ihr gelegenen Orte zumeist lebhafteste Industrie oder zeichnen sich durch veredelte Schafzucht aus, welche durch die ausgebreiteten Weideflächen wesentlich unterstützt wird.

Hinter Meidling erreichen wir zunächst Inzersdorf am Südfuße des Wienerberges. Die hiesigen unererschöpflichen Tegellager (s. S. 36) bieten ein treffliches Material für die Ziegelbereitung. Deshalb befinden sich zu Inzersdorf weitausgedehnte Ziegeleien, die größten der Erde, welche gegenwärtig Eigenthum der Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft sind. Sie können jährlich 150 bis 200 Millionen Stück liefern; die Gesamtproduction aller in einem Umkreise von zwei Meilen vor Wien gelegenen Ziegelwerke beläuft sich auf 250 Millionen Stück, die des ganzen Landes auf 400 Millionen, was jedoch bei der gegenwärtigen Bauhätigkeit weit über den Bedarf geht.

An dem unfern Lagenburg an der Schwedat gelegenen Dorfe Aha u (b. i. Eichenau) vorüber gelangen wir nach Mündendorf oder Minkendorf, oberhalb dessen sich die bis an die Fischa und Leitha reichende „Mündendorfer Heide“ mit dem sogenannten Steinfelde vereinigt. In Ebreichsdorf „am Moos“ erregt das stattliche Schloß mit gewaltigen Bogengängen und großartigem Parke unsere Aufmerksamkeit. Indem wir uns nun der Leitha und dem Leithagebirge dahinter nähern, erreichen wir den ansehnlichen Markt Pottendorf, welcher die größte Baumwollspinnfabrik Niederösterreichs in sich schließt. Hohes Interesse gewährt das dem Fürsten Eszterházy gehörige Schloß, eine alte Wasserfeste. Den von einem weitläufigen Park umgebenen viereckigen Bau machen besonders drei „Römerthürme“ bemerkenswert. Sie sind viereckig und ihre außerordentlich dicken Mauern aus roh behauenen Sandsteinen, mitunter von ungewöhnlicher Größe, aufgeführt. Doch steht schon lange außer Zweifel, daß sie eben so wenig als der Bruder Thurm Römerbauten sind, sondern sie rühren vielmehr aus

dem früheren Mittelalter her. In der Schlosscapelle nennen die Marmorgrabdenkmale die Namen der edelsten Geschlechter des Landes. Außer jenem des im Jahre 1488 gestorbenen letzten Pottendorfers kommt mehrfach derjenige der Zinzendorfe vor, welche das Schloß am Ende des 15. Jahrhunderts überkamen. Doch der geschichtlich bekannteste Besitzer von Pottendorf, Graf Franz Nadasdy, liegt nicht hier. Man behauptet, daß in einem Cabinet des Schlosses, welches eine Rose in der Stuccaturarbeit der Decke zeigt, die für Nadasdy so verhängnisvollen Hochverrathspläne entworfen worden sind, und daß daher die Bezeichnung „sub rosa“ für eine geheim zu haltende Mittheilung rührt.

Die im Süden von Pottendorf an der Leitha gelegene kleine Stadt Ebenfurth ist ein echter Industrialort mit mehreren Fabriken, unter denen zwei große Baumwollspinnereien und eine Maschinenpapierfabrik hervorstechen. Das alte Schloß war einst Besitzthum des Templerordens. Nun führt uns die Bahn noch in der Nähe von Zillingsdorf, wo reiche Kohlengruben im Betriebe und wo Wiener Menschenfreunde vor einigen Jahren ein Asyl für verwahrloste Kinder gegründet, und an dem durch eine große Nadel- und Messingwaren-Fabrik bemerkenswerten Dorfe Nadelburg vorbei und mündet schließlich knapp vor Neustadt in den Schienenstrang der Südbahn.

VII. Eine Fahrt auf der Westbahn.

(Die Kaiserin Elisabeth-Westbahn. — Der Wienerwald und die Tuchhüttler. — Neulengbach. — St. Pölten. — Im Traisenthale nach Lilienfeld. — Ladislaus Pyrker. — Auf der Mariageller Straße nach Annaberg und Josefsberg. — Zum Rassingfalle. — Stift Melk. — Die Westbahn bis zur Enns. — Stift Seitenstetten.)

Die Verbindung Wiens mit der Hauptstadt des Schwesterlandes Oberösterreich stellt die Kaiserin Elisabeth-Westbahn her, welche nach kaum zweijähriger Bauhätigkeit im December 1859 auf ihrer Strecke bis Linz eröffnet wurde. Unter allen von Wien ausgehenden Bahnen ist sie jene, welche am raschesten mitten in Waldesgrün führt, was ihr einen eigenen Reiz verleiht. Stets westwärts fortschreitend durchschneidet sie zunächst die anmuthigen Partien des Wienerwaldes, überschreitet bei St. Pölten die Traisen und erreicht bei dem malerisch gelegenen Stifte Melk den Donaustrom, dem sie bis zur Ybbsmündung zur Seite bleibt. Nun aber biegt die Bahn ins Ybbsthal ein, das sie hinter Amstetten verläßt, um allmählich in die Nordwestrichtung übergehend den Grenzfluß Niederösterreichs, die Enns, zu erreichen.

Sobald der Eisenbahnzug, den wir bestiegen, den 15. und 14. Gemeindebezirk Wiens durchmessen, erblicken wir linker Hand ein prächtiges Bild: das Lustschloß Schönbrunn mit der darüber thronenden Gloriette. Dann geht's an Penzing und Baumgarten vorbei nach Hütteldorf, wo vom Brauhause her oft der Malzdunst durch das offene Waggonfenster dringt. Doch bald umfängt uns statt des letzteren Walddunst, denn schon sind wir ins enge Wienthal eingefahren und sehen uns von den prächtigen Baumständen der Au umgeben, über die Wien herüber winkt der nahe schöne Thiergarten. Mariabrunn, das wir schon besucht, lockt uns nicht mehr zum Aufenthalt. Wir bleiben nun stets im waldd- und wiesenreichen Wienthale, vorbeileidend an den beliebten Sommerfrischorten der Wiener, den langgebedehnten Dörfern Weidlingau und Purkersdorf. Zahlreiche Villen erheben sich entweder unmittelbar an der Bahn oder auf den nachbarlichen Gehängen der waldbigen Berge und bilden eine liebliche Staffage der Landschaft.

Von Purkersdorf an zieht die Bahn durch die schönsten Gebiete des Wienerwaldes, die aber weniger allgemein gekannt sind als der nördliche und südliche Theil dieses anmuthigen Waldgebirges. Und doch entwickelt sich gerade in den westlichen, der Sandsteinzone angehörigen Partien eine reiche Fülle der herrlichsten Bilder von Waldd- und Wiesenpracht. Wenige Schritte von der Bahn versetzen uns hier in eine wohlthuende Einsamkeit. Dunkle Schluchten wechseln mit lachenden Thälern, von Quellen durchrauscht; Vogelklang und Blüthendunst an allen Enden. Wiederholt eröffnet sich eine malerische Aussicht aus der Tiefe des Laubwaldes; wahrhaft überraschend aber gestaltet sich der Ausblick, wenn wir mit geringer Mühe eine der niedrigen Bergeshöhen erstiegen haben.

In einzelnen Gehöften und Hütten, welche durch den ganzen Raum dieses Waldgebietes verstreut liegen, haust ein armes, aber biederes Geschlecht von Waldbewohnern, fast noch in denselben geselligen Formen, wie vor einem Jahrhundert. Erst seit etwas mehr als zwei Jahrhunderten hat überhaupt sich hier eine Bevölkerung gesammelt. Es wurden, besonders aus Baiern, Arbeiter in diese ausgebehten Staatsforste berufen, welche sich mitten im Walde anfässig machten. Sie erbauten sich kleine Holzhütten, waren zu beständiger Holzarbeit verpflichtet und besaßen kein Grundeigenthum. So entstanden im Wienerwalde die sogenannten Tuchhüttler. Später wußte sich ein Theil derselben doch so viel Selbstständigkeit zu erringen, um größere oder kleinere Hüttenplätze und Gründe erkaufen zu können. Sie durften Vieh halten, man gab ihnen Weidegründe, immer aber mit der Verbindlichkeit, wenn der Dienst es erheischte, als Holzhauer zu dienen, und jedem lag ob, nöthigenfalls mindestens hundert Klafter Holz zu fällen und aufzubereiten. Aus den wohlhabenderen Hütten entwickelte sich allmählich noch eine höhere Kategorie, die Classe der Unterthanen,

welche in allen Verhältnissen den übrigen Landesbewohnern gleichgestellt wurden, auch nicht mehr zur Holzhauerarbeit verpflichtet waren. So wurden aus diesen Holzhauern und Knechten Landwirthe, welche bis zum Jahre 1849 in folgende Classen geschieden waren: Unterthanen entweder bezugt, d. h. zur Verführung des waldbämlichen Holzes berechtigt, oder unbezugt, Hüttler, nach dem Umfange ihres Besizes in Ganz-, Halb- und Viertel-lehner getheilt, auch theils bezugt, theils unbezugt. Endlich Tuchhüttler, welche sich in zwei Abtheilungen schieden: Alte Tuchhüttler, noch ganz die alten, ursprünglichen Holzknechte des Walbammes, zu beständiger Holzarbeit verpflichtet ohne liegendes Eigenthum, und Neue Tuchhüttler, welche den Kleinhäuslern nahe kamen. Diese Eintheilung ist seit dem Jahre 1849 zugleich mit der Befreiung der Bauern von der Robot aufgehoben; aber der Name der Hüttler ist geblieben. Noch heute wohnt im westlichen Theile des Wienerwaldes fast die gesammte Bevölkerung in Einzelhäusern und Gehöften; nur zwei größere Häusergruppen haben sich gebildet: Pressbaum, das jetzt Bahnstation ist, und das von diesem südwestlich gelegene Hochstraß.

Von Pressbaum an steigt die Bahn im obersten Theile des Wien-thales gegen den wasserseidenden Hauptrück des Wienerwaldes bei Redawinkel hinan. Letzteres ist kein geschlossener Ort; zu den Walbhütten von Hagen, der Finsterleiten, der Sonnleiten und von Offen-Weidling sind in jüngster Zeit mehrere Villen auf den hübschesten Punkten gekommen. Dicht hinter dem Stationsplatze von Redawinkel braust die Locomotive in den ersten großen Tunnel von 300 m Länge, dem bald ein zweiter, nicht viel kürzerer folgt; die weite Schlucht zwischen beiden ist durch einen Damm von 26.5 m Höhe überbrückt. Zweimal fahren wir dann hoch über dem Thalgrunde auf kühnen Vogenwölbungen, indem sowohl der Eichgraben als auch das Laabertthal von großen Viaducten überseht werden. Schon von Ferne grüßt den Reisenden der hohe isolierte Schloßberg von Neulengbach mit seinem stattlichen fürstlich Liechtenstein'schen Herrensitz, dem zu Füßen der freundliche Markt sich ausbreitet. An das Schloß schließt sich auch ein schöner Park, der wie jenes herrliche Aussichtspunkte darbietet.

Hier bei Neulengbach vereinigt sich der von Süden kommende Laaberbach mit dem Anzbache zum Großen Tullnerbache, der unweit Tulln in die Donau fällt. Verfolgen wir den Laaberbach aufwärts, so geleitet er uns in ein anmuthiges Thal, durch welches wir an den Schöpsfel gelangen können. Dasselbe quert auch jene schon erwähnte Erschütterungslinie, welche von Brunn am Steinfelde über Alt- und Neulengbach gegen Horn zieht. Die Bahn durchschneidet von Neulengbach bis gegen St. Pölten ein freundliches Hügelland, das man, um es zu würdigen, sehen muß, wenn es das Frühjahr mit den Blüten der Obstbäume geschmückt hat. Die Dörfer

Kirchstetten und Böhmenkirchen, an denen wir vorüberreifen, sind ganz unbedeutend. Vor St. Pölten tritt die Bahn in die Ebene hinaus, und im Norden werden die Höhen gegen die Donau und in der Fläche der Thurm von Pottenbrunn, einem Dorfe mit Schloß und Park, und jener des Stiftes Herzogenburg, dann auf einem Hügel am nächsten Rande der Ebene Schloß Viehofen sichtbar, im Süden dagegen die Kette der Alpen. Die Traisen überschreitend gelangen wir nach St. Pölten, dem ehemaligen Hauptorte des Viertels ober dem Wienerwald.

St. Pöltens Geschichte reicht bis in die Römerzeit zurück. Die in den Stürmen der Völkerwanderung zerstörte älteste Niederlassung wurde angeblich unter den Karolingern erneuert, indem hier ein Chorherrenstift errichtet wurde, das den Namen „zum heiligen Hippolyt“ erhielt. Die um das Stift sich erhebende Stadt wurde darnach Fanum (Bezirk des Gotteshauses) Sancti Hippolyti benannt, woraus der heutige Namen St. Pölten entstand. Das Chorherrenstift, 1065 neu reguliert, wurde unter Kaiser Josef II. aufgehoben, dafür aber das Bisthum Wr.-Neustadt nach St. Pölten übertragen. Der Ort war schon im 13. Jahrhundert so bedeutend, daß unter Rudolf von Habsburg demselben gestattet ward, sich mit Mauern und Thürmen zu besetzen. Nach einem verheerenden Brande im 15. Jahrhundert wurden diese Befestigungen, welche zum Theile auch beschädigt waren, wieder hergestellt. Sie bewährten sich in den Anfällen der Ungarn und Türken; gegen die Franzosen aber konnte die Stadt 1805 und 1809 keinen Widerstand leisten. In neuester Zeit sind die Wälle, Gräben und Thürme als gänzlich überflüssig erkannt und größtentheils abgetragen worden. In den ausgefüllten Gräben grünen jetzt Gemüsegärten, und rings um die Stadt ziehen sich freundliche Promenade-Anlagen. Auch im übrigen verräth St. Pölten nirgends sein hohes Alter; denn selbst die vielleicht in einzelnen Theilen noch aus dem 11. Jahrhunderte stammende große Domkirche ist modernisirt und mit Pracht restaurirt. Neben einigen großen Plätzen hat die Stadt meistens unregelmäßige Gassen. Unter ihren 10.900 Bewohnern nehmen die zahlreiche Geistlichkeit, die Lehrerschaft der militärischen und öffentlichen Lehranstalten und die Beamten einen bestimmenden Einfluß auf den Charakter des geselligen Lebens.

St. Pölten liegt in einer Ebene, welche von der Traisen durchströmt, bald schmaler, bald breiter sich nördlich über Herzogenburg bis an die Donau bei Hollenburg und südlich bis Wilhelmsburg erstreckt. Diese letztere Strecke führt auch den Namen des Steinfeldes. Gegen Westen geht die Ebene gegen die Tisla hin in Hügeland über. So zeigt die Umgebung St. Pöltens keine malerischen Schönheiten und nur die Aussicht auf das sübliche Hochgebirge mit dem Ötzer gewährt dem fernen Horizonte höheren Reiz. Dennoch ist diese Stadt für den Touristen ein wichtiger Stationsplatz, da sich von hier aus nach verschiedenen Richtungen Straßen und Wege

ebensowohl nach der Gebirgs- und Alpenwelt im Süden als nach den herrlichen Stromgegenden der Donau im Norden eröffnen. Da wir die letzteren noch auf anderem Wege zu erreichen gedenken, wenden wir unsere Schritte südwärts ins Thal der Traisen.

Gerne werden wir auf der ersten Strecke statt der nach dem berühmten Wallfahrtsorte Mariazell führenden staubigen Straße die Linie der Staatsbahn benützen, welche St. Pölten über Hainfeld und Pottenstein mit Leobersdorf an der Südbahn verbindet. Denn der Weg auf dem Steinselbe bis Wilhelmsburg gehört keineswegs zu dem Anziehendsten, zumal da die Bergansicht immer mehr an Reiz verliert, je weiter man südwärts vordringt, weil die rückwärtigen Hochspitzen allmählich unter die Vorberge



Stift Lilienfeld.

sinken. Bloß das Schloß Döfenburg auf den vordersten Höhen links von der Öffnung des Traisenthales zieht die Aufmerksamkeit auf sich.

Mit dem industriellen Markte Wilhelmsburg erreichen wir jedoch die eigentliche Pforte des Gebirges und treten hier die Fußwanderung beginnend in ein üppig grünes Wald- und Wiesenthal, das sich in wechselnder Breite zwischen mittelhohen Bergen hinzieht. Das kräftige Wasser der Traisen setzt zahlreiche Hammertwerke in Bewegung, deren große Fabrikgebäude und geschmackvolle Herrenhäuser eine angenehme Staffage in der schönen Gegend bilden.

Bei dem Dorfe Traisen, wo die Gölßen mit dem Traisenflusse sich vereinigt, biegt die Hauptlinie der Bahn nach Osten ein, um über Hainfeld, einen alten Markt mit Eisenindustrie, den Marktflecken Raumberg,

in dessen Nähe die herrliche Burgruine Araberg thront, Altenmarkt und Pottenstein nach Geobersdorf zu gelangen. Ein Flügel verfolgt aber mit der Mariazeller Straße in der ursprünglichen Südrichtung das Traisenthal weiter aufwärts nach Lilienfeld.

Der erste Anblick des uralten Stiftes ist wahrhaft überraschend. Die weitläufigen, imposanten Stiftsgebäude liegen in grünem Thalgrunde wie in einem Parke, von freundlichen Bergen rings umschlossen, zwischen denen aus dem Süden die kahlen Felswände der Meisalpe herein schimmern. Lilienfeld besteht eigentlich aus drei Theilen: Markt mit großen Eisenhämmern, Puddlings- und Walzwerken im Norden, Dörfel am linken und der Abtei am rechten Ufer der Traisen. Letztere wurde von dem Babenberger Herzoge Leopold dem Glorreichen gestiftet und der ursprüngliche Bau von Friedrich dem Streitharen 1229 vollendet. Manche Theile desselben sind noch vorhanden, viele haben die Jahrhunderte, besonders jedoch ein Brand im Jahre 1810 zerstört. Das Stift Lilienfeld wurde 1206 von Cisterciensern von Heiligenkreuz bezogen; 1789 aufgehoben, ward es im folgenden Jahre wieder hergestellt.

Das Stiftsgebäude bildet ein mächtiges Viereck mit dreizehn Höfen, dessen Eingangsfacade nach Westen gewandt ist und welches der hohe Kirchturm überragt. Es umfaßt zahlreiche Gastzimmer und Kanzleien, die Prälatur, Wohnungen der Priester, Cleriker und Novizen, eine große Bibliothek, eine Gemälde- und Naturaliensammlung. Besonders schön ist der reich geschmückte Kreuzgang, dessen Arcaden einen quadratischen grünen Gartenraum umschließen. Der interessanteste Theil des Stiftes ist jedoch die herrliche Kirche, deren Inneres durch die weihevollen Pracht jeden Besucher in gehobene Stimmung versetzen muß. Romanischer und Spitzbogenstil vereinigen sich hier zu einer großartigen Wirkung. Wundervoll ist die Gestaltung des Chores, in dessen Mitte vor dem Hochaltare der schwarze Marmorsarkophag des Stifters mit dem Herzogshute darauf sich erhebt. Auch Leopolds VI. Tochter Margaretha, die vielgeprüfte Dulderin, verstoßen von ihrem zweiten Gemahle Ottokar II. von Böhmen, sowie die starke Cymburgis von Massobien, Gemahlin Herzog Ernst des Eisernen von Habsburg, gestorben auf der Wallfahrt nach Mariazell, fanden hier ihre Ruhestätte.

Unter den Äbten Lilienfelds ist wohl der bekannteste Johann Labislaus Pyrker. Er war im Jahre 1772 zu Langh in Ungarn geboren und ursprünglich für die Beamtenlaufbahn bestimmt; doch trat er 1792 zu Lilienfeld in den Cistercienser-Orden und bekleidete hier in den Jahren 1812 bis 1819 die Würde eines Abtes. In dieser Stellung hat er sich um die Verschönerung der Gegend viele Verdienste erworben. 1820 wurde er Patriarch von Venedig, 1827 Erzbischof von Erlau in Ungarn. Im Jahre 1847 ist er zu Wien gestorben und wurde seinem letzten Willen gemäß auf dem Friedhofe von Lilienfeld begraben. Unvergessen sind seine

Herzensgüte sowie seine seltenen Geistesgaben. Den größten Ruf erwarben ihm aber seine epischen Dichtungen „Rudolfias“, welche den ehrwürdigen Ahnen des Habsburgischen Hauses zum Gegenstande hat, und „Tunisia“, die den Zug Karls V. nach Tunis besingt.

Nächst dem Stifte befindet sich auch ein prächtiger Park, in dem namentlich die vielen Alpenpflanzen Interesse erregen. In der Umgebung wetteifern zahlreiche Partien untereinander an Lieblichkeit und Schönheit. Besonders zieht unser Auge der in modernem Villenstil erbaute „Berghof“ an, der inmitten eines Parks auf einem isolierten Hügel sich erhebt und in früheren Jahren Besitztum des bekannten Wiener Theaterdichters Ignaz Castelli († 1862) war.

Zur entfernten Umgebung Zillensfelds gehört auch die im Süden aufsteigende Reis- oder Hochalpe (auch Zillensfelder Alpe genannt), welche mit ihrem Gipfel bereits an die Krummholzregion heranreicht und eine herrliche Aussicht darbietet.



Leopold der Glorreiche.

Von Zilienfeld nach Süden weiter wandernd erreichen wir bald den Zusammenfluß der Türniger und der Unrecht-Traisen. Letztere, die größere, entspringt zwischen dem Gippel und Göller unweit der steierischen Grenze. In ihrem ganzen Thale, besonders in St. Egidy, dessen Werke einer Actiengesellschaft gehören, wird die Eisensabrication schwunghaft betrieben. Die kleinere Türniger Traisen kommt aus Südwest. Ihr mit der Mariazeller Straße aufwärts folgend gelangen wir zu dem freundlichen gewerbfleißigen Markte Tü r n i g. In dessen Nähe wird nicht nur jener schöne schwarze Marmor gebrochen, den wir in der Zilienfelder Stiftskirche bewundert haben, sondern auch auf Gips und Bleierz geschürft.

Auf dem Wege von Tü r n i g nach Annaberg, den wir in drei Stunden zurücklegen, tritt dem Wanderer eine Fülle von Naturschönheiten entgegen. Die Gebirge gestalten sich immer großartiger, die Scenerie wird immer reicher an Formen und Farben. Auf dem halben Wege überrascht uns ein prächtiges Bild: in einsamer Gebirgsgegend, umschlossen von Fels und Wald, steht im Schatten vielhundertjähriger Bäume eine schöne Capelle, an der aus sieben Mündungen ein silberklarer Alpenborn hervorprudelt. Diese Mariencapelle, 1729 von dem Wiener Kaufmanne Georg Wagner erbaut, heißt „zu den sieben Brunnen“, und der Quell trägt die von jenem Menschenfreunde rührende Überschrift: „Trinket Alle daraus!“

Je weiter man nun gegen Annaberg kommt, desto malerischer wird die Gegend, und als Schlußstein des Thales sieht man schon von weitem auf steiler Höhe Annaberg thronen. Das letzte Stück der Straße bis zum Sattel war früher beschwerlich, ja zum Theile nicht ohne Gefahr zurückzulegen. Mit Mühe nur zogen vier starke Pferde einen leichten Wagen den schlechten Weg hinauf. Jetzt ist das anders, seitdem die neue Kunststraße, auf Anregung des Zilienfelder Abtes Ambros in den Jahren 1837 bis 1846 erbaut, in mehreren Windungen sanft hinanführt. Zu ihrer Anlage mußten Häuser demoliert, Schluchten überbrückt, Felsen gesprengt werden. Je höher man kommt, desto reizender werden die Übersichten zurück in das Thal, mit den hohen wilden Waldgebirgen, und mit wahrhaft überraschender Wirkung starrt uns, wenn wir die Einsattelung erreicht haben, aus dem Südwesten die kolossale Felspyramide des Oischers entgegen, ein unbeschreiblich majestätisches Bild!

Die Kirche von Annaberg, der Pfarrhof, das gegenüber stehende Posthaus und 30 Häuser des Dorfes liegen hier auf der schmalen, 928 m hohen Einsattelung des Scheiblingberges, der wegen seines dunklen Tannenwaldes in den Tagen des Mittelalters der Tannberg hieß. Gegen 200 Gehöfte des Ortes liegen zerstreut umher. So malerisch der Anblick Annabergs sich darstellt, so rauh ist das Klima. Durch die Höhen des Scheiblingberges während dreier Monate des Jahres des wärmenden Sonnenstrahls beraubt, erfreut sich der Ort keiner günstigen Lage. Von den Felsenzinnen des

Ötters rasen die Stürme herüber, peitschen Nebel- und Hagelwolken vor sich her, und ihre Entladung setzt dann plötzlich die Temperatur so herab, daß es hier nichts Seltenes ist, unter dem Walten des Sirius, in den Hundstagen, die Höhen mit Schnee bedeckt zu sehen. Hier hat der Landmann schon mit allen Schrecknissen und Beschwerden des Alpenwinters zu kämpfen, von denen der Bauer des Flachlandes keine Ahnung hat.



Der Lassingfall.

Von Annaberg senkt sich die neue Straße in kolossaler Felsensprengung, vielfach gewunden, allmählich hinab in das freundliche Lassingthal und umgeht dann den Joachimsberg, von dessen Höhe eine Capelle herabblüht. Bald langen wir nun am Wienerbrüchel an, einer kleinen Häusergruppe am Fuße des Josefsberges. Von hier aus ist ein Besuch der von der Lassing durchrauschten Schlucht unerlässlich, denn jene bildet dort den Lassingfall, den bedeutendsten Wasserfall Niederösterreichs.

Gutgebahte Wege und Anlagen, von dem bereits genannten Dichter Labislaus Pyrker herrührend, erleichtern die Ansicht von allen Seiten. Eine Tafel zeigt den Weg, und in einer halben Stunde steht man vor dem Falle. Doch führen zwei Wege dahin, ein alter und ein neuer. Von der Wienerbrücke geht man an der Lassing hinab und überschreitet auf hoher Brücke den Bach, worauf sich jene Wege scheiden; der neue läuft längs dem Bache fort, der alte erhebt sich rechts zum Kollerbauer, von dem man durch den Walb zum Kaiserthron gelangt, einem vorspringenden, mit Geländern und Bänken versehenen Platze, von dem man eine herrliche Übersicht des wilden Felsenthales genießt. Auf einem steilen Pfade zum Bache hinab gelangt man auf einer Holztreppe zum „unteren Pavillon“, wo man die schönste Ansicht des Wasserfalles hat, der von der großen und kleinen Lassing und vom Kienbache gebildet wird. In drei Absätzen stürzt das Gewässer, das künstlich geschwellt werden kann, an 120 Meter tief in das schwindeleerregende Felsenthal hinab. Doch ist der Fall bei natürlichem Wasserstande schöner, weil dann statt einer einzigen großen Wassermasse zahlreiche Cascaden verschiedener Größe sich brechend und säubend über die Felsklippen zur Tiefe stürzen.

Vom Wienerbrüdel erhebt sich die Straße auf den Josefsberg, dessen ausichtsreichen Sattel eine Kirche und Häusergruppe krönt, und steigt dann hinab zu dem hart an der Landesgrenze gelegenen Mitterbach, wo die ansehnliche evangelische Gemeinde dieser Gegend seit 1785 ein Bethaus hat. Von hier ist man, nun auf steierischem Boden weitersehrend, in etwa anderthalb Stunden in dem berühmten Gnadenorte Mariazell.

Die Straße, welche wir von St. Pölten bis hieher verfolgten, ist alljährlich von vielen Tausenden von Pilgern betreten, die zur Gnadenkirche in Mariazell wallfahrten. Auch wir haben hier das Ziel unserer Wanderung erreicht und kehren nun nach St. Pölten zurück, um die unterbrochene Westbahnfahrt bis an die Grenze Oberösterreichs fortzusetzen.

Zwischen St. Pölten und Prinzersdorf durchschneidet die Bahn die wasserscheidende Hügelkette zwischen der Traisen und Bielach. Dann zeigt sich im Norden der Dunkelsteiner-Waldb, von dessen Vorhügeln das Schloß Hohenegg weithin ins Land schimmert. Auch auf der Weiterfahrt erblicken wir mehrere Schlösser und Burgruinen zur Rechten, welche der Gegend einen malerischen Reiz verleihen, so die Schlösser Albrechtsberg und Sigenthal und die Ruine der Osterburg. In größerer Entfernung von der Bahn liegt im Süden von Loosdorf die wohl-erhaltene Schallaburg auf einem walbigen Vorgebirge.

Nachdem wir einen langen Tunnel passiert haben, erreichen wir Markt und Stift Melk. Hier hat die Landschaft eine ganz veränderte Gestalt gewonnen; wir sind am Ufer der Donau angelangt.

Der Anblick des prächtigen Stiftsgebäudes, welches auf einem steil abfallenden 57 m hohen Felsen thront, ist wahrhaft überraschend. Die der Bahn zugekehrte Seite ist nicht die bedeutendste; am großartigsten ist das Bild, wie es sich von Westen und der Donau darbietet. Denn von dort erblickt man unmittelbar über dem Absturze des Felsens eine Bogenterrasse, an die sich rechts und links Flügel des Hauptbaues anschließen, und hinter welcher in Mitte der ganzen Fronte die Fassade der herrlichen Stiftskirche mit ihren Doppelthürmen und ihrer hohen Kuppel darüber aufsteigt.



Stift Melk.

Melk oder Mülk ist ein uralter Ort, der im Nibelungenliede als „Mebeliche“ Erwähnung findet. Auf dem Felsen, welcher heute die Abtei trägt, stand zur Römerzeit das Castell Nomaro, später eine ungarische Grenzfestung, dann eine Burg der Babenberger, die bis zur Verlegung des Markgrafensitzes auf den Rahlberg Residenz blieb. Die berühmte Benedictiner-Abtei wurde im Jahre 1089 gegründet. Ihre Mitglieder ließen sich stets die Pflege der Wissenschaft angelegen sein, und bekannte Gelehrte gehörten ihr als Conventualen an.

Die Kirche und das Stift in ihrer heutigen Gestalt sind am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut worden. Außer dem prachtvoll ausgestatteten Gotteshause, in dessen Gruft elf Babenberger ruhen, ist namentlich die große, ungemein wertvolle Bibliothek zu rühmen. Groß sind die Einkünfte

der Abtei. Melk gehört zu den reichsten Klöstern des Landes, und es hieß vormalß im Volksmunde wegen seines Kornreichtums „zum reisenden (d. h. überfließenden) Regen“. Zu den Füßen des Stiftes liegt der ansehnliche Markt gleichen Namens.

Von Melk bis zur Ybbsmündung hält sich nun die Bahn am rechten Ufer der Donau, wiederholt malerische Ausblicke auf den majestätischen Strom gewährend. Der bedeutendste Ort auf dieser Strecke ist Groß-Pöchlarn, welches wir auf der beabsichtigten Donaufahrt noch berühren werden. Ihm gegenüber auf dem linken Ufer liegt Klein-Pöchlarn. Von Groß-Pöchlarn führt die „Eisenstraße“ ins Erlasthal und ins Ottergebiet. Nachdem wir die Erlas auf hoher Bogenbrücke überseht haben, erreichen wir bald das alte, kleine Dorf Krummussbaum, dem gegenüber jenseits des Stromes der Markt Marchbach mit dem hoch darüber auf einem Berge liegenden Wallfahrtsorte Maria-Tasertl eines der schönsten Bilder auf der ganzen Westbahnfahrt darbietet. Einer starken Biegung der Donau südwärts folgend gewinnen wir rasch ein zweites höchst malerisches Bild: Dorf und Schloß Säusenstein. In einiger Entfernung taucht am linken Ufer Persenbeug auf einem Felsen auf und leuchtet am rechten die Gebäude der Stadt Ybbs.

Doch schon haben wir die Mündung der klaren, smaragdgrünen Ybbs erreicht und nun führt uns die Bahn in das Thal dieses Flusses hinein, die Donau verlassend. Die Gegend bleibt anmuthig, ohne sich zu besonderer landschaftlicher Schönheit zu erheben. An Neumarkt vorbei gelangen wir nach Blindenmarkt, das durch einen gewaltigen Brand am 9. April 1875 fast ganz zerstört und darauf neu erbaut worden ist. Dasselbe Schicksal traf am 17. Juni 1877 den nahen Flecken Amstetten; an einem Tage sanken hier 112 Gebäude in Asche. In Folge dieses und früherer Brände verräth Amstetten sein hohes Alter, das bis in die Karolingerzeit zurückreicht, keineswegs. Hier schließt sich die Kronprinz Rudolf-Bahn an die Westbahn an und führt, die Ybbs südwärts verfolgend, über Waidhofen nach Oberösterreich und Steiermark. Unweit der Abzweigung der Bahn liegt gegenüber der am linken Ybbsufer sich hinziehenden sogenannten „Forstheide“ das alte Ulmerfeld, ein Fundort vieler römischer Alterthümer; hier stand Castellum ad muros, noch jetzt „auf der Mauer“ genannt, welches die Hunnen zerstörten. Auch das kleine Öhling jenseits der Forstheide an der Url liegt auf classischem Boden; hieher verlegt nämlich die Alterthumsforschung den Römerort Locus Veneris felicitis.

Die Westbahn folgt dem Laufe der zur Ybbs mündenden Url aufwärts an Aschbach vorüber bis St. Peter „in der Au“. Von diesem aus besucht man das südöstlich nahe gelegene Benedictinerkloster Seitenstetten, im Jahre 1112 von Udalshalt von Stille und Höfft gestiftet. Auf einer Anhöhe erhebt sich der rings frei stehende geschmackvolle Bau.

Durch eine schöne, säulengetragene Halle gelangt man in den Hof, wo ein Springbrunnen plätschert. Eine Treppe führt in die Stiftskirche, welche, wohl modernisiert, vielfach die ursprüngliche mittelalterliche Anlage verräth. Seitenstetten besitzt eine reiche Bibliothek, Naturalien-, Bilder- und Alterthümer-Sammlung und unterhält gleich Well ein Obergymnasium.

Von St. Peter fahren wir in nordwestlicher Richtung, uns der Enns nähernd, welche Niederösterreich von Oberösterreich scheidet. Haag ist die vorletzte, St. Valentin die letzte Bahnstation in Niederösterreich. Der ansehnliche Grenzfluß wird mittels einer ansehnlichen Brücke überschritten; unmittelbar am linken Ufer — schon auf obderennsischem Boden — liegt die alte Stadt Enns. Wir durchfuhren auf der letzteren Strecke ein echtes Hügelland, welches sich erst bei St. Valentin zur Donau und Enns verflacht. Hier werden sofort auch im Süden die oberösterreichischen Vor- und Hochalpen sichtbar.

St. Valentin ist ein zweiter Anschlußpunkt der Rudolf-Bahn an die Westbahn; erstere führt von hier größtentheils längs der Enns nach Süden und vereinigt sich bei Weher in Oberösterreich mit dem über Waidhofen kommenden Schienenstrange.

VIII. Die Eisenwurzen.

(Allgemeiner Charakter der „Eisenwurzen“. — Das Erlafthal. — Scheibbs, Gmünd, Gresten. — Die Thormauer. — Der Erlasse. — Das Ybbsthal. — Die Langholzflößerei auf der Ybbs. — Der Sonntagsberg. — Waidhofen a. d. Ybbs. — Ybbitz und der Prollingfall. — Hollenstein. — Lunz und die Lunzer Seen. — Der Döfcher. — Die Schwaigerinnen. — Die Holznechte im Döfchergebiet.)

Der südwestliche Winkel Niederösterreichs ist unbestreitbar ein prächtiges Stück unseres Heimatlandes. Die anmuthig freundlichen Thäler der Ybbs und der Erlaf eröffnen uns den Weg in eine ungemein reizende Gebirgswelt, die von der Natur reich und mannigfaltig ausgestattet, keines jener Elemente vermissen läßt, welche die Schönheit einer Landschaft bedingen. Mit bewundernswerter Harmonie vereinigen sich diese zu einem überaus malerischen Gesamtbilde. Ist Anmuth und Lieblichkeit der Hauptcharakter der Gegend im niedrigeren Boralpengebiete, so gewinnt die Landschaft immer mehr an Bedeutsamkeit, je höher wir südwärts ansteigen, und streift nahe der steirischen Grenze bereits an die Großartigkeit der alpinen Gebirgswelt. Im nördlichen Theile, welcher noch der Wiener Sandsteinzone angehört, rauschen die wasserreichen Flüsse und Bäche zwischen mäßig hohen, sanft gerundeten Waldbergen und saftig grünen Matten dahin, im südlichen Kaltgebirge wechseln mit Wiese und Wald oft seltsam geformte Felswände

und kahle Höhen. Alle Thäler sind aber von fließenden Wassern belebt, die bald brandend und schäumend über Felsen stürzen, bald mühsam sich durch enge Kläusen hindurchzwängen. Und was sonst dem übrigen Lande fehlt, finden wir hier in diesem prächtigen Gebirgswinkel: einige klare spiegelnde Seen, die, wenn auch klein, der Landschaft doch einen besonderen Reiz verleihen.

In diesem wasserreichen Gebiete hat sich schon vor Jahrhunderten eine bedeutende Eisenindustrie angesiedelt, deren Betriebsstätten der Gegend zur malerischen Staffage dienen. Überall in den Thälern stößt der Wanderer auf Hämmer und Schmieden oder große Eisengewerke mit wohnlichen Herrenhäusern und in den Wäldern auf dampfende Kohlenmeiler, welche die Eisenarbeiter mit Brennmaterial versorgen. Alles ist ruß- und kohlen-geschwärzt: der Boden, die Häuser, die Leute. Darum nannte das Volk die wohlhabenden Eisenschmiede und Gewerksbesitzer dieser Gegend „die schwarzen Grafen“ und das ganze Gebiet hieß die Eisenwurzten. Letzterer Name lebt wohl noch im Volksmunde fort, aber der Wohlstand ist in unseren Tagen beträchtlich geschwunden, seitdem die kleinen Eisenschmiede, welche mit den großen Gewerken die Concurrenz nicht bestehen konnten, allmählich verarmten und die Eisenindustrie unseres Vaterlandes überhaupt unter der Mißgunst der Zeitverhältnisse gelitten. Trotzdem muß die Eisenverarbeitung, die hier betrieben wird, noch immer als eine bedeutende genannt werden, sowohl hinsichtlich der Menge als auch der Mannigfaltigkeit der Producte.

Hauptsitze der Eisenindustrie sind hier die Bezirke von Waidhofen an der Ybbs, Scheibbs und Gmünd. Da bestehen Zerrenn-, Streck- und Zeughämmer zu Waidhofen, Hollenstein, Dornleiten, Gerstl, Lassing und Seetopf, Walz- und Puddlingswerke zu Waidhofen und Sonntagsberg, eine Drahtfabrik in Gerstl, Achsenfabriken in Kienberg und Brandstatt, Stahl und Stahlwaren erzeugen Neustift, Waidhofen und Opponitz. Am verbreitetsten ist die Anfertigung von Sensen, Sichel und Strohmessern, mit der sich namentlich Waidhofen, Opponitz, Gerstl, Wirtskrotte, Randegg, Perwarth, Krumpmühl und Neustift befassen. In diesen Orten werden aber auch Ackergeräthe, Werkzeugbestandtheile, Messerschmiedwaren, Pfannen, Kessel, Feilen u. s. w. erzeugt.

Das Eisen, welches in der Eisenwurzten verarbeitet wird, kommt aus den Hochofen von Eisenerz und Vorderberg in Steiermark und nahm vormals seinen Weg auf der berühmten Eisenstraße, welche seit dem Jahre 1320 besteht und von jenen Orten bis Groß-Rüchlarn führt. Heute besorgt den Transport des Rohmaterials die Linie der Staatsbahn, welche von Amstetten über Waidhofen und Weyer nach Steiermark geht. Die hier gefertigten Eisentwaren finden ihren Hauptabsatz in Rußland, ferner in Ungarn, Polen, Rumänien und der Türkei.

Wir beginnen unsere Wanderung durch die „Eisentrurzen“ mit dem Erlafthal, in welches wir bei Groß-Pöchlarn auf der „Eisenstraße“ einbiegen. Die gleiche Route verfolgt eine Linie der österreichischen Staatsbahn, die von Pöchlarn über Wieselburg und Scheibbs nach Rienberg bei Gaming führt. Die Erlaf ist ein schönes, klares, bis auf den Grund durchsichtiges Gebirgswasser mit starkem Gefälle, das sich umso intensiver grün zeigt, je tiefer es ist. Sie wird sammt ihren Nebenflüssen zur Holztrift verwendet; letztere gründet sich auf ein Privilegium vom Jahre 1745,



Die Thormauer im Erlafthal.

welches gegenwärtig der Besitzer der Herrschaften Gaming und Waidhofen an der Ybbs, Albert Freiherr von Rothschild, ausübt.

Den Lauf der Erlaf begleiten zunächst nur am rechten Ufer niedrige, abgeflachte Höhen, zur Linken dehnt sich eine nicht unansehnliche Ebene hin, so daß vorläufig die Landschaft des malerischen Reizes entbehrt. So passieren wir die Märkte Wieselburg am Zusammenflusse der großen und kleinen Erlaf und Burgstall zu beiden Seiten der großen Erlaf. Hinter letzterem, dem eine schöne Kirche und ein Schloß mit Park zur Zierde gereichen, nähern wir uns mehr dem Gebirge, das vor uns aufsteigt und an beide

Ufer der Erlaf näher herantritt. Die Landschaft wird immer schöner, und auf einmal sehen wir uns inmitten jenes Höhenkranzes, welchen rechts vor uns der Lampelsberg und Buchberg, links der Heuberg mit dem Blattenstein und Schwarzenberg um den Markt Scheibbs herum bilden und der nur durch das Erlafthal durchbrochen ist, welches im Hintergrunde der in breiter Querlage aufsteigende mächtige Ötztal abschließt.

Scheibbs, der „Schlüssel des Ötztalgebietes“, besteht aus etwa 100 meist alterthümlichen, einstöckigen Häusern, die auf dem ansteigenden Terrain des rechten Erlaufers erbaut sind. Noch stehen zwei Thore und ein Theil der ehemaligen Befestigungsmauer mit vier Thürmen. Mehrere unmittelbar an den Markt anstoßende Ortschaften lassen Scheibbs größer erscheinen, als es thatsächlich ist; denn es zählt nur wenig über 1000 Einwohner, die sich vorwiegend mit der Eisenindustrie beschäftigen. Der Name des Ortes wird urkundlich zuerst im Jahre 1338 genannt. Als sich die Eisenindustrie in den nördlichen Gebirgsthälern Niederösterreichs immer mehr festsetzte, wurde Scheibbs der Hauptstz derselben im Erlafthale und einer der drei im Eisenhandel bevorzugten Märkte: Scheibbs, Burgstall und Gresten.

Nun wendet sich im enger gewordenen Thal die Bahn dem Gebirge zu und gelangt, an verschiedenen Hämmern und Sägen und an den kleinen Orten Wiesenbach, Neubruck und Grafenmühl vorbeifahrend, zu ihrer Endstation Rienberg-Gaming. Rienberg ist eine kleine Ortschaft mit ausgedehnten Gebäuden, einer Achsenfabrik und dem Bahnhofe. Eine Fußwanderung von etwa 40 Minuten bringt uns nach Gaming, einem bedeutenden Markte hart am Fuße des Bärner. Seine Gemeinde ist eine der größten im Lande, denn sie hat ein Areal von 24.340 Hektaren und umfaßt noch acht Ortschaften und zahlreiche Einzelgehöfte. Das Gamingerkarthäuserkloster wurde im Jahre 1781 aufgehoben; die alte Kirche, dem Verfall nahe, wird jetzt als Holzmagazin verwendet, das Klostergebäude ist gräfliches Besitztum.

Zwischen Rienberg und Gaming mündet in die sogenannte „Dreimärkter“ Eisenstraße die Gresten-Waidhofner Straße ein. Auf dieser erreichen wir in nordwestlicher Richtung nach dritthalbhündiger Wanderung den an der kleinen Erlaf gelegenen, langgestreckten Markt Gresten. Die Umgegend ist sehr freundlich, das Klima angenehm; aber auffällig groß die Zahl der Gewitter, deren alljährlich im Durchschnitte dreißig niedergehen, mehr als irgend wo anders im Lande. Wollten wir das Thal der kleinen Erlaf weiter verfolgen, so würde es uns an den Orten Randegg, Wang und Steinairchen vorbei nach Wieselburg an der großen Erlaf zurückbringen. Wir ziehen es jedoch vor, von Rienberg aus unsere Wanderung im Thale der großen Erlaf fortzusetzen; denn nun erst sollen wir den schönsten und wildesten Theil des ganzen Erlafgebietes kennen lernen. Die

hart aneinander tretenden hohen Wände der felsigen Ufer, die kühnen in denselben eingeschnittenen schmalen Pfade, die wildschäumenden Wässer, die tosenden Wasserfälle, dunkle Waldstrecken, hoch überragende, theils bestockte, theils in kahlen Felsen abstürzende Höhen geben ein Bild der Wildnis und Romantik, dessen Großartigkeit stellenweise durch den Ausblick auf den sich mächtig erhebenden, meistens schneebedeckten Otischer nur noch gesteigert und dessen Wildheit nur durch wenige Oasen menschlicher Ansiedlungen in unbedeutenden Thalweitungen gemildert wird.



Waidhofen an der Ybbs.

An der Urmannsau erreichen wir den Eingang zu jener wildromantischen Felsenenge, welche unter dem Namen der Thormäuer drei Stunden lang durch das Gebirge sich hinzieht. In dem wildesten Theile dieser schauerlichen Schlucht ist dem Fuß neben dem rollenden Wasser kein Raum gegeben. Gezimmerte Baumstämme, hoch über den Fluten durch Querhölzer an die Felsen befestigt, bilden theilweise den Wandersteig. In reißender Schnelligkeit und tosend wälzt sich das Wasser beinahe eine Stunde weit zwischen senkrecht aufragenden Felsmauern hindurch. Hat man die düstere Klause beinahe zurückgelegt, so gewährt das schäumende Gesprudel des Trefflingbaches, der seitwärts über Felsenstufen in die Erlaf stürzt, ein wahres

Sabfal. Doch erst an der Mündung des Trübenbaches nimmt die Enge der Thormauer ein Ende.

Indem wir den Lauf der Erlaf weiter aufwärts verfolgen, kommen wir in eine Gegend, die wir bereits betreten, denn mit einemmale sehen wir uns bei dem Dorfe Mitterbach (s. S. 124) und auf der Maria-zeller Straße. Hier bildet die Erlaf die Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, und zwar nicht bloß bis zu ihrem Austritte aus dem Erlasse, den sie durchfließt, sondern bis zu ihrem Ursprunge zwischen dem Zellerrain und der Gmeinalm.

Der Erlasse (s. S. 13), in dessen schönen, tiefgrünen Spiegel sich Niederösterreich und Steiermark theilen, ist 1492 Meter lang, 548 Meter breit und 95 Meter tief. Sein Wasser bewohnt der köstliche Saibling, der von dem gefräßigen Hechte viel verfolgt wird. Der Anblick des Sees ist sehr freundlich; an seinem nördlichen Ufer überragt ihn die ernste kahle Gmeinalpe noch um 800 Meter und spiegelt sich in seiner smaragdnen Woge.

Auf der Gmeinalm sind wir dem Ötzer, dem stolzen Beherrscher des ganzen Gebietes, nahe; doch ehe wir ihm selbst uns zuwenden, wollen wir noch früher auch das Ybbsthal bis an seinen Fuß durchschreiten.

Unsere Westbahnfahrt hat uns bereits die Ybbs entlang von ihrer Mündung bis Amstetten geführt. Bei letzterem Orte beginnt bekanntlich jene Route der Staats-Bahn, welche über Waidhofen a. d. Ybbs die Verbindung mit der Ennsthallinie herstellt.

Die Ybbs ist ein herrliches Gebirgswasser, schön grün und bis auf den Grund durchsichtig. Bei Amstetten ist sie bereits ganz in die Ebene hinausgetreten. Doch bald nähern sich beiderseits niedrige Bergzüge dem Flusse und an dem von Wallfahrern vielbesuchten Sonntagsberge erreichen wir die erste Enge des Ybbsthales, „im Gerstl,“ welche von den schäumenden Wellen durchbrochen ist. Nun wechseln wiederholt Thalweitungen und Engen; erstere finden wir bei Waidhofen, zwischen Opponitz und Rogelsbach, bei Göstling, Lunz und Langau, während namentlich von Waidhofen aufwärts bis Opponitz die felsigen Uferwände das Thal zu einer wilden Schlucht verengen. Die Ybbs dient nicht nur zum Betriebe von Mühlen, Sägewerken, Eisenwerken, Stampfen u. dgl., sondern auch zum Holzschwemmen.

In letzterer Hinsicht lag die Ybbs in den Jahren 1819 bis 1865 vollkommen brach, bis eine französische Gesellschaft auf Grund einer behördlichen Concession auf der Strecke von Göstling bis zur Donau die sogenannte Langholzflosserei einführte, wie sie im Schwarzwalde betrieben wird. Eine entsprechende Anzahl von Holzstämmen werden nämlich zu einem „Gestör“ oder Einzelfloß von $4\frac{1}{2}$ bis 7 Meter Breite und von der Länge der Bäume vereinigt; die einzelnen Flöße werden wieder aneinander gebunden und 25 bis 36 solcher Gestöre bilden dann einen Floßtrain, der oft über

450 Meter lang ist. Ein solches Floß wird von 13 bis 15 Mann bedient, die einen „Paß“ bilden und von einem Paßführer commandiert werden. Jährlich gehen ungefähr 100 Floßtrains bis zu der in Amstetten bestehenden Holzsäge „Concordia,“ wo das Holz verschnitten und als Schnitware in den Handel gebracht wird.

Wenn wir auf der nach Süden führenden Bahnlinie Amstetten verlassen, so nähern wir uns allmählich den äußersten Vorläufern der Alpen, aus denen halb der mit einer herrlichen Wallfahrtskirche gekrönte Son-



Der Prollingsfall bei Ybbsitz.

tagsberg (704 Meter) sich hervorhebt. Bis an die Ybbs vorspringend, beherrscht er die Gegend im weitesten Umkreise und bietet daher eine prächtige Rundschau. Die Kirche, welche dem Stifte Seitenstetten gehört, wurde früher alljährlich von etwa 60.000 Andächtigen besucht. In die Thalenge einfahrend, welche die Ybbs schäumend durchrauscht, bringen wir tiefer in die schöne südwestliche Gebirgswelt unseres Heimatlandes und erreichen bald das alte Waidhofen an der Ybbs.

Die Lage der Stadt, welche mit dem Markte Zell am rechten Flußufer fast zu einem Ganzen verschmolzen ist, ist reizend. Mit Nadelholz

bewachsene Berge umschließen ein liebliches Kesselthal, welches die Ybbs zwischen hohen, felsigen, aber grün bedeckten Ufern durchfließt. Besonders der Anblick von der Brücke ist malerisch. Vortrefflich gruppieren sich von hier der Fluß mit der Wehre oberhalb des Ybbsthurmes, die Wasserwerke an jenem und die von den Ufern terrassenförmig sich erhebenden Häuser der Stadt und des Marktes Zell, vor allem aber das alte Schloß mit seinem Thurm.

Die Reste der Befestigungswerke, das Schloß, das noch erhaltene Ybbsthor, sowie die Bauart vieler Häuser verrathen das hohe Alter der Stadt, die schon im Jahre 1186 urkundlich genannt wird. Waidhofen ist der Hauptort der Eisenindustrie dieser Gegend, deren Producte theils durch die Industriellen selbst, theils durch die Kaufleute in Handel gesetzt werden. Doch hat mit dem Niedergange der Eisenindustrie der Wohlstand Waidhofens sehr gelitten, so daß heute nicht mehr gilt, was eine Inschrift auf dem Ybbsthurm besagt: „Stahl und Eisen nähren die Stadt.“ Dagegen steigert sich alljährlich der Fremdenbesuch im Sommer, da Waidhofen sich nicht bloß eines angenehmen Klimas, sondern auch der prächtigsten Umgebungen rühmen kann.

Ein lohnender Ausflug bietet sich ostwärts dar ins Thal des kleinen Ybbsbaches nach dem freundlichen Markte Ybbsitz, dessen Einwohner der Mehrzahl nach Schmiede sind. Wenn man von hier das nach Süden streichende Seitenthal aufwärts verfolgt, so kommt man am Rothberge zum Prallingfall, den das Rauschen und Tosen des Wassers über die Felsen und die Räderwerke der Schleiferhütten von der Ferne ankündigt. In einzelnen Absätzen von Fels zu Fels stürzend, sammelt sich das schäumende Wasser mehrmals, bevor es in der Tiefe von den Rädern der Schleiferhütten aufgefangen wird.

Bei Waidhofen verläßt die Bahn das Thal der Ybbs und überschreitet bald in südwestlicher Richtung die Landesgrenze, nach Oberösterreich übertretend. Bleiben wir im Ybbsthale, so sehen wir die Berge allmählich einander immer näher rücken, die Gegend stets wilder und romantischer werden; wie angelehnt an die Berglehne läuft theilweise die Straße ober der Ybbs. So erreichen wir das in einem Kessel liegende Dorf Dypönitz, das durch seinen Namen als eine slavische Gründung sich verräth. Die nächste Ortschaft ist Hollenstein, dessen Gemeindegebiet das ausgedehnteste im Waidhofer Bezirke; denn vom ersten bis zum letzten Hause beträgt der Weg am linken Ybbsufer acht Fußstunden. Die meisten Gehöfte liegen in Berg und Thal zerstreut, während der Kern mit der Kirche und einigen Hammerwerken an jener Stelle zu suchen, wo sich die Ybbs um den Disberg herumwendet. Die reizende Lage im Angesichte der Boralpe und des Königsberges macht Hollenstein unbedingt zur Perle der ganzen Gegend.

Oberhalb Hollenstein fließt die Ybbs in östwestlicher Richtung mit der Grenze gegen Steiermark fast parallel. An ihrer Südseite laden zahlreiche Hochgipfel, wie Boralpe, Königsberg, Hochtor, Dürrenstein, zum Besuche ein. Doch unser Hauptziel, der Ötcher, gestattet uns nicht, beim Erklimmen der niedrigeren Gipfel zu lange zu verweilen. Wir verfolgen den Ybbslauf weiter aufwärts und erreichen das uralte, reizend gelegene Lunz, den letzten bedeutenden Ort im Thale, denn von hier aus, wo die Ybbs den Namen Dis erhält, finden wir nur mehr die kleinen Häusergruppen Langau und Neuhauz. Eine halbe Stunde von Lunz entfernt ist in mehr



Hollenstein.

anmuthiger als großartiger Landschaft der ruhige Lunzer- oder Untere See eingebettet, der 1644 Meter lang, 491 Meter breit und 95 Meter tief, mit seiner grünen Spiegelfläche einen schönen Anblick gewährt. In früherer Zeit war dieser See bei weitem größer und tiefer; der „Seehof“, eine ehemalige Meierei, lag einst knapp an seinem Ufer. Im Thale des Seebaches liegen noch der unbedeutende Mittersee und der kleine, aber malerische Obersee, den ein Kranz von Bergeshäuptern rings umschließt; unter diesen steigt der Dürrenstein unmittelbar aus dem Wasser auf.

Von Lunz führt uns das Disthal östlich an den Fuß des Ötchers und nach Lachenhof, von wo dessen weitschauender Gipfel am besten er-

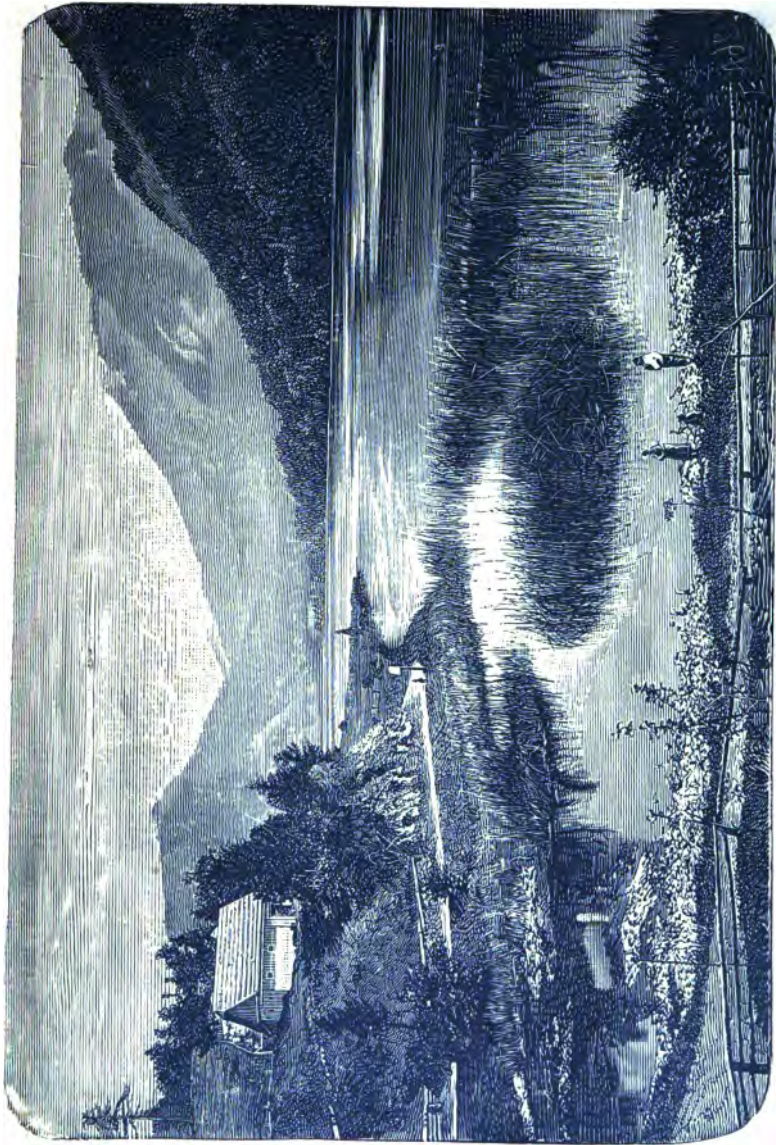
stiegen wird. Im Westen durch die obere Ybbs, im Osten durch die große Erlaf von den Nachbarbergen geschieden, zieht sich der mächtige Ötcher (1892 Meter) zwischen diesen beiden Flüssen beinahe geradlinig in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ Wegstunden hin. Die Gehänge sind anfangs mit dichtem Walde bewachsen; höher oben wird mit der Krummholz-Region zugleich sein großartiges Felsengerippe sichtbar, welches, größtentheils von fetten Weideplätzen unterbrochen, sich über den genau in der Mitte gelegenen Hauptgipfel hinzieht.

Eine Besteigung des Ötchers ist ungemein lohnend, da die Rundschau von seiner Höhe mit den Panoramen mancher doppelt so hohen Bergriesen wetteifern kann, von keiner im Lande Niederösterreich aber übertroffen wird. So herrlich und ausgebreitet die Rundschau vom Gipfel des Schneeberges ist, so steht sie doch hinter jener des Ötchers weit zurück. Von dessen Spitze aus sieht man so recht, wie Berg auf Berg in erschütternder Höheit sich thürmen, und dazwischen fügen sich die reizendsten Ausblicke in die den Fuß umsäumenden Thäler und auf ferne lachende Fluren.

Vom Gipfel des Ötchers, dessen Rundschau 38.000 km^2 umfaßt, über- sieht man das Terrain von vier Kronländern, nämlich den größten Theil von Nieder- und Oberösterreich, einen nicht geringen Theil der Steiermark und Theile von Salzburg. Über zweihundert namhafte Bergspitzen umfaßt das Rundbild von der niedrigsten Erhebung, dem Kahlenberge bei Wien, bis zur höchsten, dem Hochnarr in den Nafsfelder Tauern. Gegen Norden zeigen sich uns im fernsten Hintergrunde die Berge des Böhmerwaldes, vor ihnen lachende Fluren und reizende Thäler, die vom majestätischen Donaustrom und unzähligen Flüssen und Bächen durchzogen sind, ein Land reicher Cultur, des Segens und Friedens. Es zeigen sich uns der Tullner Boden, ein Theil des Marchfeldes und die Gegenden des Manhartsberges bis über Znaim hinaus. Das Häusermeer von Wien ist vom Ötcher aus nicht sichtbar, da es durch die Berge von Hütteldorf verdeckt wird.

Außerhalb Niederösterreichs reicht der Blick in nordwestlicher Richtung bis an die Grenze Baierns, von Oberösterreich sind Linz und Enns deutlich zu erkennen, man überseht ferner den ganzen Mühlkreis und aus dem Böhmerwalde ragen der Plöckenstein und die Hochfichtel empor. Von den Glanzpunkten in südlicher und westlicher Richtung heben wir das Mariazeller-Thal hervor, ferner die imposante Felsenkette des Hochschwab, die mit ihren schneebedeckten Gipfeln den zehnten Theil des ganzen Ötcher-Panoramas einnimmt, die Mottenmanner Tauern, die Pyhrgas- und Prielerkette, den Traunstein und vor allem den Riesenbau der vielgipfeligen Dachsteingruppe, mit ihren weiten Eissfeldern und als höchste Häupter mehrere Eiszinnen der Nafsfelder Tauern, unter denen der Hochnarr besonders hervorragt.

Aber diese großartige Fernsicht ist es nicht allein, wodurch der Ötcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; es haben auch seine



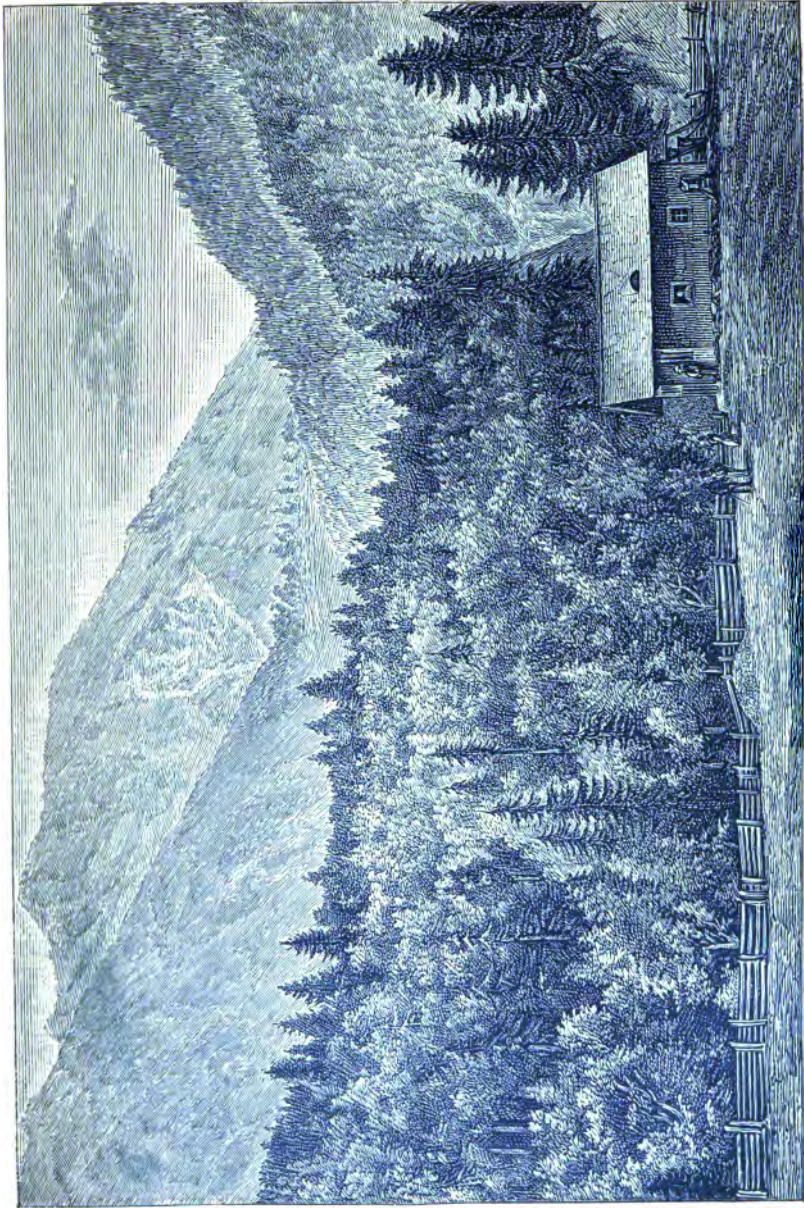
Der Zugersee.

Höhlen nicht wenig dazu beigetragen, welche durch ihre hohe Lage, den unterirdischen See und durch mancherlei abenteuerliche Sagen Anziehungspunkte geworden sind.

Bevor man noch zu diesen Höhlen gelangt, erregen die sogenannten „Wetterlöcher“ einiges Interesse, deren der Ötzer im ganzen drei hat. Sie gehen in einen engen Schlot an der Oberfläche des Berges aus und sind auf Kallgebirgen überhaupt nicht selten. Das Volk nennt sie Wetterlöcher, weil von ihnen die Sage geht, daß, wenn man Steine in dieselben wirft, sich alsbald Wolken zusammenziehen und entladen, eine Sage, die wir in vielen Gebirgsgegenden wiederfinden. Nach dem Volksglauben sind es die Berggeister, die durch die Steinwürfe aufgeschreckt, das Unwetter anrichten, oder, wie am Rempel, Hegen, die auf Ofengabeln reitend die Wetter machen.

Die größere der beiden Höhlen, das Gelbloch oder die Ötzer-Eishöhle, gehört zu den großartigsten unterirdischen Eisbildungen unserer Monarchie. Gewaltige Felsblöcke sind vor dem Eingange der Höhle gelagert und ein tiefes Schneefeld zieht sich von da in die Tiefe des Schlundes, wo sich der berühmte Ötzersee — ein kleiner Tümpel — befindet, von dem das Gelbloch ursprünglich die „Seeluden“ hieß. Haben wir den See überseht, so bietet sich bald ein Schauspiel dar, das zu den reizendsten der Höhlenwelt gehört. Man denke sich einen Strom von beiläufig 12 Meter Breite und ebensoviel Tiefe senkrecht herabfließend, bei seinem Laufe über eine doppelte Wehre stürzend und dann in horizontaler Richtung seinen Weg weiter verfolgend, die ganze Wassermasse aber in kristallhelles Eis verwandelt, weiter oberhalb eine gewaltige Eispyramide, die 6 Meter zur Decke hinansteigt, ringsum noch glatte Eiswände und kahle geborstene Felsen, und man hat ein Bild von der Wirkung dieser imposanten Eismasse, in deren Krystallen sich noch die Grubenlichter tausendfältig brechen. Erststeigt man hierauf die Höhe der Eiswand, so gelangt man zum großen Eisdom. Seinen Boden zieren spiegelglatte Eisflächen, aus denen sich im Hintergrunde mehrere Eissäulen und hie und da gleich Taufsteinen oder Opferstöcken einzelne Felsstücke erheben, während andere Massen an den Wänden gleich Altären oder Grabmonumenten hervortreten. Die feierliche Stille des Domes wird nur durch plätschernde Tropfbrunnen belebt, deren stärkster in der Mitte ein offenes Eisbassin füllt. Klettert man dann noch einige Meter über Felsblöcke in die Höhe, so gelangt man in den Hauptgang der Höhle, der gegen 190 m lang, 9 bis 11 m breit und verhältnismäßig hoch ist.

Eine Viertelstunde in westlicher Richtung von dem Eispalaste des Gelbloches gelangt man zu dem kleineren Taubenloche, so genannt von den daselbst nistenden Bergdohlen oder Schneevögeln, welche von den Leuten für Tauben gehalten wurden und einst in großen Scharen darin gehaust haben. Interessant wird das Taubenloch durch seine Schlotte. Letztere sind selbst



Der Dicker vom Grätzpate aus.

in den berühmten Krainerhöhlen sehr selten und nur die Grotte von Corgnale (bei Triest) könnte in einzelnen Partien mit dem Taubenloche verglichen werden. Über gewaltige Felsblöcke muß man auch hier in das Innere der Grotte hinabklettern. Ein Dom von 31 Meter Höhe zeigt sich sofort dem Besucher. Aus diesem kommt man in einen höheren Raum, in die Kapelle, in der weiß- und rothbrauner Sinter gothische Ornamente nachbildet. Nach der Ersteigung einer 7 Meter hohen Wand wird in eine Seitenbucht eingebogen, um in den höchsten Raum der ganzen Höhle, in den sogenannten großen Thurm zu gelangen, der 30 Meter aufwärts misst und dem sich dann der zweithöchste Raum, der kleine Thurm, anschließt.

Die Ötzerhöhlen gehören nicht nur zu den seltensten Erscheinungen in der Höhlenwelt, sondern sie sind ebenso sehr auch ein Gegenstand der Volksage und Volksfurcht geworden. Schon in ältester Zeit galten sie als Aufbewahrungsort vieler Schätze, obwohl im Ötzer nie edle Metalle gefunden wurden. Wildbiebe und Wurzelgräber mochten wohl öfters die Höhlen aufgesucht haben und die Welschen, welche man früher in ganzen Kragen Schätze vom Ötzer wegstrogen sah, dürften nur Wurzelgräber gewesen sein. Als Gegenstand der Volksfurcht hat der Ötzer die Benennung „Fettschalberg“ und, von Millionen bösen Geister und Hexen bewohnt, spielt er darum in den österreichischen Hexensagen dieselbe Rolle, wie in den norddeutschen der Bloßberg.

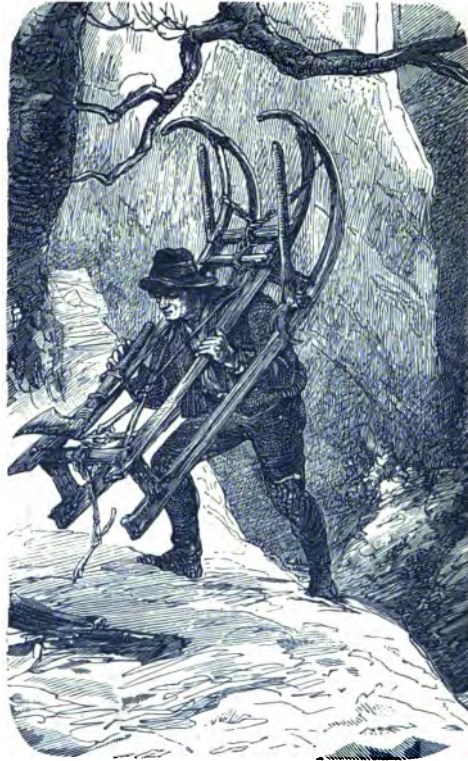
Der Sagenreichtum des Ötzergebietes läßt wohl auf eine poetische Aber der Bewohner schließen. Und in der That leben neben den Sagen zahllose Lieder noch im Munde des Volkes fort, die mit Vorliebe im Freien, auf den Bergen gesungen werden. Namentlich sind es die jungen Dirnen, welche den Gesang pflegen und die Rehlensfertigkeit der „Schwoagerinnen“ (Sennerinnen) ist sprichwörtlich geworden.

Das eigentliche Vergrebie theilen die Sennerinnen und die Holzknechte mit einander; die Berufspflicht weist den ersteren die „Alm“, den letzteren den Wald zu, während in der Tiefe der Thäler Bauern und Schmiede ihrer Arbeit walten. Das Leben auf der Alm erwacht erst, wenn unten im Thal das Heu schon unter Dach kommt; denn erst zu „Urbani“ (25. Mai) oder „Johanni“ (24. Juni) zieht die Schwoagerin mit der Herde hinauf. Der Auftrieb hat etwas feierlich Ernstes. Ist für den Küchen- und Stallbedarf der Almerin gesorgt und alles zum Auszug in der Ordnung, so hängt man der Leitkuh die Almlocke um. Bei ihrem ersten Klange zeigt sich eine freudige Bewegung unter den Stallbewohnern; mit Ungestüm drängt alles zur geöffneten Thür hin. Den Zug beginnt die Glockenkuh, ihr folgt die Herde, zuletzt die Schwoagerin, Glückwünsche der Begegnenden erwidern; im Bauernhofe wird's still für lange Zeit, das bewegte Leben ist mit den Thieren fortgezogen.

Gewöhnlich besteht die Herde, die in eine Schwaig (Sennhütte) einzieht, aus 10 bis 15 Kühen und einigen Stück jungen Vorstenviehs. Aus dem täglichen Milchertrag Butter für das Haus zu liefern, die Schweine mit der Rührmilch (Buttermilch) zu mästen und all das anvertraute Gut im besten Stande wieder heimzubringen, das ist der Schwaigerin Aufgabe auf der Alm. Darum hat sie den ganzen Tag vollauf zu schaffen. Sie melkt die Kühe, was dreimal des Tages geschehen muß, bereitet die Butter, füttert die Schweine, sucht Grünfutter für die Melkstunde und für die Nachtkost, scheuert die Milchgefäße und reinigt den Stall. Bescheiden ist ihr Mahl: Brot, Milch, Topfen, Butter, das sogenannte „Läuterloch“ und höchst selten Fleisch, welches ihr nebst dem Brot vom Hause zugetragen wird. Bescheidener noch ist ihre Wohnung, die sie in der aus behauenen Stämmen gezimmerten, brettergedeckten Schwaig mit dem Viehe theilt; nur eine Dielenwand trennt den Stall vom Kämmerchen der Hirtin.

Auch manche Stunde des Kammers und der Angst verlebt die Schwaigerin auf luftiger Höhe, wenn ein Stück Vieh erkrankt, wenn Verderben drohende Gewitter sich entladen, wenn eine Kuh sich verfliegen hat. Aber „schön ist's auf der Alm, wenn's klare Tag hat und's Vieh gesund ist.“ Dann hört man gar oft der Schwaigerin munteres Vieh, das die Berge im Echo wiedergeben.

Zu St. Michael (29. September) endet die Almzeit. Trotz der Mühe und Sorge, die sie gehabt, scheidet die Schwaigerin nicht ohne Wehmuth; mit Blumen bekränzt sie die Hörner der Kühe zum Zeichen, daß oben alles glücklich von staten gieng. Mit Freuden werden Hirtin und Herde



Holznecht, an die Arbeit gehend.

brunten im Thale empfangen, und eine Wirtsstube vereint dann nach dem Heimtriebe die Almhirten und Schwoagerinnen zu lustigem Tanze.

Finden wir bauerliche und gewerbsthätige Bevölkerung überall in Niederösterreich, auf den hohen Alpenwiesen im Süden des Landes zur Sommerszeit auch überall die „Schwaigerinnen“ wieder, so nimmt dagegen der Holzknecht im Ötztalgebirge eine vereinzelte Stellung ein und ist anderswo im Lande unter der Enns, außer im Naßthal, fast gar nicht zu treffen.

Wo das Gebiet des Bauern aufhört, fängt jenes des Holzknechtes an. Im Hochgebirge ist seine Heimat, dort, auf einer grünen Wiesenmatte, einem Bergquell nahe, steht seine Kutsche, eine niedrige, aus übereinander gelegten Baumstämmen gezimmerte, mit Brettern gedeckte Waldhütte. Mancher hat sich ein paar Joch Grundstücke erworben und mit Weib und Kindern auf dem Besitze angebaut. Gewöhnlich stehen mehrere Holzknechteuschen beisammen und bilden die Ansiedlung aller Knechte, die in einem Schlage arbeiten.

Das Jahr hindurch hat der Holzknecht sein Brot im gutsherrlichen Walde und verdient es sich mit der Art. Vom Forstamt wird ihm der Holzschlag zugewiesen; hier arbeitet er mit mehreren Genossen unter Leitung des *Passknechtes* (eine Genossenschaft von Arbeitern heißt *Pass*) und unter Aufsicht des Revierförsters. Mit Beginn der schönen Jahreszeit zieht er in den Schlag. Die Last, die er mit sich trägt, ist nicht gering: zwei Zugsägen, zwei Hacken, ein Mösel, die Scheiter zu klieben, zwei Sägescheiden, ein Bohrer, eine Klasterstange, ein Schleifstein und eine Eisenfeile. Dazu wird noch das Nöthige für den Lebensbedarf auf die „Krage“ geladen, die er auf dem Rücken trägt.

Seine Arbeit im Schlag ist nicht weniger als einformig. Zuerst kommt das Fällen der Stämme, dann das Zersägen derselben in „Brocken“ (so heißen die Stücke), dann das Spalten der Brocken in Scheiter, das „Aufzainen“ (Aufschichten) der Scheiter in Stöße, endlich das „Bringen“ und das Schwemmen des Holzes bis zum Rechen.

Um den Holzknecht in seiner Eigenthümlichkeit zu würdigen, muß man ihn arbeiten sehen. Seine Behendigkeit und Umsicht sind staunenswerth. Der Baum fällt ihm sicher auf die Stelle, die er beim Anlegen der Art vorbestimmt hat. Die Arbeit wird fast stets paarweise, von Zweien, in Angriff genommen. Zuerst hauen die Beiden eine tiefe Kerbe in den Stamm. Dann setzen sie auf der anderen Seite ihre Säge an und sägen, bis der Baum abgeschnitten umstürzt. Auf ebenem oder wenig abschüffigem Boden ist das keine schwere Anstrengung, wohl aber auf Vorsprüngen von Felswänden, von wo oft eine einzelne schlanke Lärche oder Fichte geholt werden soll. Da müssen die Holzknechte sich nicht selten schwere Steigeisen anlegen, damit sie am steilen Abhang während der Arbeit nicht stürzen, und sich wohl versehen, daß der umfallende Baum auf dem winzigen Felsenantritt keinen von ihnen in die Tiefe hinabstürzt.

Hat der Herbst den Bergen das bunte Laubkleid angelegt, so ist der erste Theil der Arbeit gethan; der Reihe nach stehen „Zaine“ (Stöße von geschichteten Scheitern) dort, wo früher der Wald war. Da kommt der Förster, die Zaine nachzumessen, berechnet den Nachlohn, den der Holznacht nunmehr abholen kann, und handelt mit ihm um das „Bringen“ ab.

Das Bringen geschieht während des Winters, für den der Holznacht sehr reichlichen Schnee erhofft. Letzterer gleicht die Unebenheiten der Hänge aus und läßt den Schlitten zu, das bequemste aller Beförderungsmittel.

Rechtzeitig setzt der Holznacht seine Handschlitten, Schneereise, Steigeisen in Bereitschaft, richtet sich Bahnen her, baut „Riesen“ und Schwemmwerke. Unter Riesen versteht man im Gebirge breite Prügelbahnen an einem Bergabhang, der mit langen Scheitern so gepflastert ist, daß das darauf geworfene Holz über sie hinabkollert. Hat der Schnee den gestörten Boden unter sich, so ist die Zeit zum „Bringen“ da. Da schnallt der Holznacht die Eisen oder Schneereise an die Füße und nimmt die Schlitten zur Hand. Die Scheiter werden aufgeladen, mit Stricken befestigt, und nun geht's auf der kürzesten Bahn und stellenweise mit reißender Schnelligkeit abwärts zur Riefe oder zur wassersammelnden Kause. Die schnelle Fahrt, der ein langsamer und mühsamer Rückgang folgt, wiederholt sich, bis alles Holz aus dem Schlage gebracht ist (s. S. 19).

Noch müssen wir einen Augenblick bei der Wirtschaft der Holznächte verweilen. Ist im Frühjahr der „Paß“ Arbeiter im Schlag angelangt, so geht man ans „Söllen machen“, d. h. man zimmert aus rohen Baumstämmen die Nothwohnung, Schlafgemach und Vorhaus, wobei letzteres zugleich als Küche benützt wird. Im Geschäft des Kochens wechselt einer mit dem anderen ab; zu Mittag kommen für den ganzen Paß die unvermeidlichen „Holznachtnoden“, morgens und abends „Schottsuppe“ (Rahm). Zur Mahlzeit legt sich jeder ein gutes Stück schwarzen Brotes bei und dann und wann thut er einen Schluck aus gemeinsamer Flasche, deren Inhalt wöchentlich im nächsten Wirtshaus erneuert wird.

Den Holznacht erkennt man an der grünen oder grün verbräunten grauen Vodenjoppe, dem grünen, mit Gemäsbart und Schildhahnsebern gezierten Hut, dem schlanken, festen Körperbau, dem freien, oft leden Blick und dem zierlich geschnittenen Stutzbärtchen. Sein Einkommen ist schmal; mit Roth und Mühe erhält er seine Familie, und etwas zu erübrigen vermag er nicht. Aber dennoch verkümmert er nicht. Es ist einleuchtend, daß Menschen, welche fast das ganze Jahr über in freier Luft, bei schwerer Arbeit, unter stets drohenden Gefahren leben, gesund und muthig werden müssen. Und es ist in der That ein verbes, wackeres Geschlecht; der Schneiß ihres mühseligen Daseins hat am echten Menschen nichts verdorben.

IX. Eine Donaufahrt durch Niederösterreich.

(Allgemeiner Charakter des Donauthales. — Strubel und Wirbel. — Ybbs, Maria Taferl, Pöchlarn, Melk. — Die Wachau. — Aggstein und die Kuenringer. — Die Teufelsmauer. — Dürnstein. — Leopold der Tugendhafte und Richard Löwenherz. — Stein, Mautern und Krems. — Stift Göttweig. — Tulln. — Wien. — Die Lobau. — Das alte Carnuntum. — Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg.)

Das Stück der Donau, das man von der Ennsmündung bis Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Theil des ganzen großen Flusses; denn es haben sich hier Natur und menschliche Cultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen 2770 Kilometer weiten Strecke des Flusslaufes. Stromengen und Bedenbildungen, welche die Donau bald in ein einziges Bette zwingen, bald sie in vielfache Wasseradern zersplittern, verleihen dem Strome eine wechselvolle Scenerie. Jetzt wälzt er sein Wasser durch eine lange, oft düstere, nur stellenweise lichtere Waldschlucht; dann treten die Berghöhen wieder zurück, und zwischen flacheren Ufern beginnt eine reiche Arm- und Inselbildung, nicht ärmer an malerischem Reiz als jene.

An vielen Stellen heben sich aus dem Flusse Sandbänke so hoch, dass sie aus dem Wasser hervorragen. Häufig hat sich auf ihnen ein dichter Pflanzentwuchs entwickelt und dann führen sie den Namen „Auen.“ Haine auf diesen von Eichen, Erlen und Ahornen wechseln hier mit bläulichgrünem Weidengebüsch oder kleinen Grasflächen. In früheren Zeiten waren sie die Aufenthaltorte zahlreichen Wildes, die Wohnstätten von Vögeln; heute gewähren sie nur mehr verschiedenem Wassergeflügel eine mehr oder weniger sichere Zuflucht. Bieten diese grünen Inseln inmitten des Stromwassers, auf dem das Schiff rasch thalwärts gleitet, bald höchst anmuthige, bald wieder wildromantische Bilder, so erhöhen Dörfer und Schlösser in buntem Wechsel mit kleineren Städten oder stolzen Klosterbauten die landschaftlichen Schönheiten der Donaugelände innerhalb Niederösterreichs.

In zahlreiche, von großen und kleinen Inseln untereinander getrennte Arme gespalten, tritt die Donau an der Ennsmündung aus Oberösterreich zunächst mit dem rechten Ufer in unser Heimatland. Hier erregt schon das am jenseitigen Gestade gelegene Mauthausen, in dessen Nähe die Granitwürfel für das Wiener Straßenpflaster gebrochen werden, unser Interesse. Dies Gemälde ist den Rheinbildern ähnlich. Der Ort ist uralte, liegt dicht am Ufer des Flusses, das verfallene, thurmähnliche Pragsstein in der Nähe, das in den Strom hineinragt. Sonst lässt sich hier im ganzen wenig erblicken, denn die Enns strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches sie sich selbst geschaffen hat, in die Donau ein. Die grüne Farbe behält das Wasser noch auf weiter Strecke hin, nachdem sie sich in die Donau ergossen. Bald verflacht sich nun auch das linke Ufer, und die Fahrt

bietet bis Wallsee nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Hier beginnen aber wieder Landschaften von anziehender Schönheit das Auge des Reisenden zu fesseln. Zunächst sind es Markt und Schloß Wallsee, die den Blick auf das rechte Ufer lenken. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau wie in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich das stattliche, von einem hohen Thurm überragte Schloß, einst Eigenthum des Feldmarschalls Daun. Auf der andern Seite sieht es sich von schönen, üppigen Gefilden umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunklen Waldungen umschattet. Die anderen herrlichen Ansichten, die sich von Wallsee aus entfalten, müssen jeden zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißen. Ruinen und Schlösser, Klöster und einsame Kapellen, friedliche Dörfer, kleine Städte, ferne Berge, nahe Thürme, dunkle Schluchten, offene Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, das Alles ist in wirkungsvollem Wechsel durcheinander gemischt.

Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielgewundene Lauf des Stromes herbei; hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege. Zuweilen zieht er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie eine große Chaussee und stellt in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Zuweilen ist er wie in Stücke zerhackt, Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in eine solche abgeschlossene Wassermasse hinein; es scheint, als reihe eine Kette von Seen sich aneinander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. Und welche geschichtlichen Erinnerungen tauchen hier in uns auf! Da liegt der Nibelungenhort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen; die Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Karl der Große bringt siegreich herab und kehrt triumphierend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der Römer in zahllosen Scharen, und die italischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. — Dann wieder ziehen deutsche Webauer, Franken, Baiern und Schwaben, siegend den Fluß herunter. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, und durch die Donauschluchten bringend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Flut über die entferntesten Völker. Doch zwischen alledem welch neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge! Hunderttausend und aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um das Grab des Erlösers mit Thränen und Blut zu nezen.

Bei Ardagger wendet die Donau sich plötzlich nordwärts. Das Flussbett wird enge, zu beiden Ufern treten hohe Waldberge an den Stromlauf heran; wir nähern uns dem altberühmten Strudel, der merkwürdigsten

Partie des Stromes auf der Strecke zwischen Linz und Wien. Bevor jedoch die Donau in den düstern, von schwarzen Wäldungen beschatteten Schlund eingeht, werden noch kurz vorher Schönes und Liebliches zu einem höchst romantischen Landschaftsbild zusammengebrängt. Freundlich grüßend spiegelt der Strom die Bilder des hübschen Städtchens Grein und des ansehnlichen Schlosses Greinburg zurück, bis er endlich, melancholisch von den Fichtenwäldungen gefärbt, in die eigentliche Enge eintritt.

Der bis jetzt noch breite und majestätische Strom, plötzlich aus seinem südnördlich gewendeten Laufe nach Osten umgeworfen und bald nachher auf den zehnten Theil seiner früheren Breite zusammengebrängt, beginnt nun zwischen und auf kolossalen Granitklippen sich zu drehen und zu schwingen und wallend zu bewegen. Das ist der Greiner Schwall. Eine halbe Stunde unter Grein folgt der Strudel (s. S. 9.) Zwischen schauerlichen Felsen liegt wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels die Insel Wörth, auf deren Nordseite ein Felsblock die Trümmer der Burg Werfenstein trägt. An derselben Seite stürzt die Hauptwassermasse des Stromes im starken Falle brausend hinab; schon in weiter Entfernung hört man dieses Getöse als ein dumpfes Rauschen.

Die beim Strudel zusammengepressten Gewässer wurden vormal's in ihrer Hauptmasse auf einen mitten im Strome gelegenen hohen Felsblock, den „Hausstein“, der die Trümmer eines uralten Thurmes trug, angeworfen und bildeten zurückprallend in dem hier tief ausgehöhlten Granitkessel des Donaubettes den sogenannten Wirbel, der früher wegen der wirbelnden Bewegung des Wassers wie der Strudel den Schiffen sehr gefährlich war, jetzt aber in Folge von Sprengungen nur eine starke Stromschnelle ist, über die das Fahrzeug rasch dahin schießt. In wenigen Minuten ist die Strecke durch Strudel und Wirbel gefahrlos zurückgelegt, die einstens nur mit banger Besorgnis passiert wurde. Kein großer Fluß unseres Vaterlandes, ja Mitteleuropas hat wohl eine ähnliche Scenerie aufzuweisen, wie sie die Donau am Strudel und Wirbel darbietet.

Um den Strudel leichter passierbar zu machen, sprengte man bereits im 16. Jahrhundert durch den Granitstock des Haussteins rechter Hand einen Canal, den sogenannten Quegcanal, der aber nur bei höherem Wasserstande von den aufwärts fahrenden Schiffen benützt werden konnte. Während die Kreisbewegung des Wassers im Wirbel bei Hochwasser besonders gefahrbrohend war, wurde der Strudel bei mittlerem und niederem Wasserstand den Schiffen verderblich, weshalb man mit Recht diese beiden Stromstellen die Scylla und Charybdis der Donau genannt hat; denn eine Gefahr war für den Schiffer immer zu bestehen.

So blieb's bis vor hundert Jahren. Trotz aller strompolizeilichen Anordnungen ereigneten sich stets Unglücksfälle und alljährlich forderte der Strudel seine Opfer. Erst in dem an Unfällen besonders reichen Jahre

1777 entschloß sich die große Kaiserin Maria Theresia, Abhilfe zu treffen. Eine eigene Commission wurde eingesetzt, die sich dahin einigte, daß die gefährlichsten Felsen aus dem Wege geräumt und der Seitenausfall des Wassers abgewendet oder vermindert werden sollte. Noch in demselben Jahre begann man mit den Sprengungen, welche bis 1792 fortgesetzt wurden, ohne daß man die als nothwendig erkannte Aufgabe, einen Fahr- canal von 30 Meter Breite und 1·9 Meter Tiefe unter Nullwasser herzustellen, erreicht hätte. Die Kriegsunruhen der napoleonischen Zeit unter-



Maria Theresia.

brachen dieses Friedenswerk, und erst im Jahre 1824 wurden die Arbeiten am Strudel wieder aufgenommen, welche nun bis 1849 dauerten. Endlich wandte man sich der Correction des Strudels und Wirbels neuerdings im Jahre 1854 zu und brachte nach großartigen Sprengungen, welche über 28.000 Kubikmeter Felsenmassen aus dem Strombette schafften, dieselbe im Jahre 1862 vorläufig zum Abschlusse. Aber die Aus Sprengung des neuen Canals ist erst auf etwa drei Fünftel der ganzen Sprengarbeit gediehen; die Felssohle desselben, welche ursprünglich auf 1·9 Meter Tiefe geplant war, liegt heute höchstens 1·5 Meter unter Null. So sind allerdings die

früheren Schwierigkeiten und Gefahren für die Thalfahrt bereits merklich vermindert, aber noch nicht gänzlich beseitigt.

Gegenwärtig stehen der Schifffahrt im Strudel drei Wasserstraßen zu Gebote: der „Hößgang“, das „Waldwasser“ und der „Strudelcanal“. Während der Hößgang nur bei hohem Wasserstande befahren werden kann, tritt das Waldwasser bei niedrigerer Wasserhöhe in Benützung; beim niedrigsten Stande ist nur der Strudelcanal passierbar.

Da zwar die Thalfahrt immer anstandslos von statten geht, die Bergfahrt jedoch selbst heute noch häufig mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, sah sich die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft veranlaßt, einen Strudelbojen zu bestellen, dem eils Gehilfen, sogenannte „Kranzler“, beigegeben sind. Ferner stehen in dem unterhalb des Strudels gelegenen Orte St. Nikola stets Pferde und Ochsen in genügender Zahl bereit, um, wenn es nöthig ist, die Schiffe über das Hindernis an Tauen hinaufzuziehen. Der Lotse bestimmt auf seine Gefahr und Verantwortung die einzuschlagende Route entweder durch den Strudelcanal oder das Waldwasser und begleitet jeden solchen Schleppzug mit den eils Kranzlern zur Überwachung der Fahrt, um bei allfälliger Gefahr durch Hilfstau eine Katastrophe zu vermeiden. Eine solche Schleppfahrt erfordert nicht selten über 20 Pferde. Im Jahre 1871 benötigte die Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu diesen Schleppfahrten nicht weniger als 4718 Pferde, 1996 Ochsen und 5150 Mann, was einen Kostenaufwand von 20.154 fl. verursachte.

Ungleich günstiger für die Schifffahrt sind heute die Verhältnisse am Wirbel. Als im Jahre 1854 die bedeutsame Regulierung des Strudels in Angriff genommen wurde, sollte auch dem Wirbel seine Gefährlichkeit benommen werden. So beseitigte man durch Sprengungen die Felseninsel des Hausstein gänzlich und füllte mit dem gewonnenen Materiale die gefährliche Einbuchtung am linken Ufer, den sogenannten „Friedhof“, aus, so daß nicht allein jede Gefahr und Schwierigkeit für die Schifffahrt, sondern auch jede Spur der Wirbelbewegung nunmehr vollends verschwunden ist.

Unterhalb des Wirbels fließt nun der Strom beruhigt zwischen bewaldeten Bergen. Bald gleitet unser Boot an den malerisch gelegenen Märkten St. Nikola und Sarmingstein vorbei, worauf die Donau auch mit ihrem linken Ufer nach Niederösterreich übertritt. Der nun nach Süden, bald hierauf nach Südosten biegende Strom bespült links den Fuß eines Felsens, auf dem das kaiserliche Schloß Persenbeug thront. Droben am anderen Ufer fallen oberhalb der Stadt Ybbs (auch Yps) zwei Riesengebäude ins Auge, die Landesirrenanstalt und das palastartige Versorgungshaus der Commune Wien. Schon zur Römerzeit befand sich eine größere Station an der Mündung der Ybbs, die ad pontem Ises hieß. Auch unter den Wabenbergern war Ybbs von Bedeutung. Seinen Häusern merkt man

vielfach das Alter der Stadt an, doch haben wiederholt Feuersbrünste, darunter die letzte große im Jahre 1868, sein Aussehen verändert.

Die Donau wendet sich nun, durch Felsen auf dem rechten Ufer dazu genöthigt, aus der südöstlichen in die nördliche Richtung und beschreibt dadurch einen großen Bogen um die sogenannte Ybbser Scheibe, eine Fläche am linken Ufer. Dieser Bogen heißt im Munde der Schiffsleute „die böse Beuge“, wovon das Volk auch den Namen des Schlosses Persenbeug ableiten will. Haben wir die Ybbser Scheibe im Rücken, so erblicken wir über dem ansehnlichen Marktflecken Maibrach die auf hohem Bergesrüden thronende Wallfahrtskirche Maria Taferl, die alljährlich von 100.000



Ruine Aggstein.

frommen Pilgern besucht wird. In kurzer Frist eilt das Schiff an dem geschichtsberühmten Groß-Pöchlarn vorbei, das schon zur Römerzeit bestand und der Sage nach der Wohnsitz Nibingers von Bechlamen war, des im Nibelungenliede gefeierten Helden, des „vielgetreuen Degen“.

Nachdem das Flußthal sich erweitert hat, bietet sich dem Blicke des Reisenden die malerische, zinnengekrönte Burg Weitenegg mit zwei hohen Thürmen dar. Ihr fast gegenüber, nur eine kurze Strecke stromabwärts, gewahrt man den prächtigen Bau der Abtei Melk, dessen lange fensterreiche Fronten auf einem Granitrücken thronen, der mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügel's zieht sich ein Fluß heran — oberhalb die Melk, unterhalb die Pielach — und schüttet sein Wasser in die Donau, und ihre Thäler legen sich wiesen- und äckerreich der sie beherrschenden Abtei zu Füßen.

Unterhalb Melk strömt die Donau viele Kilometer lang durch ein einfaches enges Thal, welches schon zu Karl's des Großen Zeiten die Wachau geheissen haben soll und reich an Sagen wie an Naturschönheiten ist. Hochaufgethürmte Granit- und Gneissmassen umsäumen mit ihren dicht bewaldeten Abhängen den rauschenden Strom, welcher ungetheilt und insellos ohne viele Krümmungen durch den Riß dahineilt.

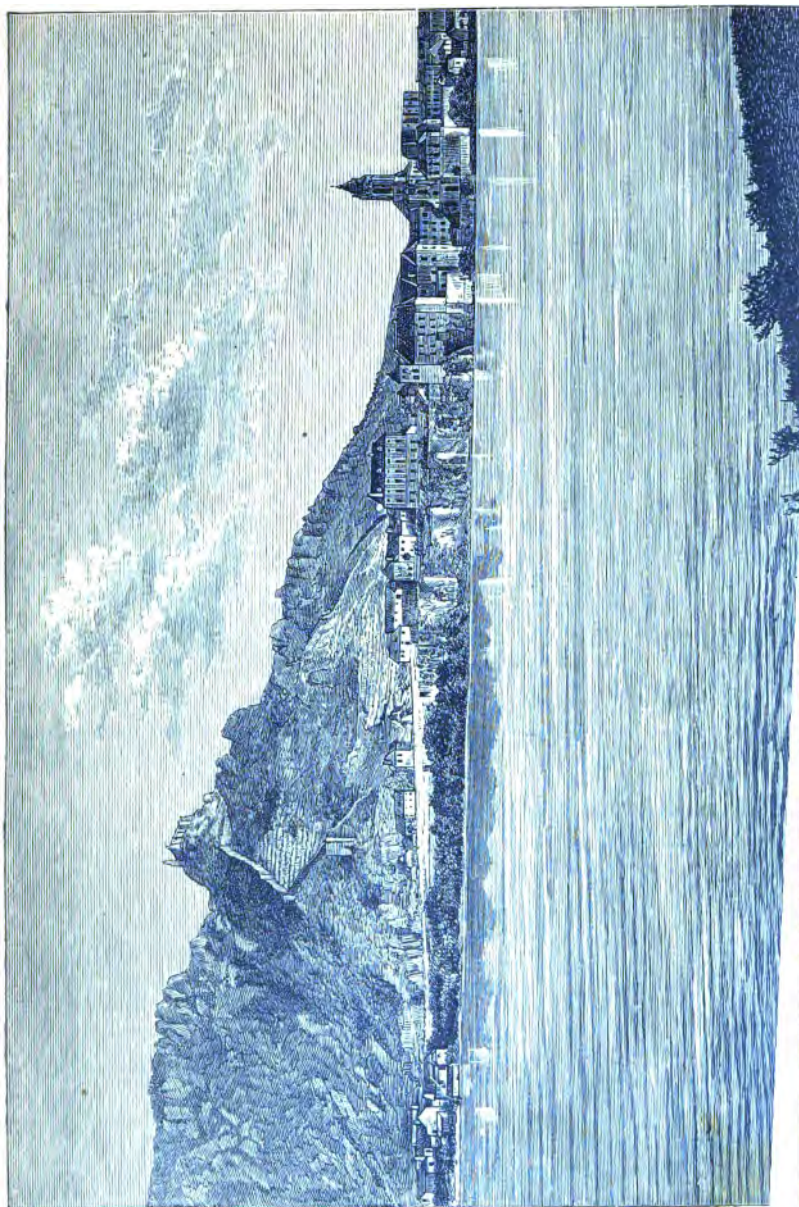
Bei Aggsbach und Aggstein kann man den oberen Eingang des Passes annehmen, der bei Dürnstein und Krems sein Ende nimmt, und die Burgen Aggstein und Dürnstein gewissermaßen als seine Thor- und Grenzwächter betrachten.

Unterhalb Melk bleibt die Donau eine Strecke lang noch gespalten und umschließt mit ihren silberglänzenden Armen zahlreiche kleine Inseln. Bald taucht linker Hand aus der buntfarbigen Au das alte Emmerdorf auf, mit den Ruinen eines von den Greinern zerstörten Raubnestes. Dann erheben sich zur Rechten auf hübschen Felsenvorsprüngen das Schloß und das Kloster Schönbüchel.

Schon bei Emmerdorf schwingt der Strom nach Nordost um, unterhalb Schönbüchel wendet er sich fast nordwärts und eröffnet nun dem Auge einen Strompaß, der zu seinen erhabensten Partien zählt: die Wachau. Rasch fliegt unser Boot über den glitzernden Spiegel des einsamen Stromes; nur sein Rauschen an den nahen Felsen unterbricht melodisch die feierliche Stille. Die ganze Scenerie athmet tiefe Poesie. Darum hat auch die Sage die poetischste Gestalt des Donausagentreises hieher versetzt. In dieser Gegend haust das Donauweibchen, welches nach echter Nixenart sich nach dem Umgange mit den warmblütigen Kindern unserer Welt sehnt und sich in den Reigen der Fischer drängt, oder inmitten der frohen Gespielinnen von neugierigen Spähern belauscht wird, wenn sie wie Wellenschaum und Blumen duft in Luna's Elfenlicht dahin schweben.

In das Bett des beengten Stromes schieben sich coulissenartig die Uferberge, es scheinbar sperrend, und vorne auf stattlichem Felsgipfel erhebt sich weithin dräuernd die einst gefürchtete Burg Aggstein. Am Fuße dieses Felsens dehnt sich der Ort Klein-Aggsbach aus, gegenüber auf dem linken Ufer Groß-Aggsbach.

Der Felsen, auf dem Aggstein liegt, ist zweiköpfig, und beide Köpfe, sowie der zwischen ihnen liegende Einschnitt, sind von den Ruinen und dem mächtigen Gemäuer des Schlosses bedeckt. Die Hauptgebäude thronen auf dem der Donau zugekehrten Gipfel. Zahllose kleine Fußsteige, Felsen- und Trümmerpfade und Thorwege führen zu den verschiedenen Abtheilungen dieses merkwürdigen Abtnerstes. Zu den höheren Partien muß man auf langen Leitern hinaufsteigen, die zum Theil über Klüfte und Abgründe weg liegen und die ein neuer Besitzer zum Frommen der Besucher errichten ließ.



Im 12. und 13. Jahrhunderte war Aggstein sowie Dürnstein dem gewaltigen Geschlechte der Kuenringer zu eigen. Von diesen sind namentlich die Brüder Heinrich und Hadmar bekannt geworden, die treuesten Stützen Leopold's des Glorreichen, die wildesten Feinde seines Sohnes Friedrich des Streitbaren, des letzten Babenbergers. Durch Macht und Reichthum zu Willkür und Übermuth verleitet, empörten sie sich gegen den jungen Herzog, verbanden sich mit auswärtigen Feinden und wurden plündernd, raubend und mordend der Schrecken der ganzen Gegend. Als es endlich Friedrich II. nach Jahresfrist gelungen, ihren Trotz zu bändigen, übte der Herzog Gnade und ließ die „Hunde von Kuenring“, wie sich die Brüder selbst nannten, im Besitze ihrer Güter und Würden, indem er sie mit den Worten entließ: „Ihr wart böse wie Hunde sind, seid nun auch treu wie diese!“ Das Geschlecht der Kuenringer starb erst im 16. Jahrhundert aus; doch waren damals ihre Burgen Aggstein und Dürnstein längst anderen zu theil geworden.

Der Schauplatz der entsetzlichsten Gräueltthaten war die Feste Aggstein im 13. Jahrhundert, da sie als Vasall der Kuenringer der Ritter Schreckenstein inne hatte. Ihm war es nicht genug, die Armen zu plündern, die ihr Weg zu Land oder auf der Donau in Aggsteins Nähe gebracht. Im höchsten Theile der Burg gelangt man durch ein Loch in der Mauer auf einen schmalen Felsenabhang, kaum einem Einzelnen zur engen Schlafstätte genügend, von der Gestalt eines Söllers, über den unendlichen Abgrund herabhängend. Auf diesen Fleck in schwindelnder Höhe, mit der beherrschenden Aussicht auf die lieblichste Gegend, stieß der Schreckenstein seine Gefangenen hinaus zur entsetzlichen Wahl, den langsamen Hungertod auf dem starren, kalten Felsen, welchen er zum Hohne sein „Rosengärtlein“ nannte, zu erwarten, oder ihm zuvorzukommen durch einen freiwilligen Sprung in die unabsehbare Tiefe.

Setzen wir unsere Donaufahrt weiter fort, so gelangen wir bald an Willendorf vorbei, am Fuße des Jauerlings, dessen Spitze jedoch vom Strome aus nicht sichtbar ist, später an St. Johann und Schwallenbach. Alle diese Orte besitzen schöne gothische Kirchen, aus den Zeiten der Babenberger stammend, und geben Zeugnis für den lebhaften Verkehr auf unserer Donau im Mittelalter, welcher sich erst in diesem Jahrhunderte zur alten Bedeutung hob. Jetzt zeigt sich am linken Ufer ein mauerähnlich aufsteigender Felsen, die Teufelsmauer, welche einst der leibhaftige Gottscheibeiuns aufgebaut haben soll, um die Donau abzdämmen; Hahnenruf und Morgenröthe hinderten ihn an der Vollendung seines Werkes. Die Teufelsmauer zwingt die Donau zu einer Biegung nach Nordost, worauf der freundliche Markt Spitz sichtbar wird, um den berühmten Tausend-Eimerberg herum gebaut, vor dem die malerische Ruine Hinterhaus trugig ins Land blickt. Von der Lage dieses Weinbergs sagt das Volk: in Spitz wachse

der Wein auf dem Marktplatz; doch ist er von jener Sorte, zu dem drei gehören, ihn zu trinken; auch hätte man sich wohl, einen Tropfen auf den Stiefel fallen zu lassen. Am rechten Ufer folgt nun Schloß Arnsdorf mit den Dörfern Ober-, Mittel- und Unter-Arnsdorf und links St. Michael mit seiner schönen gothischen, noch durch Wall, Graben und Thürme vertheidigten Kirche, mit den berühmten sieben thönernen Hasen auf dem Dachfirste, von denen die Sage geht, einst habe der Schnee so tief gelegen, daß die Hasen über die Kirche weggelaufen wären. Die Katakombe der Kirche ist gefüllt mit den Gebeinen der im Jahre 1805 hier gefallenen Franzosen.

Auf St. Michael folgt Wessendorf und diesem der pittoresk gelegene Markt Weissenkirchen, welcher 1645 von den Schweden und 1805 von den Franzosen viel zu leiden hatte. Nun wendet sich der breiter werdende Strom in starker Krümmung nach Osten und Süden, reichen Wechsel der Scenerie bietend, da auch wieder Inseln im Bette liegen; und nun zeigt sich endlich am linken Ufer der Burgfels von Dürnstein, welcher in stolzer Würde zu den Wolken emporragt. Das Bild ist einzig und bezaubernd!

Zur Linken ein waldbedürfter Graben, überhöht von einem steil aufsteigenden Waldberg. Aus dem tiefen unbestimmten Dunkel dieser Waldschlucht erhebt sich schroff und kühn der Dürnstein, wie aus Tausenden



Stift Göttweig.

von Obelisken zusammenge kittet, gipfelnd in die nicht mehr großartigen, aber malerischen Ruinen der alten Feste, welche zur Rechten und zur Linken je eine mit Thürmen besetzte Binnenmauer zur Stadt herabsendet, als wollte sie diese umarmen. Die Stadt selbst — eine der kleinsten in Österreich — ist wohl bewehrt mit Mauern und Thürmen, und das neue Schloß wie die beiden Kirchen sind stattliche Gebäude und wahre Zierden der Stadt.

Über die Zeit der Erbauung Dürnsteins oder Thurnsteins sowie seine Begründer wissen wir nichts. Die Feste erscheint im 12. Jahrhundert im Besitze Hadmar's von Kuenring, dem auch die Wachau sammt Aggstein zu eigen war. Seine Besitzungen reichten von der Donau bis gegen Böhmen und das Marchfeld hinab. Unter den Kuenringern theilte die Burg Dürnstein alle Geschicke mit Aggstein, gewann aber vor diesem in der Geschichte eine höhere Bedeutung dadurch, daß sie zum Gefängnisse für den König Richard Löwenherz von England ausersehen wurde, welchen der österreichische Herzog Leopold der Tugendhafte am 20. December 1192 zu Erdberg bei Wien hatte festnehmen lassen und Hadmar zur Verwahrung auf Dürnstein übergab. Der Geschichtskundige erinnert sich der Ursache dieser Gefangennahme. Herzog Leopold hatte sich zugleich mit Richard Löwenherz am dritten Kreuzzuge betheiligt. Vor Acon wetten sie beide in Heldenmuth und Tapferkeit. An der Spitze der Seinen kämpfte wie ein Leu Herzog Leopold, und endlich stand er auf den Zinnen der eroberten Stadt, Österreichs Banner aufpflanzend. Blutüberströmt soll sein lichter Waffenrock gewesen sein, und als er aufathmend den Gürtel löste, da zog sich um des Leibes Mitte ein weißer Streifen, und das war der Sage nach der Anlaß zu Österreichs Wappenschild: ein weißer Querbalken im rothen Felde. Aber König Richard wollte die Ehre des Tages mit keinem theilen; er gebot die österreichische Fahne von der Linde zu reißen und in den Staub zu treten. Unmuthvollen Herzens kehrte der Herzog bald heim; als dann später Richard Löwenherz auf der Rückreise nach England seinen Weg durch Österreich nahm, sah Leopold den Augenblick zur Rache gekommen und nahm den König gefangen. Auf Dürnstein ward nun Richard durch 15 Monate in ehrenhafter Haft gehalten, bis Herzog Leopold ihn an Kaiser Heinrich auslieferte. Bekannt ist die rührende Sage von dem Sänger Blondel, welcher auszog, seinen Gebieter zu suchen und ihn schließlich auf Dürnstein fand.

Hadmar von Kuenring endigte sein Leben im Jahre 1217 auf einer Kreuzfahrt nach Palästina und Aegypten, wohin er Herzog Leopold den Glorreichen begleitete. Der beiden Söhne dieses Kuenringers, Heinrich's und Hadmar's, der „Hunde von Kuenring“, geschah bereits Erwähnung. Nach der Gefangennahme Hadmar's wurde das ihm gehörige Dürnstein gleichzeitig mit Aggstein von dem streitbaren Friedrich belagert und ge-

nommen, aber nicht zerstört, wie viele Chronisten behaupten. Nur der stärkste Thurm ward durch Friedrich's Wurfmaschine zertrümmert.

Noch mehr als ein Jahrhundert blieb Dürnstein im Besitze der Ruenringe, worauf es dann oftmals die Besitzer wechselte. Im März 1645 nahmen die Schweden die Burg und schleiften sie bei ihrem Abzuge. Aus dieser Zerstörung erhob sie sich nicht wieder. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts befand sich die Feste in nicht viel besserem Zustande als heute. Im Jahre 1683 empfing zu Dürnstein, doch schon im neuen Schlosse, Kaiser Leopold I. die frohe Nachricht von Wiens glücklichem Entsatze von Kara Mustafa's Belagerung und brach von dort aus auf zu seinem feierlichen Einzuge in Wien.



Tulln.

Im österreichischen Erbfolgekrieg 1741 mußten sich die Dürnsteiner durch eine ebenso gelungene, wie komische List einer Invasion zu entziehen. Sie steckten geschwärzte Brunnenröhren in die Schießgarten und trommelten hinter den Mauern darauf los, als gelte es Jericho zu erobern. Die Belagerer hielten den Platz für stark armiert und vertheidigt und zogen ab. Etliche Jahrzehnte später wurde aber hier blutig gekämpft; am 13. November 1805 wurden in der Nähe die Franzosen unter General Mortier von dem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Schmiedt und den Russen unter Kutusow über die Donau geworfen, wobei Schmiedt den Heldentod fand.

Lange noch bleiben die stolzen Trümmer Dürnsteins dem Stromabwärts Steuernden sichtbar; und unser Auge sucht an ihnen zu haften so lange, bis sie in dämmeriger Ferne verschwinden.

Doch bald entfaltet sich ein neues, das letzte schöne Bild auf der Donaufahrt vor Wien. Zur Rechten und Linken des Stromes liegen die kleinen, freundlichen Städte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede besungene Orte. Von Stein nach Mautern zieht eine seit 1463 bestehende Holzbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her der erste Brückenweg. Stein und Krems erscheinen wie ein einziger lang sich hinstreckender Ort. Rechts im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen Donaustiftes Göttweig auf einem 449 m hohen Berge hervorragen. Das Ganze bietet ein reizendes Bild.

Göttweig ist eine im Jahre 1072 durch Bischof Altmann von Passau gegründete Benedictiner-Abtei. Das jetzige Stiftsgebäude, ein von Thürmen überragtes Biered bildend, ist 1719 aufgeführt, aber nicht vollendet. Die Lage des Stiftes ist herrlich, das Portal der Kirche, die große Stiege und der Kaiseraal sind prachtvoll. Die an seltenen Druckwerken und Handschriften reiche Bibliothek zählt etwa 60.000 Bände; bedeutend sind auch das physikalische Cabinet, die Sammlungen von Münzen, Alterthümern, Naturalien und Kupferstichen. Wegen seines Reichthums an Geld hieß vormals Göttweig im Volksmunde „zum klingenden Pfennig“.

Unterhalb Krems verslacht sich zuerst das linke, dann auch das rechte Ufer, und der in vielen Armen zwischen zahllosen Auen dahinfließende Strom durchmisst die weite Ebene des Tullnerbeckens. Oberhalb der Traisennmündung gewährt noch der Markt Hollenburg, hinter dem auf dem Kamm des Gebirges sich die einsame Wallfahrtskirche Wetterkreuz erhebt, einen hübschen Anblick. Nahe dem unteren Ende des fruchtbaren Tullnerbodens nimmt zwar nicht durch Schönheit, aber durch ihre historische Vergangenheit die alte Stadt Tulln unser Interesse in Anspruch.

Tulln war zur Römerzeit unter dem Namen Comagenas Standort einer der drei Flotten, die von Carnuntum (Petronell) bis Dorch zur Bewachung des Stromes auf der Donau kreuzten. Auch das Nibelungenlied nennt Tulln, wo der festliche Empfang Kriemhildens durch König Etzel stattgefunden haben soll.

„Eine Stadt liegt an der Donau im Österreicher Land,
Die ist geheissen Tulne. Da ward ihr (Kriemhilden) erst bekannt
Manche fremde Sitte, die sie noch niemals sah;
Da empfiengen sie viele, denen noch Leid von ihr geschah.“

Auf der weiten Ebene des Tullnerfeldes vereinigte sich 1683 das deutsch-polnische Heer und zog über das Rahlengebirge nach Wien zum Entsatz von den Türken. Die Bewohner von Tulln, das noch vielfach seinen alterthümlichen Charakter bewahrt hat, beschäftigen sich zumeist mit der Landwirtschaft.

Erst unterhalb Tulln, in dessen Nähe die Franz-Josefs-Bahn auf prächtiger Brücke in Eisenconstruction die Donau überschreitet, wird die Umgebung des Flusses wieder anziehender, je mehr man sich dem Wienerwalde nähert. Auf hohem Felsen thront Schloß Greifenstein, von wo an die eben genannte Bahn dicht am rechten Donau-Ufer hinführt. In einem Bogen umzieht der Strom das Nordende des Wienerwaldes, dessen bewaldete Hänge einen angenehmen Blick gewähren; sein letzter Vorposten, der Rahlenberg, hat das Chorherrenstift Klosterneuburg zu Füßen, gegenüber liegt der Bisamberg. Indem wir uns nun Rußdorf nähern, gewahren wir schon in der Ferne den schlanken Stefansthurm, das Wahrzeichen Wiens, der über das Grün der walbigen Auen zum Himmel emporragt.



Petronell.

Ohne die Kaiserstadt zu berühren, fahren wir in das neue Bett der regulierten Donau ein und setzen unsere Reise weiter fort. Wenn wir auch von hier aus Wien selbst nicht sehen, so verräth schon die große Zahl der Brücken, die den Strom in rascher Aufeinanderfolge übersezen, die Nähe der gewaltigen Metropole.

Fast schnurgerade zieht das neue Bett in südöstlicher Richtung gegen Fischamend. Der Schwachatmündung gegenüber liegt die geschichtlich berühmte Lobau, die größte der walbigen Inseln dieses Stromtheiles. Hieher zogen sich die am 22. Mai 1809 bei Aspern und Esling geschlagenen Franzosen zurück. Hier hatte vom 1. bis 5. Juli desselben Jahres Napoleon sein Hauptquartier.

Reizende Landschaftsbilder bietet aber nun die Donaufahrt auf langer Strecke nicht. Bleibt auch noch rückwärts das Rahlengebirge und der Wienerwald bis zum Anninger sichtbar, so theilt sich doch bei der Nachbarschaft des Marchfeldes am linken Ufer der Strom in viele Arme und so fährt man streckenweise inmitten von Auen. Weder vereinzelte Gruppen von Schiffmühlen, noch die wenigen Kirchthürme von Kaiser-Ebersdorf, Mannswörth und Fischamend (der Römer Aequinoctium) am rechten und von Schönau am linken Ufer, welche zwischen den Auen hervorblicken, bringen genügend Abwechslung in die Gegend. Und wenn später die Schwelle des Ellenberwaldes mit sterilem Abbruche das rechte Ufer begleitet, so wird dasselbe doch keineswegs schön. Hier finden wir die Orte Elend, Proa-tisch-Haslau und Regelsbrunn.

Indem bei dem letztgenannten Dorfe der Strom gegen Nordost umbiegt, nähern wir uns auf der Thalfahrt der bereits deutlich sichtbaren Hainburger Berggruppe, welche nach ihrer Formation als ein Vorposten der Karpaten auf dem rechten Donauufer zu betrachten ist. Durch seine Höhe fällt besonders der sanftgewölbte Hundsheimer- oder Hegenberg ins Auge. Hier befindet sich der eigentlichsste Römerboden in Niederösterreich, denn zwischen den heutigen Orten Petronell und Hainburg lag das alte Carnuntum, eine bedeutende Handelsstadt, welche Kaiser Vespasian mit Festungswerken umspannte und zum Hauptwaffenplatze der Römer in Oberpannonien machte. Carnunt war auch Stationsplatz einer Donauflotte; hier bestand ferner eine große ärarische Fabrik, aus der Schilde und andere Kriegsgeräthe hervorgingen, während die Privatindustrie sich mit der Erzeugung von Ackergeräthen und Handwerkzeugen befaßte. Zugleich wird Carnunt als Stapelplatz für den Bernsteinhandel genannt. Erst als Carnunt im 4. Jahrhundert zerstört worden war, wurde Vindobona (Wien) Hauptort des Landes, bis es gleichfalls das Los der Zerstörung traf.

Die Größe und Bedeutsamkeit Carnunts macht es erklärlich, daß man hier überall auf Spuren und Gedenkzeichen der Römerzeit stößt. Als die Stelle, wo die Civilstadt sich erhob, gilt das heutige Petronell, oberhalb Deutsch-Altenburg nimmt man die Mitte des Standlagers an, während die Befestigungen sich weit bis nach und unter Hainburg hinab ausgebehnt haben.

In Petronell, einem sehenswerten Marktflecken, erinnern die von Kaiser Karl dem Großen zu Ehren der heiligen Petronilla erbaute romanische Pfarrkirche sowie die vor dem Orte stehende Annacapelle an die Zeiten des Mittelalters, während im Rayon des schönen Schlosses sich hochinteressante Fundstücke aus den Römertagen erhalten haben. Das bedeutendste Römer-Monument in Niederösterreich bleibt jedoch das „Heidenthor“, welches sich etwa eine halbe Stunde südwestlich von Petronell in freiem Felde erhebt. Es ist der Rest eines viertthorigen Gebäudes un-

bekannten Zweckes, vielleicht eines riesigen Grabmals. Noch steht ein mächtiger Thorbogen, der auf zwei massiven Pfeilern ruht und einen ziemlich hohen Aufbau trägt. Zwei gewaltige Bruchstücke des letzteren, die herabgestürzt, liegen neben dem Bogen auf dem Felde. Hinter diesem Bogen wurde der Unterbau zweier weiterer Pfeiler, welche unzweifelhaft auch einen Bogen trugen, aufgedeckt.

Von Petronell setzt sich ein merkwürdiger Befestigungswall südwärts bis an den Neusiedlersee fort, der von Berndorf an der March, das ganze Marchfeld durchlaufend, bis hart ans linke Donauufer führt. Er soll 1683 von der kaiserlichen Armee gegen die Türken aufgeworfen worden sein.

Der nächste Ort flussabwärts ist Deutsch-Altenburg, dessen Häuser unter Bäumen versteckt aus einer Einsenkung des Terrains, in dem sich der größte Theil des Dorfes verbirgt, bis an das Donauufer hinreichend. Vor dem Orte wurden die Grundmauern des römischen Amphitheaters von Carnuntum in neuester Zeit entdeckt und durch Ausgrabung bloßgelegt. Altenburg besitzt Schwefelthermen, welche schon den Römern bekannt waren und gegenwärtig ziemlich besucht sind. Die Sammlungen von altrömischen Gegenständen des Vereines „Carnuntum“ und des Freiherrn von Ludwigstorff sind sehenswerth. Auf einem Hügel weithin sichtbar, steht außerhalb des Ortes die Kirche St. Peter und Paul, eines der schönsten Werke gothischer Baukunst im Lande. In der Nähe erhebt sich ein conischer Hügel, der „Hütelberg,“ von dem die Sage geht, daß ihn das Volk zum Andenken an die Vertreibung der Türken in Hüten zusammengetragen.

Bei Deutsch-Altenburg hat die Donaulandschaft bereits einen veränderten Charakter gewonnen, der ihr nun bis zur Landesgrenze bleibt. Rechts ist die schon erwähnte Hainburger Berggruppe mit ihren nicht unbedeutenden Höhen ganz an den Strom getreten, während vor uns die Karpaten mit stattlichen Waldbergen sichtbar geworden, welche jenseits der nahen Marchmündung mit dem steilen Thebener Fegel zur Donau abstürzen. Und nun zeigt sich uns auch das höchst malerisch gelegene Hainburg. Vom Donau-Ufer steigt die Stadt mit Mauern und Thürmen und großen Neubauten an, überragt von einem waldigen Berge, dessen Höhe von den Ruinen des alten Schlosses gekrönt ist; am Abhange des Berges erhebt sich das große neue Schloß, in welchem eine treffliche Militär-Bildungsanstalt untergebracht ist. Die stattlichsten Gebäude der Stadt gehören der großen kaiserlichen Tabakfabrik an, welche derzeit 2000 Arbeiter beschäftigt. Während eine römische Wasserleitung, welche noch jetzt die Stadt versorgt, an die Glanzzeit Carnunts gemahnt, repräsentieren die alten Mauern und Thürme mit interessanten Thoren — darunter das Wienerthor und das Ungerthor — und die Ruinen der Burg das Mittelalter. Im Nibelungenliede wird „Heimburch,“ wo Etzel und Kriemhild übernacht-

teten, „die alte“ genannt. Im Jahre 1252 feierte hier Přemysl Ottokar II. seine Vermählung mit Margaretha, der Schwester des letzten Babenbergers.

Unterhalb Hainburg wird zuerst und zwar von der Marchmündung an das linke Donau-Ufer ungarisch. Indem wir die Enge bei der Schlossruine Theben — die „Ungarische Pforte“ — passieren, empfangen wir das letzte, aber zugleich ein schönes Bild auf unserer Donaufahrt; eine Strecke weiter unten tritt auch das rechte Ufer nach dem Lande der Stefanskrone über.

X. Im Gebiete der March.

(Allgemeiner Charakter des Marchfeldes, des Berg- und Hügellandes. — Die östliche Linie der Österreichischen Staatsbahn. — Die Schlacht bei Aspern und Esling. — Rafael Donner. — Marchegg. — Großenbrunn. — Schlosshof. — Die Nordbahn. — Deutsch-Wagram. — Die Schlacht bei Zebenspeigen. — Franz Grillparzer. — Feldsberg. — Falkenstein. — Laa. — Die Haus- oder Leeberge. — Die nördliche Linie der Österreichischen Staatsbahn. — Staaz. — Mieselbach. — Die Leiserberge. — Der Ernstbrunner-Wald. — Pyrawarth.)

Jener Nordosttheil Niederösterreichs, der vom Manhartsberge ostwärts bis an die March sich erstreckt und im Süden von der Donau begrenzt wird, bildete vormalig das „Viertel unter dem Manhartsberg.“ Die westliche Hälfte dieses Gebietes ist mit Ausnahme des wenig ausgedehnten Tullner-Beckens, dessen Nordtheil hieher gehört, ein niedriges welliges Bergland, welches kleinere directe Zuflüsse der Donau durchfurchen. Die östliche Hälfte ist zwischen Ebene und niederem Bergland getheilt und wird von der March selbst, oder deren Zuflüssen bewässert. Diesem Marchgebiete unseres Heimatlandes wenden wir nun unsere Schritte zu.

Im Süden breitet sich das etwa 940 km² große Marchfeld aus, welches durch eine Linie vom Bisamberg über Bodfließ nach Stillsried an der March gegen das nördliche Hügelland begrenzt erscheint. Der Charakter des Marchfeldes ist der einer vollständigen Ebene. Aus der Fläche der Felder erhebt sich hier und da eine Gruppe von Häusern mit einer Kirche, allenfalls mit einem Schlosse, und die Bäume, welche hier nur bei den Dörfern vorkommen, machen die Ähnlichkeit der letzteren mit Inseln im Meere noch größer. Die Neigung der Ebene ist von Norden gegen Süden geringer, als von West nach Ost, was schon der Lauf der Marchzuflüsse zeigt. Durch eine um 15 bis 18 m höhere Bank, die von Nordwest hereinreicht und an die sich eine Reihe von Anschwellungen von 7 bis 9 m relativer Höhe gegen Marchegg hin anschließt, wird der Rußbach gezwungen ein Knie zu machen und der Weidenbach zur March gedrängt. Der

südliche Theil der Ebene ist angeschwemmtes Land, während der nördliche und höhere Theil aus Schotter und Conglomeraten¹⁾ besteht, was neben



Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern.

der dürftigen Bewässerung zur Folge hat, daß das Marchfeld an Ertrags-

¹⁾ Conglomerate bestehen aus Geröllsteinen, die durch ein Bindemittel mit einander verkittet sind.

Umlauf: Österreich unter der Enns.

fähigkeit anderen Culturebenen weit nachsteht und seinen Ruf als „Kornkammer Wiens“ längst nicht mehr behaupten kann. Das einstimmige Urtheil aller Landwirte geht dahin, daß dem Marchsfelde nur durch Wasser und Dünger geholfen werden kann, wenn das Ackerland vor den Thoren Wiens nicht vollends unproductiv werden soll. Deshalb trägt man sich nun schon seit mehreren Jahren mit dem Projecte, das Marchsfeld durch Canäle künstlich zu bewässern, und zu diesem Zwecke angestellte Versuche haben bereits die günstigsten Resultate geliefert.

Im östlichen Theile, nahe der March, ist der Boden streckenweise versumpft, da die Fluten der durch die Donauwellen aufgestauten March alljährlich ein ansehnliches Gebiet unter Wasser setzen, so daß sich dann ein weiter flacher See hier ausbreitet.

Entbehrt somit die Ebene des Marchfeldes der landschaftlichen Schönheit, so erweckt sie dagegen im hohen Grade historisches Interesse; denn sie ist eines der großen Schlachtfelder Europas und Oesterreichs. Hier haben die Römer mit den Markomannen und Quaden, Karl der Große und seine Franken mit den Avaren, die Oberdeutschen mit Magyaren und Mongolen, Přemysl Ottokar von Böhmen mit Bela von Ungarn und mit Rudolf von Habsburg, Napoleon mit Erzherzog Karl sich im Kampfe gemessen.

Auch außer der Ebene, im Norden derselben, bleibt der landschaftliche Charakter der Gegend ein sehr bescheidener. Nirgends steigt der Boden über die Stufen des Hügellandes oder des niedrigen Berglandes hinan und selbst seine größte Erhebung, der Buschberg in den Zeiserbergen, erreicht nur die geringe Höhe von 492 m. Dafür schwillt überall die Traube und reißt die Ähre in einer in den anderen Landesheilen kaum geahnten Größe und Güte. Und auch hier wird die Aufmerksamkeit des Geschichtskundigen in hohem Grade angeregt; denn wie im Marchsfelde, so finden sich auch hier an vielen Punkten deutliche Spuren umwallter Wohnsitze der alten germanischen Bevölkerung, bestehend in Erdwerken, die theils mit Benutzung natürlicher Erhebungen, theils ganz frei auf ebenem Boden errichtet wurden.

Drei Bahnlinien durchschneiden das nun im allgemeinen charakterisierte Gebiet. Die Wien-Budapester Route der Oesterreichischen Staatsbahnen führt in östlicher Richtung durch das Marchsfeld, bis Marchegg an der Landesgrenze; nordwärts geht die Wien-Prager Linie derselben Bahn bis Laa an der Nordgrenze auf dem Boden Niederösterreichs. Zwischen beiden zieht die Kaiser Ferdinands-Nordbahn in nordöstlicher, dann in nördlicher Richtung nach der Nordostecke unseres Heimatlandes.

Bei Stablaun im Osten Wiens überseht die Staatsbahn die regulierte Donau und wendet sich nach Osten, das Marchsfeld durchmessend. Bald erreichen wir bei den kleinen Dörfern Aspern und Essling das berühmte Schlachtfeld des Jahres 1809. Napoleon hatte die Oesterreicher aus Baiern über die Donau nach Böhmen zurückgedrängt und Wien am

12. Mai erobert. Inzwischen war Erzherzog Karl mit der Hauptarmee auf dem Marchfelde angelangt und erwartete eine Entscheidungsschlacht. Das Franzosenheer überschritt bei Kaiser-Ebersdorf auf Schiffbrücken den Donaustrom und nahm derart Stellung, daß Aspern und Eßling die beiden Hauptstützpunkte bildeten. Mittags den 21. Mai begann der blutige Kampf, einer der heißesten, deren die Geschichte der napoleonischen Kriegszeit



Der Löwe von Aspern.

gedenkt. Jede Handbreit Bodens vor Aspern mußten die Österreicher mit ihrem Blute bezahlen, aber mit unwiderstehlicher Zähigkeit drangen sie vorwärts, und die gewaltigen Reitermassen, welche Napoleon auf sie einstürmen ließ, zerstoßen, halb vernichtet, im furchtbaren Gewehrfeuer unseres Fußvolkes, das die zwölf Regimenter Cavallerie kaltblütig, mit der Festigkeit einer Mauer, empfing. Um 9 Uhr abends war Aspern unser. In Eßling hielten sich jedoch die Franzosen trotz der erbitterten Angriffe unserer

Truppen. So kam die Nacht, und ihr Dunkel hüllte Tobte, Verwundete und die streitbaren Krieger zweier Armeen ein, welche nur des Tagesanbruchs harreten, um wieder an die blutige Arbeit zu gehen.

Als am 22. Mai der frühe Morgen dämmerte, sahen die Österreicher die durch neue Truppenzuzüge verstärkte Armee Napoleons sich gegenüber. Der Feind will Aspern wieder gewinnen, gewaltig ist sein Angriff, schon scheint er im Vortheile, doch muß er endlich zurückweichen, unsere Krieger halten Aspern fest. Da will Napoleon durch Infanteriemassen und die tobbringenden Geschosse der 400 Feuerschlünde die Entscheidung herbeiführen. Es war ein gefährvoller Augenblick, denn während die Regimenter Stein, Rohan, Colloreto und d'Aspre den Stoß aushalten, geräth unter der Furchtbareit dieses Angriffes das Regiment Zach ins Wanken, und die Franzosen brechen vor. Aber nun erscheint Erzherzog Karl, er ergreift die Fahne des Regiments und führt ein Bataillon gegen den Feind. So stellen ihn die meisten Bilder der Schlacht bei Aspern dar, so läßt ihn auch die schöne Reiterstatue auf dem äußeren Burgplatze Wiens erscheinen. Der Gegenangriff gelingt und nöthigt die Franzosen zu weichen. Wohl hielt der Feind Eßling fest; dies ihm zu entreißen, gelang auch der todesverachtenden Tapferkeit der ungarischen Grenadiere nicht, von deren Bataillonen nur ein schwacher Trupp zurückkam. Aber Napoleon mußte den Tag verloren geben, er mußte die Schlacht abbrechen und an den Rückzug auf die Insel Lobau denken.

Die Kunde von dem Siege bei Aspern flog begeisternd durch die Lande Österreichs; manches tief empfundene Lied feierte die erste Niederlage des stolzen Corsen, und der Röhre von Aspern, das Erzdenkmal vor der Kirche des Ortes, mahnt noch heute an die tapferen Tobten, die den unüberwindlich scheinenden Zwingherrn Europas überwinden halfen.

„O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Österreich, dein höchster Herzensschlag!“

Eßling hat noch eine andere Bedeutung, als durch die große Schlacht, die hier geschlagen; denn daselbst wurde 1693 Georg Raphael Donner, einer der bedeutendsten Bildhauer des Landes, geboren. Sein Hauptwerk, den schönen Brunnen auf dem neuen Markte zu Wien, haben wir bereits bewundert (s. S. 49).

Noch weiter abseits von der Bahn als Aspern und Eßling liegt Groß-Enzersdorf, die einzige Stadt des Marchfeldes außer Marchegg. Sie ist im frühen Mittelalter entstanden und hat noch Reste der alten Stadtmauer mit Thorthürmen. Einzelne Theile der schönen Pfarrkirche dürften dem 12. Jahrhunderte entstammen. Nach Groß-Enzersdorf führt auch von Wien aus eine Dampfstramway. Näher wir uns der Donau, so erreichen wir Sachsengang und Ort mit älteren Schlössern, deren letzteres kaiserliche Familienbesitzung ist. Von den am linken Stromufer

gelegenen Ortschaften Eßartsau, Witzelsdorf und Stopfenreith ist nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Dasselbe gilt von den nach Groß-Enzersdorf folgenden Stationsorten Siebenbrunn=Leopoldsdorf und Schönfeld-Lasse, die alle von der Bahn ziemlich entfernt liegen. Hierauf gelangen wir zu der Stadt Marchegg am rechten Ufer der March, oberhalb der Mündung des Weidenbaches. Eine gothische Kirche, ein altes Schloß mit Capelle, Bibliothek und Theater und einem Thiergarten sind nennenswerth. Im Süden liegt das Dorf Großenbrunn, wo 1260 Přemysl Ottokar II. über König Bela IV. von Ungarn siegte.

Hier an der March erhält die Landschaft einigen Reiz durch die Nachbarschaft der kleinen Karpaten, deren Vorhöhen an das jenseitige Flußufer herantreten. Hier finden wir den Markt Hof an der March, der namhafte Pferdezuucht betreibt. In dem nachbarlichen Schloßhof steht ein kaiserliches Lustschloß mit weitläufigem Garten, welches einst dem berühmten Feldherrn Österreichs, dem Prinzen Eugen von Savoyen, gehörte. Er ließ dasselbe der schönen Aussicht wegen aus der alten herrschaftlichen Burg herstellen und verlebte hier seine Friedensmuße.

Der eben befahrenen Linie der Österreichischen Staatsbahn im Norden benachbart durchschneidet die Kaiser Ferdinands-Nordbahn das Marchfeld. Diese genießt den Ruhm, die älteste Eisenbahn Österreichs mit Dampfbetrieb zu sein, denn ihre Strecke Wien—Brünn wurde bereits im Jahre 1836 vollendet. Nachdem sie bei Floridsdorf die Donau überschritten, erreicht sie bald das Schlachtfeld von Deutsch-Wagram, wo Napoleon am 5. und 6. Juli 1809 über die Österreicher siegte und so die Früchte der Schlacht bei Aspern verloren giengen. Wie Wagram so liegt auch Markgraf-Neusiedel am Rußbache; hier steht noch einer jener uralten festen Quaderthürme, welche die Einwohner zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle ungarischer Horden erbaut haben sollen. Auch bei Gänserndorf, von wo ein Bahnflügel nach Marchegg abzweigt, erinnern Erdställe, die zur Zuflucht dienten, an jene unsicheren Zeiten. Wir übersehen nun den Weidenbach und erreichen bei Angern das Marchthal. Aber erst bei Stillsried tritt die Bahn hart an den Fluß. Zwischen diesem Dorfe



Franz Grillparzer.

und den weiter aufwärts folgenden Märkten Dürnkrut und Jedenspeigen dehnt sich wieder ein berühmtes Schlachtfeld aus. Hier war es, wo sich Rudolf von Habsburg und Premysl Ottokar II. von Böhmen am 26. August 1278 im Entscheidungskampfe maßen.

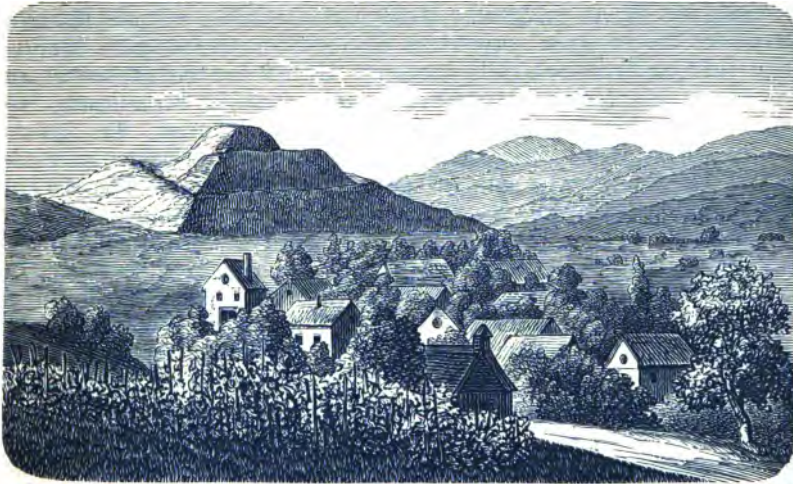
Die Heere standen in Schlachtordnung. „Jesus!“ war die Losung der Deutschen, „Prag!“ die der Böhmen. Einen schwäbischen Rittersmann reißt sein ungeduldiges Ross über die Stellungslinie hinaus, und die Schlacht entwidelt sich. Ein Hagel von Pfeilen schwirrt heran, Speere sausen, und bald haben im Handgemenge Speiß und Schwert, Streitaxt und Keule zu thun. Zweimal schwebt Rudolf in ernster Lebensgefahr, doch beidemal entgeht er ihr. Noch schwankt nach lange wogendem Kampfe die Entscheidung. Da läßt der Graf von Hochberg, der das Reichsbanner führt, den Ruf erschallen: „Sie fliehen!“ Das kluge Wort ermuntert die Seinen und bringt die Böhmen zum Wanken. Bald sieht Ottokar, wie sich die Schlachtordnung löst und die mit Rudolf verbündeten Ungarn den Vorstoß der deutschen Eisenmänner wirksam unterstützen. Noch hat er eine starke Nachhut, die Mährer unter Milota's von Dödic Führung, die sollen jetzt eingreifen und die Schlacht herstellen. Aber Milota — eingebend, wie es heißt, des gewaltigen Todes, den sein Bruder auf Ottokar's Befehl sterben mußte — vergißt seiner Kriegerpflicht und führt die ganze Mannschaft von hinnen. Da sieht der Böhmenkönig alles auf dem Spiele, und so stürmt er selbst mit dem Häuflein der Getreuen in den jetzt überlegenen Feind, um zu siegen oder ritterlich zu sterben. Aber keines von beiden wird ihm zu theil; zwei Verräther unter den Seinen reißen ihn mit einer Schlinge, die sie ihm um den Hals geworfen, vom Pferde, und bald liegt der König entkleidet da, mit vielen Wunden bedeckt, in Blut und Staub, schlimmer gebettet als der ärmste Kriegermann. So fand ihn der siegende Rudolf, dem wohl Thränen ins Auge traten beim Anblicke des todtten „goldenen“ Königs.

Eine ausführliche zeitgenössische Schilderung dieser blutigen Schlacht hat uns Ottokar's „steirische Heimchronik“ aufbewahrt. Das tragische Geschick des großen Böhmenkönigs hat aber auch Oesterreich's ersten dramatischen Dichter Franz Grillparzer (geb. 1791 zu Wien, gest. 1872 ebendasselbst) begeistert. In dem meisterhaften Trauerspiele „König Ottokar's Glück und Ende“ zeigt er uns den Helden auf dem Gipfelpunkte seiner Größe, seine Demüthigung vor Rudolf und seinen Untergang.

Die von der Nordbahn durchschnittenen Gegend bleibt bis zur Landesgrenze bei Lunenburg eintönig. An der Ostseite begleiten uns die Auen der March und Thaya, über die hin wir in zu großer Ferne den Zug der kleinen Karpaten gewahren, im Westen treten die wenig ansehnlichen Höhen des von den Marchzuflüssen durchfurchten Berg- und Hügelgeländes näher heran. So kommen wir an den Märkten Drößing und Hohenau, dann an dem Dorfe Rabensburg, das noch zur Schwedenzeit besetzt war, vorbei und

erreichen nach Überschreiten der Thaya die schon auf mährischem Boden gelegene Stadt Lundenburg.

War die bisher durcheilte Gegend nicht im Stande unser in anderen Landesstheilen verwöhntes Auge dauernd zu fesseln, so betreten wir dagegen im Westen Lundenburgs ein Gebiet, wo der Menscheng Geist an die Stelle der hier stiefmütterlichen Natur trat und diese meisternnd ein Landschaftsbild schuf, welches Kunst- und Naturwerk zugleich zu sein scheint. Wir meinen die fürstlich Liechtenstein'schen Parkanlagen, welche zwischen den Schlössern Eisgrub und Felsberg, von der mährisch-niederösterreichischen Grenze durchschnitten, sich ausdehnen und unter den großartigsten und herrlichsten



Der Felsberg bei Stronegg.

Parkanlagen Europas genannt werden müssen. Das berühmte Schloß Eisgrub steht auf mährischem Boden, Felsberg ist eine niederösterreichische Stadt von 3000 Einwohnern mit stattlicher Pfarrkirche und dem ältesten, seit 1605 bestehender Kloster der Barmherzigen in der Monarchie. Außerhalb der Stadt steht auf einer Anhöhe das aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammende prachtvolle Schloß, welches nicht weniger als 244 Gemächer zählt. Der ungemein schöne Schloßgarten und Park dehnt sich bis an Mährens Grenze aus und schließt sich dort an die herrlichen Anlagen von Eisgrub an, so daß diese mit jenem ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Zahlreiche Alleen durchschneiden den Felsberger Park, der viele Sehenswürdigkeiten einschließt. Nördlich von der Stadt erhebt sich das artige Lustschloßchen Belvedere. Auf der „Reißen“, einer freien Anhöhe, be-

herrscht das „Colonnaden-Gebäude“, eine auf 24 korinthischen Säulen ruhende Gallerie, in weiter Fernsicht ansehnliche Theile von Niederösterreich, Mähren und Ungarn, während sich tiefer im Walde das nach dem Muster eines römischen Triumphbogens gebaute „Denkmal der Diana“ oder „Menbezvous“ birgt. An noch geheimnißvollerer Stelle endlich erhebt sich die ungemein geschmackvoll ausgeführte Hubertus-Capelle, eigentlich ein reizender Altar altgothischen Stils, welchen das Steinbild des Schuttpatrons aller Jäger ziert. Im Norden Felsbergs liegen vier Teiche, durch welche die Grenze zwischen Mähren und Niederösterreich läuft, weshalb sie die Grenzteiche heißen. An einem derselben, dem großen Bischofswarter-Teiche, steht das originelle „Grenzmal“, das durch seine Mittellinie genau die Landesgrenze bezeichnet. Es ist ein prachtvolles Arkadengebäude, dessen mit drei Kuppeln überwölbte Altane einen entzückenden Überblick der weitgedehnten Wasserfläche bietet, während beiderseits schwebende Gärten und die an den Seiten vorspringen abfallenden Blumenrampen die natürlichste Vermittelung des stolzen Baues mit den umgebenden Gartenanlagen bilden. Der größte der Grenzteiche ist der Steinedammteich. Im Osten schließt sich an die Parkanlagen der Deimwald an, ein großer Thiergarten, von einer 19 km langen Mauer umschlossen, der sich südwärts bis gegen Reintal erstreckt.

Die „Reifen“ ist eine östliche Vorhöhe der im Westen von Felsberg gelegenen Falkensteiner Berggruppe, welche höhere Erhebung zu waldbedeckten Ruppen, das Emporragen einzelner Felsengipfel aus Kalkstein und verengte Thäler auszeichnen. Sie führt ihren Namen nach dem Markte Falkenstein, der einst Stadt gewesen sein soll und einen geschätzten Wein baut. Der Markt Neudorf am Westfuße der genannten Gruppe weist uns den Weg nach der Grenzstadt Laa, die in flacher, fruchtbarer Gegend am rechten Thaya-Ufer gelegen ist und von einem alten Schlosse beherrscht wird. Zum Theil noch von den alten Stadtmauern umgeben, hat sie zwar große Plätze und breite Straßen, aber wegen der vorherrschend ebenerdigen Häuser ein dorfarmiges Ansehen. Die Ebene um Laa ist ein blutgetränktes Schlachtfeld, wo die Badenberger mit den Böhmen und Mähren, Premysl Ottokar II. mit den Ungarn kämpften, während im dreißigjährigen Kriege die Stadt selbst unter den Einfällen des Mathias Thurn, der Mährer und Schweden zu leiden hatte.

Im Süden von Laa steigt das Terrain wieder zu einem Hüggellande an, dessen walbige Ruppen an Höhe der Falkensteiner Gruppe wenig nachstehen. Südwestlich von Laa finden wir dort den gewerbfleißigen Markt Stronsdorf und diesem benachbart das kleine Dorf Stronegg, welches wir nur besuchen, um ein uraltes Denkmal der Vorzeit zu besichtigen. Hinter dem Dorfe thront nämlich auf einer Hügelwelle der sogenannte „Hausberg“, der leicht als künstlich aufgeschüttet zu erkennen ist. Solche Erdwerke, welche der Volksmund Haus- oder Seeberge, die Wissenschaft Tumuli

(d. i. künstliche Hügel) nennt, finden sich an vielen Punkten des Kreises unter dem Manhartsberge. Sie sind entweder mit Benutzung natürlicher Erhebungen oder ganz frei auf ebenem Boden errichtet worden und sind theils Grabhügel, theils waren sie Umwallungen der Wohnsitze der alten heidnisch-germanischen Bevölkerung. Sie stammen wohl der Mehrzahl nach aus der letzten Zeit vor und den ersten drei Jahrhunderten nach Beginn unserer Zeitrechnung. Der Hausberg von Stronegg gehört mit denen von Geiselsberg und Ober-Gänserndorf zu den größten, terrassenförmig abgestuften. Es sind ihrer bereits in Niederösterreich über 60 entdeckt worden; einige finden sich auch im Süden der Donau, wie zu Deutsch-Altenburg, Gaimburg und Trautmannsdorf (s. S. 110).

Staaz liegt im Kreuzungspunkte der Lundenburg-Jellerndorfer Linie der Nordbahn mit der nördlichen, Wien und Prag verbindenden Hauptlinie der Österreichischen Staatsbahn. Letztere benützen wir nun, um den westlichen Theil des niederösterreichischen Marchgebietes kennen zu lernen. In südöstlicher Richtung erreicht die Bahn zunächst das am Fuße eines vollkommen isolierten, höchst auffälligen Kalkfegels gelegene Staaz; auf der Südseite des letzteren steht das neue Schloß, während die Höhe die Ruinen des alten Schlosses trägt. Nördlich von Staaz finden wir an dem zur Baga fließenden Poissbache die ansehnlichen Märkte Poissdorf und Böhmischkrut.

Die Bahnfahrt südwärts fortsetzend kommen wir nach der von Bergen begrenzten Stadt Mistelbach, welche mit ihren hübschen Häusern, der alten, hochgelegenen besetzten Kirche und der ebenfalls alten Barnabiten-Probstei einen sehr günstigen Eindruck macht. Der Name Mistelbachs wird schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts genannt. Im Westen erhebt sich die Gruppe der kegelförmigen Leiserberge, die, aus Kalk bestehend, ihre Umgebung inselartig überragen. Der Buschberg (492 m) in derselben ist der höchste Gipfel im Viertel unter dem Manhartsberge. An ihrem Südwestfuße liegt Ernsthbrunn, ein Markt mit einem interessanten Schlosse, das unter dem Fürsten Prosper Sinzenhof (gest. 1822) ein wahrer Mußensitz war. Im Parke, von dem man eine schöne Fernsicht nach Ungarn genießt, steht unter andern eine Kolossalbüste Kaiser Franz I. Eine Einsenkung trennt von den Leiserbergen den mehrfachen gekrümmten Rücken des Ernsthbrunner Waldes, der nach Süden mehrere wohlbebaute Ausläufer entsendet.

Von der die südliche Richtung weiter verfolgenden Bahn nach Osten abseits am Weidenbache gelegen ist der an Frequenz stets zunehmende Kurort Pyrawarth mit zwei eisenhaltigen Quellen, deren eine schon zu Leopold des Heiligen Zeit bekannt war, wogegen die andere erst 1852 entdeckt ward. Bei dem Markte Wolkersdorf verlassen wir das Hügelgelände und mit ihm die Weinzone; wir sind in die Ebene des Marchfeldes zurückgekehrt und erreichen, die Nordbahn kreuzend, endlich die Stadlauer-Brücke und zuletzt die Stadt Wien.

XI. Die Nordwestbahn und die Kaiser Franz-Josef-Bahn.

(Die Nordwestbahn in Niederösterreich. — Der Bisamberg. — Korneuburg. — Stoderau. — Schönggrabern. — Neß. — Die Kaiser Franz-Josef-Bahn. — Der Wagram. — Das Thal der Schmieda. — Neßdorf. — Allgemeiner Charakter des Walbviertels. — Der Manhartsberg. — Die Wild. — Schrems. — Gmünd. — Weitra. — Das Thayathal. — Waibhofen. — Raabs. — Geras. — Gardegg.)

Zwei Bahnen, die Österreichische Nordwestbahn und die Kaiser Franz-Josef-Bahn, laufen von Wien aus in nordwestlicher Richtung, um dieses mit Böhmens Hauptstadt in Verbindung zu setzen, die erstere über Mähren, die letztere direct die Grenze Böhmens erreichend. Die Route der Nordwestbahn bleibt noch auf der Ostseite des Manhartsberges und betritt bald nach Übersehung der Donau jenes Berg- und Hügelland, dessen östliche Theile wir auf unserer Durchkreuzung des Marchgebietes bereits kennen gelernt haben. Sanft gewellte Bodenformen mit bescheidenen Landschaftsbildern, aber fruchtbares Gelände. Von diesen Gegenden des Viertels unter dem Manhartsberge sagte 1672 der Geograph Matthäus Vischer:

„Das Viertel gibt vil Wein und Frucht,
Darumb von Fremden wird besucht.“

Auf einer prächtigen Brücke gelangen wir von Wien aus auf das linke Donau-Ufer. Nun folgt die Nordwestbahn auf langer Strecke — bis Gunterdsdorf — der alten Znaimer Straße. Bald nähern wir uns dem rebenbepflanzten Bisamberge, einer vom Wienerwalde durch den Strom getrennten, sanft abgedachten Sandsteinhöhe. Sein Name, in der älteren Schreibweise „Businberg,“ dürfte mit dem althochdeutschen Personennamen Buso zusammenhängen, während er jetzt fälschlich nach der Lage des gleichnamigen Dorfes als „Bis am Berg“ gedeutet wird. Nordwestlich von dieser Höhe liegt nahe der Donau in einer aus Kornfelbern und Auen bestehenden Ebene Korneuburg, vormal's Festung, 1298 von Albrecht I. zu einer landesfürstlichen Stadt erhoben, in den Kriegen Kaiser Friedrichs III. mit Mathias Corvinus, später auch im dreißigjährigen Kriege viel genannt. Von 1774 bis zur neuen Eintheilung des Landes war Korneuburg Hauptstadt des Kreises unter dem Manhartsberge. Noch umschließen Bruchstücke der alten Festungsmauern zum Theile die Stadt, unter deren Gebäuden namentlich die alte Pfarrkirche (1212), eine der schönsten gothischen Kirchen des Landes, und der aus Quadern erbaute Stadtturm bemerkenswerth sind.

Nördlich von Korneuburg erblicken wir auf der Weiterfahrt in schöner Lage die Trümmer der von den Schweden 1646 gesprengten Feste Kreuzenstein auf einem steilen Felsberge und erreichen, den Südfuß des ebenfalls

der Sandsteinzone angehörigen *Nohrwaldes* berührend, den am *Göllersbach* gelegenen großen, gewerbereichen Markt *Stoderau*, dessen Entstehen in die Zeit *Karls des Großen* fällt. Die Häuser und die breiten Straßen sind sehr freundlich, stattlich die auf einem Hügel stehende Pfarrkirche, groß die hiesige Cavallerie-Caserne, bedeutend der Getreidehandel des Marktes. Hier biegt die Bahn nordwestwärts in das Thal des *Göllersbaches* und führt uns an einigen Dörfern wie an dem von einem Parke umgebenen Schlosse *Schönborn* vorbei nach dem Markte *Göllersdorf*. Außer der prachtvoll ausgestatteten Pfarrkirche fällt hier die alte, einst den *Buechhaimern* gehörige Wasserburg auf, welche in jüngster Zeit zu einer Strafanstalt für Männer adaptiert worden.

Weiter aufwärts im Thale folgt der gewerbfleißige Markt *Ober-Hollabrunn*, welcher an dem mit Weingärten bedeckten Westfuße des *Ernstbrunner-Waldes* in hübscher Gegend gelegen ist. In dem nächsten



Stoderau.

Markte *Schöngrabern* fesselt unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade die prächtige Pfarrkirche, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts, also in der Glanzzeit des romanischen Stils, erbaut worden ist. Sie repräsentiert sich als ein Quaderbau von 303 m Länge, der im Äußern wie im Innern ungemein reich geschmückt ist. Einen grellen Gegensatz zu dem edlen Geschmack des ganzen Baues zeigen sechs an den Wandflächen der Chornische angebrachte Basreliefs aus Sandstein, welche in symbolischer Weise zwischen den beiden Grenzpunkten, dem Sündenfall und dem jüngsten Gericht, den Kampf mit der Gewalt des Teufels, die Hinweisung auf die Erfüllung des neuen Bundes und das Werk der Erlösung selbst versinnlichen. Der große Markt *Guntersdorf*, ehemals *Gundramisdorf*, besitz ein altes, von einem Wassergraben umgebenes Schloß. Ostwärts finden wir den durch vorzüglichen Wein, sowie durch Kalk-, Sandstein- und Mergelbrüche bemerkenswerten Flecken *Ober-Stinkenbrunn*; nördlich von diesem den in einem

keffelförmigen Thale gelegenen Markt Mailberg, der gleichfalls vorzüglichen Weinbau betreibt und in dem sich ein Johanniter-Schloß mit schönem Garten befindet.

Bei Zellerndorf, welches Zweigbahnen mit Siegmundshergberg im Westen und Lundenburg im Osten verbinden, erreicht die Nordwestbahn den Pulkabach, der aufwärts nach dem Markte Pulkau am Ostgehänge des Manhartsberges führt. Letzterem benachbart liegt Schrattenthal, die kleinste Stadt des Landes, welche ein altes Schloß mit einem Hufsitzen-thurme, Park und Gaserie besitzt.

Die letzte Station der Nordwestbahn auf dem Boden Niederösterreichs ist die Stadt Reß oder Röß, eine alte Grenzfestung mit dreifachen Mauern und Gräben, aus deren Mitte ein großartiger Stadthurm emporragt, während südwestlich die dunkle Kirche des im Jahre 1300 gegründeten Dominikanerklosters sichtbar ist. Die große Pfarrkirche steht am Nordostende isoliert. Auffallend groß ist der Stadtplatz (2·2 Hektar). Die Stadt treibt, wie die Umgegend, starken Weinbau, besonders auf dem Gollitschberge, und ausgebreiteten Weinhandel; sie ist mit Kellern unterminiert und hat sprichwörtlich mehr Wein als Wasser. Am 24. Juni 1874 traf Reß und Umgegend ein schweres Unglück, indem ein durch einen furchtbaren Wolkenbruch erzeugtes Hochwasser die Stadt, sowie die benachbarten Orte, namentlich Ober- und Unternalb, Unterreßbach, Kleinhöflein und Kleinriebenthal, überschwemmte und an Häusern, Vieh, Äckern und Weinkellern großen Schaden anrichtete. Andere renommierte Weinorte am Pulkabache sind Haugsdorf, Habres und Seefeld.

Um nun auch die Route der Kaiser Franz-Josef-Bahn in Niederösterreich kennen zu lernen, kehren wir neuerdings nach Wien zurück. Von hier aus berühren wir zunächst am rechten Donau-Ufer lauter bereits bekannte Orte. Die Bahn zieht von Rusdorf an fast ununterbrochen hart am Strome hin, da hier das Nordostende des Wienerwaldes nur wenig Raum für die Fahrstraße und die Bahntrasse gelassen hat. Sie führt am Rahlenbergerdörfel (s. S. 66); an Klosterneuburg (s. S. 66), Krizendorf und Greifenstein (s. S. 157) vorbei, betritt dann das fruchtbare Tullnerfeld und erreicht die alte Stadt Tulln (s. S. 156). Von hier bringt uns ein stolzer Brückenbau auf das jenseitige Stromufer. Wir befinden uns im nördlichen Theile des Tullner-Beckens, in dem nicht minder fruchtbaren Wagram. So heißt genau genommen die gegen das Donauthal sich senkende Hügelreihe von Stoderau bis Krems, im weiteren Sinne auch die vorgelagerte Ebene bis zum Strome, das alte Flutgebiet desselben. Während das Flachland des Wagram einen trefflichen Getreideboden darbietet, sind die Südgehänge der eben bezeichneten aus Lehm bestehenden Hügelreihe in ihrer ganzen Ausdehnung terrassiert und mit Reben bepflanzt, was zwar in der Vegetationszeit dem Saume der Ebene einen freundlichen Charakter verleiht, aber vom

Herbste bis zum Frühjahr dieselbe höchst öde erscheinen läßt; da in den senkrechten Wänden der vielfach übereinander aufsteigenden Terrassen zahlreiche Höhlungen als Zufluchtsstätten bei Unwetter für die Weingarten-Arbeiter gegraben sind, erinnern dieselben namentlich im Winter an die Wohnungen von Troglobyten. In nordwestlicher Richtung die wogenden Saatgefilde des Bagram durcheilend, nähern wir uns Abdorf, wo eine Bahnlinie westwärts nach dem unteren Kampthal mit einem Flügel nach Krems abzweigt, und biegen nun auf der Hauptlinie in das freundliche Thal der Schmieda ein. Auch hier begegnet das Auge überall terrassierten Weingärten, welche sich von den Abhängen des östlichen Höhenzuges, dann an den Ausläufern des Manhartsberges, dem wir uns immer mehr und mehr nähern, hinanziehen. Ein bedeutender Weinort ist der Markt Groß-Weikersdorf; nördlich ihm benachbart ist Wegdorf, merkwürdig durch die zu Ehren gefallener österreichischer Krieger gemachten Anlagen am „Heldenberge“ und als Begräbnisstätte des siegreichen Felbherrn Josef Wenzel Grafen Radetzky (gest. 1858), sowie des Generals Wimpffen. Abseits von der Bahn, unmittelbar am Nabhänge des Manharts, liegt die kleine Stadt Maissau, deren Safranbau einst sehr bedeutend war.

Nun tritt die Bahn unmittelbar an den Manhartsberg, den sie bei Eggenburg überschreitet. Noch ehe wir diese Stadt erreichen, gelangen wir in das Gebiet des ehemaligen Viertels ober dem Manhartsberge. Dieses hat seinen eigenen, deutlich ausgeprägten Charakter, durch den es sich von den übrigen Theilen unseres Heimatlandes auffällig unterscheidet. Das „Waldbiertel“, wie es wegen seines Waldbreitthums noch heute im Volksmunde heißt, ist im allgemeinen ein hochgelegenes Plateau, welches aber nur theilweise ebenen Boden, vielfach Hügel und kleinere Erhebungen, Mulden, tiefeingeschnittene Thäler und Schluchten aufweist. Im oberen Kampgebiete, dem Granit-Revier, ragt zwischen vereinzelt flachen Stellen eine große Anzahl kleiner, unansehnlicher Ruppen empor, und ein stetiger Wechsel kleiner Waldbestände — im Volksmunde „Schacher“ genannt — Felder und Wiesen, sowie vereinzelt Gehöfte gibt der Landschaft einen parkähnlichen Charakter. Im mittleren Kampgebiete, wo der Granit dem Gneiß Platz macht, beginnt der Wellenschlag des Terrains ruhiger zu werden; die zerstreuten Ruppen wachsen zu weniger auffälligen Platten und Flachrücken zusammen, die Bäche rauschen nicht mehr in unwegsamen Schluchten, dagegen haben sich die größeren Gewässer desto tiefer eingeschnitten. Die Waldungen werden ausgedehnter, die menschlichen Wohnungen treten mehr zu geschlossenen Ortschaften zusammen.

Die größeren Waldbestände bildet zumeist die Fichte, deren Stamm und Gezweige häufig reichlicher Mooswuchs bedeckt. Große Strecken des Waldbodens überzieht das Grün der Heidelbeere, wogegen in tieferen Gründen feuchte und sumpfige Stellen sich ausbreiten. Sowohl in den Ein-

senkungen, als auch auf den Hügeln und selbst auf sonst ziemlich ebenem Terrain treten dunkelgraue Felspartien zu Tage, häufig in plattenförmiger Gestalt sich nur wenig über den Boden erhebend. Oft sind dieselben, besonders auf der Höhe von Hügeln, mit Buschwerk und Birken bewachsen, während die ebenen Flächen gewöhnlich die rötthlich blühende Besenheide überzieht. Auf den Felsen sehen wir häufig den Flachsbau angebaut, der mit seinem zarten, hellgrünen Kraut und der bläulichen Blüte der Gegend ein eigenthümliches Gepräge gibt.

Die Straßen des Landes führen meist in ziemlich gerader Richtung über die Höhen und quer durch die Einsenkungen hin, indem es nicht leicht möglich gewesen wäre, dieselben die schmalen und gewundenen Thäler der größeren Bäche und Flüsse entlang anzulegen. Auch die Franz-Josef-Bahn verfolgt ihre Route in gleicher Weise quer über die Hochfläche.

Der Eindruck der Landschaft ist im ganzen ein ernstster. Die Aussicht von einem höher gelegenen Punkte über das weite Hügelland mahnt theilweise an Wälder, wie sie das Flachland darbietet, dagegen wird man in engen, fichtenbewachsenen Thälern mit rauschenden Bächlein, die ihren Weg zwischen und über Felsen nehmen, an den Vordergrund von Gebirgslandschaften größeren Maßstabes erinnert.

Der von ausgedehnten Wäldungen bedeckte Boden, der in Folge dieses Umstandes, sowie des rauheren Klimas und der theilweise steinigten Beschaffenheit nur wenig ergiebig ist, bringt es mit sich, daß auch die Bevölkerung im Waldviertel nicht sehr dicht ist und im ganzen einen ruhigen, gutmüthigen und zu lärmenden Vergnügungen wenig geneigten Charakter an sich trägt. Die Natur selbst leitet sie zu bescheidener Genügsamkeit an. Ihren Wein müssen die Bewohner des Waldviertels, wo kaum je eine am Spalier gezogene Traube reif wird, vom unteren Lande beziehen, was ihn begreiflich vertheuert. Nur am Südsaume, längs der Donau, wird Wein gebaut.

So findet der Bewohner seinen Haupterwerb in der Waldbwirtschaft und im Ackerbau; an manchen Stellen wird Torf gewonnen. Im nördlichen Theile des Waldviertels finden sich einige Glashütten, sonst aber sehr wenig Industrie. Die Verfertigung von „Schwarzwälder-Uhren“, die vorwärts in Karlsstein schwunghaft betrieben wurde, war schon fast ganz eingegangen; um sie wieder zu heben, wurde an dem genannten Orte eine eigene Schule für die Uhrenindustrie errichtet. Die eigentliche Baumwoll-Industrie im sogenannten „Baukrämerländchen“, der Gegend von Waldbrosen an der Thaya, ist durch die andertwärts in großen Dimensionen arbeitende Industrie auch ziemlich brach gelegt worden.

Der Manhartsberg, welcher die beiden alten Viertel im Norden der Donau von einander scheidet, stellt sich als der vielfach zerrissene Rand des westlichen Hochlandes dar, da zahlreiche Bäche, die hinter ihm ent-

springen, ihn durchbrechen. Im Norden, wo seine walbigen Ruppen an die Thaya stoßen, fällt er weniger steil gegen Westen ab. Ein ausgesprochener Kamm oder Rücken ist nicht vorhanden; nur im Süden, wo die Bergzunge, welche die Horner Mulde abschließt, schmaler wird, zeigt er mehr Zusammenhang und ist massiger entwickelt. Sein höchster Punkt ist der Große Manhartzberg (536 m).

In einer bedeutenden Eintiefung des Manhartzberges liegt die alte, noch mauerumgürtete Stadt Eggenburg, welche wir bereits mit der Franz-Josef-Bahn erreicht haben. Von dem 71 m über der Stadt aufsteigenden Calvarienberge genießen wir einen schönen Überblick des alterthümlichen Ortes mit der stattlichen gothischen Pfarrkirche und den Ruinen der alten Burg. Bei der nächsten Station Sigmundsherb erg zweigt eine Bahnlinie ab, welche über Horn und Hadersdorf nach Krems führt. Wir aber setzen unsere Fahrt weiter fort und erheben uns allmählich voll-



Horn.

ständig auf das rauhe walbige Hochland „In der Wild“ zwischen dem Rann und der Thaya. Felder, die hie und da mit Wald wechseln, kleinere Pfarrorte, selten ein Schloß, so repräsentiert sich uns die Landschaft recht eintönig. Von Göffrig an sind die Waldpartien vorherrschend, bis wir bei Schwarzenau die Deutsche Thaya und zugleich freundliches Cultur-land erreichen. Dann gewinnt die Landschaft wieder ihren ersten Ausdruck, den sie bis Gmünd behält. Hier haben wir das Donaugebiet verlassen und befinden uns an der Rainsitz, die nach Böhmen übertretend dort den Namen Luschnitz erhält und in die Moldau sich ergießt. Gmünd ist ein freundliches Städtchen, welches in angenehmer gesunder Gegend am Zusammenflusse des Braunaubaches mit der Rainsitz gelegen eine freie Aussicht über die schönen Wiesen und fruchtbaren Felder nordwestlich bis Böhmen, südwestlich bis in die Gegend von Weitra genießt, hinter dem sich höhere Berge, darunter der Nebelstein (1015 m), zeigen. Im Nord-

often ist der Markt Schrems benachbart, wo eine Glashütte im Betriebe. Von letzterem nördlich, zwischen zwei Teichen, die zur Dainitz abfließen, liegt die gewerbsleißige Stadt Titschau, welche eine alte Bergfeste und ein Schloß mit großem Thiergarten hat und eine sehr bedeutende Leinen- und Baumwoll-Fabrikweberei betreibt. Nordwestlich von ihr breitet sich der Titschauer-Wald aus.

Mit Gmünd haben wir die letzte Station der Franz-Josef-Bahn vor der böhmischen Grenze erreicht. Doch erübrigt uns noch das mährische Grenzgebiet im Thaya-thale zu durchwandern. Auch diese Tour ist für den Naturfreund höchst lohnend, denn das Thal der Thaya ist an mancherlei Schönheiten so reich, daß eine Strecke desselben gar den Namen der „Thaya-Schweiz“ erhalten hat. Der Hauptquellfluß, die Deutsche Thaya, entspringt unweit des Marktes Schweiggers und fließt zuerst nördlich, dann in bedeutenden Serpentinien nordöstlich bis Drosendorf. Diese Schlangenumwindungen bleiben für sie auch in ihrem Weiterlaufe charakteristisch, den sie nun ostwärts, bei Raabs die Mährische Thaya aufnehmend, einschlägt. Betreten wir ihr Thal bei Schwarzenau, wo die Bahn dasselbe überseht, so gelangen wir in nördlicher Richtung bald nach der Stadt Waidhofen „an der Thaya“. Diese hat vier Vorstädte, ein altes Schloß und treibt namhafte Hausweberei, Färberei und Druckerei.

Was dem Thale der Thaya seinen besonderen Reiz verleiht, sind die tief eingerissenen Schluchten, über die bald heller Laub-, bald düsterer Fichtenwald hereinblickt, und zahlreiche theils schon in Trümmer gesunkene, theils noch bewohnte Schlösser. Die Namen der letzteren spielten in der Geschichte vergangener Jahrhunderte eine wichtige Rolle, heute sind sie vergessen und verschollen, da der rege Verkehr unserer Tage neue Wege aufgesucht und andere Orte zur Bedeutsamkeit erhoben hat. So kommen wir an der Feste Rötting, an den Schlössern der Märkte Thaya, Dobersberg und Karlsstein vorbei und erreichen den gewerbsleißigen Flecken Raabs am Zusammenflusse der Deutschen und Mährischen Thaya. Auch hier steht ein Schloß, ein gar prächtiger Bau, der sich auf einem schroffen Uferfelsen äußerst kühn erhebt. An dasselbe knüpft sich manche historische Erinnerung; im 12. Jahrhundert heiratete Gräfin Sophia von Raabs den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern und ward sonach Stamm-Mutter der späteren Könige von Preußen.

Wald bietet sich nun dem weiter Wandernden ein ungemein malerisches Bild dar: das Städtchen Drosendorf, über dem silberglänzenden Spiegel der Thaya auf einem breiten Felsenfotel eng um die Kirche gelagert, mauerumgürtet, mit einem Schlosse, ihr zu Füßen die sogenannte „Altstadt“, eine jüngere Vorstadt. Drosendorf ist die älteste Grenzfestung Österreichs, die vom Böhmenkönig Ottokar II. zerstört wurde. Im Thale des Thunwibaches, der hier mündet, liegt Geras mit einem 1148 gegründeten Prämon-

stratenfer-Stifte, einem stattlichen Bau, „vom Roß der Jahrhunderte verschönt“, und Kottau mit bedeutenden Magneteisensteinlagern.

Unterhalb Drosendorf tritt die Thaya nach Mähren über, um jedoch bald wieder an die Grenze unseres Heimatlandes zurückzukehren. Wo der Fugnitzbach ihr zusießt, finden wir in einem tiefen, reizenden Vergessell eine zweite alte Grenzfestung, das Städtchen Hardegg, mit den Ruinen einer der ausgezeichnetsten und größten Burgen Niederösterreichs, des Stammschlosses der Grafen von Hardegg. Noch heute erregen die starken Wirthtürme, Ringmauern, Cisternen und Verließe unser lebhaftes Interesse.

XII. Im Kamp- und Kremsthal.

(Das Kampthal. — Gars. — Die Rosenburg. — Stift Altenburg. — Horn. — Der Gföhler Wald. — Die Köhlerei im Waldbiertel. — Zwettl. — Das Nachland. — Der Weinsberger Wald. — Der Zauerling. — Das Kremsthal. — Krems und Stein.)

Das Kampthal ist das letzte große Thal Niederösterreichs, welches wir noch zu durchwandern haben. Ihm gebührt wohl unter den vielen kleinen und größeren Thälern des Waldbiertels der erste Preis, und zwar nicht bloß deshalb, weil es an Größe allen anderen voran steht, sondern weil es auch vom Kremser-Becken aufwärts bis Zwettl in der burgen- und ruinenreichen, oft so einsamen fichtenbeschatteten Enge eine Fülle der schönsten Bilder darbietet. Während der Kamp, sich vielfach windend, in tiefeingeschnittenem Thale, das nur selten sich erweitert, seinen Weg zur Donau sucht, zeigt die Höhe in seiner Umgebung am Oberlaufe ein welliges Bergland, das sich am Mittellaufe zu breiten, waldbewachsenen Rücken erweitert. Seit jüngster Zeit durchmisst nun auch eine Staatsbahnlinie das untere Kampthal von Hadersdorf bis zu dem Knie des Flusses in der Nähe von Horn, um hierauf sich ostwärts nach Siegmundshergberg zu wenden, wo der Anschluß an die Franz-Josefbahn gefunden wird.

Wandert man dem Kamp entgegen, so bieten sich anfangs, etwa bis Böbing, nur flache, mit Weiden und Erlen bedeckte Ufer dar ohne irgend welche schöne Punkte; nur wo am rechten Ufer der Loisbach seinen geringen Wasserantheil dem Flusse zuführt, blicken zwischen schöngerundeten, weinbewachsenen Hügeln Gobelzburg und Langenlois hervor. Erst bei Böbing verengt sich das Thal und verleiht dem Orte eine malerische Lage, die durch die uralten, meist in schlechtem Bauzustande befindlichen Häuser nur noch erhöht wird. Mit Nähe nur vermag die nicht sehr dichte Be-

völlerung den eigenen Bedarf an Bodenfrüchten zu decken; denn das an den steilen Abhängen spärlich aufgeschichtete Erdreich ist nicht hinreichend zur Entfaltung einer einträglichen Landwirtschaft. Von Böbing bis Schönb-berg bleibt das Thal beiderseits eng begrenzt; insbesondere steigt der große Manhartsb-erg am östlichen Ufer gewaltig empor und läßt den Wanderer leicht vergessen, daß er sich nicht an den Ufern der Ybbs oder eines anderen Flusses in den Boralpen befindet.

Wald hinter Schönb-erg hebt sich die Straße bergan und führt an einem steilen Calvarienberge vorbei, dessen Höhe wir nicht ohne Mühe erreichen; dafür belohnt uns aber eine herrliche Thalschau den Kamp auf- und abwärts, der sich hier in der Tiefe um den mächtigen Berg herumschlingt; es dürfte kaum ein zweiter Punkt am Kamp zu finden sein, der ein so prächtiges Bild wie dieser bietet. In nördlicher Richtung liegt am rechten Ufer Stiefern in einer freundlichen Erweiterung des Thales und weiter hinauf Plank und Gars, die großartige Rosenburg und das Stift Altenburg.

Gars, im Volksmunde „Garsch“ genannt, ist ein gewerbereicher Markt mit einer uralten Kirche und einer großartigen Schlossruine, die nach ihrer Bauart dem 14. Jahrhunderte angehört; der viereckige Quaderthurm ist aber unzweifelhaft viel älter. Die völlige Zerstörung der Burg erfolgte erst in diesem Jahrhunderte, während der Napoleonischen Kriege, wo man dieselbe absichtlich zerstörte, um dem Feinde keinen festen Punkt zu lassen.

Raum eine Stunde kampaufwärts kommt man an einer Papierfabrik vorüber zur mächtigen Rosenburg. Diese ist eine der interessantesten Burgen des Landes und eine der besterhaltenen, wenn sie auch heute nicht mehr jene Pracht und Herrlichkeit auszeichnen, um deretwillen sie einst selbst in entfernten Landen besungen wurde.

Zur Zeit der protestantischen Bewegung spielte die Rosenburg neben Horn als Hauptsammelplatz der österreichischen Protestanten eine wichtige Rolle, bis sie der Hofkammerrath Freiherr Vincenz Muschinger zu Gumpendorf käuflich an sich brachte, dem die Burg eine neue Periode der Vergrößerung und der Verschönerung zu verdanken hatte. Dann gelangte die reiche Herrschaft von Hand zu Hand, bis sie im Jahre 1658 Graf Joach im von Windhag ankaufte. Joach im Ensmüller, durch glückliche Talente und rastlosen Fleiß gleich ausgezeichnet, wurde Doctor der Rechte. Frühzeitig widmete er sich dem Dienste des Staates. Seine Laufbahn vom Landschafts-Secretär bis zum Regierungs-Präsidenten ist eine fortlaufende Kette seltener Verdienste, durch unaufhaltbaren Eifer in den Geschäften seines Berufes, durch unerschütterliche Treue gegen seinen Monarchen erworben. Er stieg von Stufe zu Stufe, wurde Freiherr, schließlich Graf mit dem Beinamen Windhag, seiner in Oesterreich erkauften Herrschaft Windhag entnommen.



Die Hofenburg.

Die von dem Grafen Windhag zu einem der prächtigsten Schlösser Niederösterreichs umgestaltete Rosenberg kam 1678 durch Heirat an die gräfliche Familie Hoyos, die sie noch heute besitzet. Der Zahn der Zeit hatte die Schönheiten der stolzen Rosenberg zernagt, die Hofmauern und Thürme verfielen und nur jener Theil des Schlosses, welcher zur Wohnung der Beamten bestimmt war, wurde in gutem Zustande erhalten. Da entschloß sich der gegenwärtige Besitzer Ernst Graf Hoyos, die Rosenberg vollständig zu restaurieren, und dies Werk ward auch in den Siebziger Jahren mit bedeutendem Kostenaufwande würdig ausgeführt.

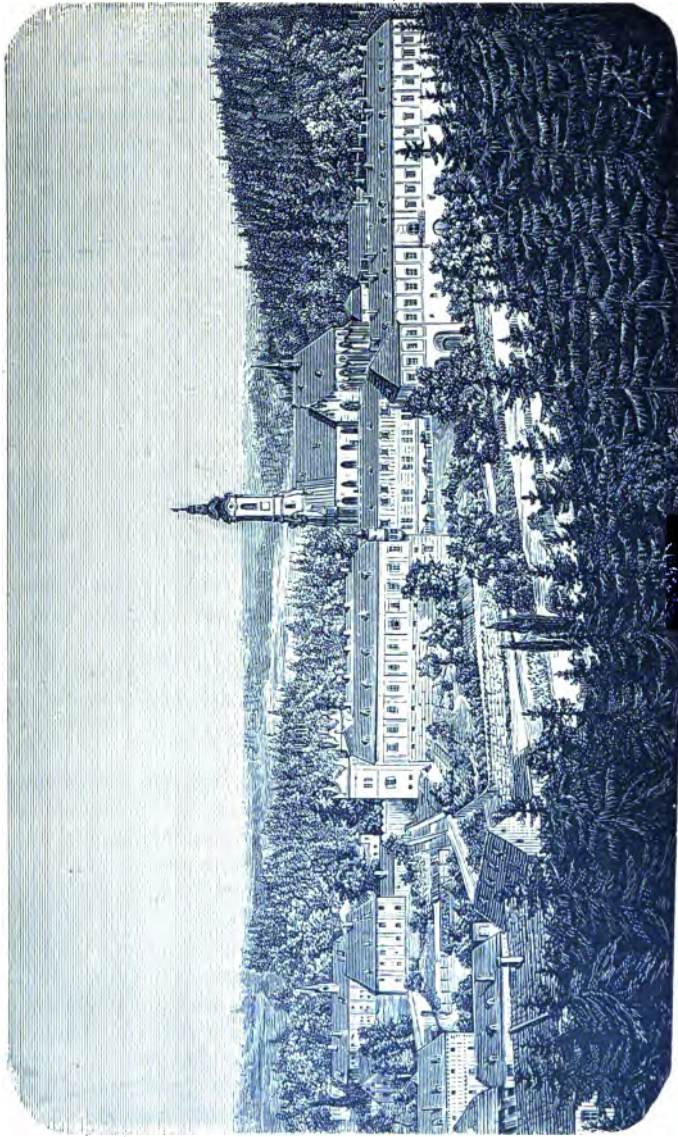
Der Ausblick von den Altanen und Thürmen der Rosenberg ist prächtig. Er umfaßt den Rand des Hörner Beckens und die Furche des Kampthales abwärts gegen Gars. Überall und zumeist in der Nähe begegnet das Auge dem Walde, dazu tönt gleichmäßig fort und fort das Brausen des Kamp über ein naheß Wehr zur Höhe der Burg herauf und immer wieder überkömmt den Besucher das Gefühl der Waldeinsamkeit!

In nordwestlicher Richtung gewahrt man das Stift Altenburg, gleichfalls auf einem Berge thronend. Die Zeit seiner Entstehung fällt schon in den Anfang des 12. Jahrhunderts in die Regierungszeit Konrad's III. Häufig hatte das großartig angelegte Gebäude in Kriegszeiten schwer zu leiden, so namentlich wiederholt von den Einfällen der Russen, die es gänzlich zerstörten.

Auch das nachbarliche Horn (s. S. 175) ist eines Besuches wert. Die noch mit alten Ringmauern umgebene Stadt liegt in einem weiten grünen Thalkessel, welchen größtentheils Waldberge begrenzen. An ihrem Ostende drängen sich einige Thürme zusammen, darunter jener des Schlosses, während die alte Pfarrkirche zu St. Stefan zu äußerst im Westen aufragt. Im 11. Jahrhundert war Horn ein lebhafter Handelsplatz und im 17. der Hauptsitz des Protestantismus in Niederösterreich.

Wir kehren nun ins Kampthal zurück. Von Altenburg aufwärts wird es unmöglich, den Lauf des Flusses zu verfolgen, da dessen Bett zwischen den steilsten Felsen eingeschnitten ist; nur an einzelnen Punkten gestatten die Ufer, ihm wieder nahe zu kommen oder aus der Höhe einen Blick in die schauerliche Tiefe zu machen. Auf der weiten Strecke von Altenburg bis Zwettl findet sich außer Krumau und Wegscheid kein Dorf, kaum hie und da wo ein einzelnes Wohnhaus oder eine Mühle. Das wellige Hochland an der Südseite des Kamp heißt nach dem Markte Gföhl der Gföhl'ser Wald. Die größeren Waldmassen daselbst bieten den Bewohnern Veranlassung, neben der Landwirtschaft die Köhlerei in ausgedehntem Maße zu betreiben.

Hier ist fast jeder Bauer auch Köhler. An einem windstillen Plage und unweit eines fließenden Wassers oder ergiebigen Brunnens errichtet er seinen „stehenden“ Meiler, welche Form im Waldviertel ausschließlich üblich



Stift Zwettl.

ist. Nachdem der Platz kreisförmig geebnet, wird eine 4 bis 6 Meter lange Stange, der „Gasse“, in der Mitte eingerammt; darauf werden die Holzschleiter strahlenförmig am Boden und dann übereinander hingelegt, bis schließlich ein glodenförmiger Koloss dasteht, der eine Höhe von 3 bis 5 Metern und einen Umfang von 12 bis 18 Metern erreicht. Er wird dann mit frischem Tannenreißig überkleidet und von unten auf mit einer etwa 15 cm dicken Schichte von Erde überdeckt. Letztere vermischte sich in Folge wiederholter Verwendung derart mit Kohlenstaub, daß sie ganz schwarz wird und dann „Lösch“ heißt. Ist der Meiler vollendet, so wird er von oben angezündet; sobald sich genügend Glut gebildet hat, wird die Brandstelle mit Reisig verdeckt und nun brennt das Holz verkohlend im Innern weiter, wobei stets mit dem „Kohlspieße“ Löcher in die Löschdecke gehohlet werden, damit der Rauch seinen Ausweg finde. Im Sommer muß das Abfallen des lose gewordenen Lösch durch fleißiges Bewässern verhindert werden. So brennt nun durch zwei bis drei Wochen der Meiler fort, während welcher Zeit der Köhler Tag und Nacht wachen muß, um den regelrechten Verlauf der Verkohlung zu erhalten. Einsam wohnt er da in seiner Erdlude neben dem Meiler, bei derselben Kost, welche die Holzknechte nährt, und nur am Abende erhält er, wenn Häuser in der Nähe, Gesellschaft. Ist der Meiler endlich „ausgebrannt“, so geht es nach drei bis fünf Tagen an das „Kohlenausziehen“. Der vom Kohlenstaub von oben bis unten geschwärzte Köhler ladet nun sein Erzeugnis auf einen Korbwagen und führt dasselbe zum Verkauf in ein naheliegendes Gewerk oder in die nächste Stadt.

In dem fast unwegsamem Theile des Kampthales von Altenburg aufwärts mahnen zahlreiche Burgen, viele davon längst verfallen, an eine verschwundene Zeit. Die großartigste Ruine ist hier unbestritten Dobra, auf steilen Felsenwänden, fast senkrecht über dem Wasser hängend. An der nur in geringen Resten erkennbaren Burg Lichtenfels vorbei kommen wir zu dem Schlosse Ottenstein, welches durch den gegenwärtigen Besitzer Grafen Lamberg restauriert und zu einem prächtigen Fürstenthum umgestaltet worden. Der bedeutendste Ort im oberen Kampgebiete ist aber Zwettl. Ehe wir die Stadt erreichen, gewahren wir die auf einem zum Kamp abfallenden Felsen thronende Cistercienser-Abtei gleichen Namens. Im Jahre 1138 gestiftet, führte sie damals den Namen „Unsere liebe Frau im lichten Thale“. Unter den einzelnen Gebäuden des Stiftes nimmt die prachtvolle, rein gothische Kirche den ersten Platz ein. Bibliothek und Schatzkammer bergen viele Kostbarkeiten. Die Stadt liegt am Einflusse des Zwettlbaches in den Kamp. Ihre Stadtrechte datieren aus dem 13. Jahrhundert. Seit den Zeiten Friedrichs des Streitbaren bis 1809 hatte sie durch Kriegenöthen viel zu leiden. Heute treiben ihre 3100 Bewohner starke Leinen-, Baumwoll- und Tuchweberei, Flachs- und Hansbau und Handel.

Das Nachland, jener Theil des Hochlandes, welcher im Süden Zwetkls vom obersten Kamp durchschnitten wird, bildet den Übergang zum Weinsberger Walde, welcher, ganz im Granitbereiche gelegen, ähnliche Erscheinungen darbietet, wie die höchsten Gegenden am oberen Kamp; seine breiten Rücken und seine Ausläufer bedecken ausgedehnte Nadelwäldungen. Von ihm südöstlich bildet der durch einen schmalen Sattel von dem Massiv des Hochlandes getrennte Fauerling einen breiten flachen Stod für sich, der bis zur Donau an der Wachau herantritt. Sein höchster Punkt (959 m) gewährt eine unvergleichlich herrliche Aussicht über das waldbedeckte Vorland der Alpen und über dieselbe selbst vom Rahlenberg und Schneeberg bis zu den Gletscherrevieren des Dachsteins.



Krems.

An einem Walbrüden zwischen dem Fauerling und dem Weinsberger Walde entspringt unfern dem Markte Ottenschlag die Große Krems. Sie durchfließt den gar kleinen Kremsersee und ein sich immer tiefer einschneidendes enges Thal, das, von steilen Wänden und Abhängen eingefasst, viel landschaftliche Reize hat. Bald verstärkt sie sich durch die an Rottes vorbeischießende Kleine Krems; an der Vereinigung beider ragt die schöne Schloßruine Hartenstein empor. Nicht minder anziehend ist die weiter unten im Thale thronende Ruine Senftenberg. Hier finden wir wieder jene terrassierten, weinbepflanzten Abhänge wie am Wagram; sie ziehen sich bis zum Ausgange des Thales bei Krems, welche freundliche Stadt wir nun betreten.

Durch die Lage am Beginn eines Beckens, ähnlich wie Linz und Wien, begünstigt, ist K r e m s der Hauptort des nordwestlichen Landesviertels geworden. Die unweit der Kremsmündung an der Donau anmuthig gelegene Stadt ist wohlgebaut und zählt mit den vier Vorstädten jenseits der Krems an 10.600 Einwohner, welche mancherlei Industrie, Weinbau, Senferzeugung und Handel betreiben. Die Stadt ist alt; ihr Name wird schon 995 genannt. Wiederholt hat sie gegen Feinde sich aufs Tapferste vertheidigt, so im 15. Jahrhundert gegen die Böhmen und gegen Mathias Corvinus, 1645 wider die Schweden. Im Jahre 1619 aber fiel das seltene Ereignis vor, daß die den Böhmen entgegenziehenden Bürger von der Stadt abgeschnitten wurden, worauf jedoch die Frauen so heldenmüthig die Mauern vertheidigten, daß die Feinde die Belagerung aufhoben. Diese Begebenheit brachte den Männern großen Spott ein.

Krems hat neben zahlreichen Neubauten noch viel Alterthümliches. Das ansehnlichste alte Bauwerk ist die prachtvolle Piaristenkirche, die infolge ihrer hohen Lage schon von ferne zur Geltung kommt. Auch das Rathshaus, dessen Archiv manche interessante Urkunden birgt, ist sehenswert.

Die nachbarliche, ebenfalls aufblühende Stadt Stein liegt hart an der Donau und dehnt sich, von den Abhängen der nördlich aufsteigenden Höhen beengt, in langer Reihe am Strome hin. Auch sie ist alt, wie ihre Mauern und Thürme und manches Wohnhaus beweisen; auffällig sind namentlich das große Strafhaus und die Tabakfabrik.

Mit Krems vielfach concurrierend hat Stein die Nähe der Donau für sich, weshalb es zu einem wichtigen Stapelorte für den Verkehr geworden ist. Die Verbindung zwischen Krems und Stein stellt die Kremser Vorstadt Und her, welche allmählich um das ehemalige Capucinerkloster gleichen Namens, jetzt Militärspital, entstanden ist und zu dem Volkswitze Veranlassung bot: „Krems Und Stein sind drei Orte.“ Dadurch erscheinen aber auch die beiden Städte wie ein einziger lang sich hinstreckender Ort, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die verschwisterten Städte einmal zu einer großen Stadtgemeinde sich vereinigen werden, wie das anderwärts wiederholt geschehen ist.

- Hohenburg 156.
 Hohenstein 134, 135*.
 Hölenthal 98.
 — großes 102.
 Holzrechte 19*, 141*.
 Horn 175*, 180.
 Huebner, Johann und
 Georg 103.
 Hundshemerberg 158.
 Hütelberg 159.
 Hüteldorf 69.
 Jagb 17.
 Jauerling 183.
 Jochenpeigen 166.
 Industrie 17.
 Jügersdorf 114.
 Joachimsherg 123.
 Josef II. 47*.
 Josefsberg 124.
 Josefsdorf 64.
 Jps f. Jbbs.
 Kahlenberg 64.
 Kahlenbergbüchel 68.
 Kallengebirge 4, 64.
 Kallentrunnen 98.
 Kaiser-Ebersdorf 158.
 Kaiserstein 99.
 Kaiserwald 2.
 Kalkalpen 2.
 Kalkberg 76.
 Kallententeben 75.
 Kamp 11.
 Kampthal 177.
 Karl VI. 29*.
 Karl Ludwig-Faust 104.
 Karlstein 174, 176.
 Raumberg 119.
 Regelsbrunn 168.
 Reiberg 130.
 Reiberg am Wechsel 88.
 Reibetten 118.
 Riem 94.
 Rein-Magbach 150.
 Rein-Widharn 126.
 Rein-Schwefel 108.
 Rima 14.
 Rosterneuburg 65, 69*, 157.
 Rosterwappen 99.
 Rößlerei im Waldbüchel
 180.
 Rönigsberg 135.
 Rornenburg 170.
 Rottau 177.
 Rottas 183.
 Rranichberg 87.
 Rrens (Hufe) 11, 183.
 — (Etzel) 156, 183*, 184.
 Rrensersee 183.
 Kreuzenstein 170.
 Kroatisch-Faslau 168.
 Krumau 180.
 Krummrusbaum 126.
 Krenninger 152.
 Kubjoneberg 99.
 Laa 168.
 Laab 76.
 Laarberg 7.
 Radenhof 135.
 Rainitz 7, 175.
 Raubwirtschaft 15.
 Raugau 135.
 Raugenlois 177.
 Raugholzgerei auf der
 Jbbs 182.
 Ranner, Josef 63.
 Raffee 165.
 Raffing 10.
 Raffingfall 123*.
 Raubau 70.
 Razenburg 77.
 Reeberge 168.
 Reiserberge 169.
 Reitha 11.
 Reithagebirge 2.
 Reobersdorf 79.
 Reopold der Erlauchte 23.
 — der Glorreiche 121*.
 — der Heilige 65, 67*.
 — der Jugendhafte 154.
 Reopoldsbere 4, 65.
 Reopoldsdorf 165.
 Reichenfels 182.
 Reichenstein 76.
 Reifing 74.
 Reichenfeld 119*, 120.
 Reichenau 176.
 Reichenauer Wald 176.
 Reibau 167.
 Reosdorf 124.
 Reuganal 146.
 Reuz 135.
 Reuzer-See 12, 135, 137*.
 Reichland 5, 183.
 Reiberg 172.
 Reibau 172.
 Reiblinggruppe 80.
 Reibarsberg 5, 174.
 Reibarsbüchel 168.
 Reibach 126, 149.
 Reibach 11.
 Reibachegg 165.
 Reibachfeld 7, 160.
 Reibarsbrunn 70.
 Maria-Reibersdorf 76.
 Maria-Reibensdorf 109.
 Maria-Reibach 94.
 Maria-Reibel 126, 147*.
 149.
 Reibgraf-Reibebel 165.
 Reibau 74.
 Reibau 156.
 Reibhausen 144.
 Reibilian v. Mexico 71.
 Reibing 71.
 Reibing 71.
 Reibing 12, 55.
 Reibel (Hufe) 10.
 — (Markt und Etzel) 124,
 125*, 149.
 Reibenstein 79.
 Reibens-Quellen 12.
 Reibensdorf 114.
 Reibensdorfer Reibe 7.
 Reibelbach 169.
 Reibelbach 124, 132.
 Reibling 12, 76.
 Reibensdorf 81.
 Reibensdorf 114.
 Reibenschlag 96.
 Reibelburg 115.
 Reibelthal 103.
 Reibswald 103*.
 Reibensdorf 20.
 Reibelstein 175.
 Reibersdorf 168.
 Reibens 135.
 Reibengbach 117.
 Reibmarkt 126.
 Reibensdorf 86.
 Reibensdorfer Reibe 7.
 Reibensberg 68.
 Reibens 166.
 Reibensbahn 170.
 Reibing 176.
 Reibensdorf 68.
 Ober-Hollabrunn 171.
 Ober-St. Reib 70.
 Ober-Reibensbrunn 171.
 Reibensboden 100.
 Reibensbrunn 119.
 Reib 11, 80.
 Reibing 126.
 Reibens 134.
 Reib 164.
 Reibens 124.
 Reibing 5.
 Reibers 2, 136, 139*.
 Reibing 55.
 Reibens 183.
 Reibens 182.
 Reibers 92, 97.
 Reibelstein 5.
 Reibing 71.
 Reibensdorf 76.
 Reibens 81.
 Reibens 126, 148.
 Reibersdorf 75.
 Reibens 156, 158.
 Reibing 11, 80.
 Reibens (Hufe) 11.
 — (Markt und Etzel) 89*.
 Reibens 81.
 Reibens 178.
 Reibers 169.
 Reibensbrunn 118.
 Reibensdorf 114.
 Reibens 79.
 Reibens 86.
 Reibens 144.
 Reibers 60, 61*.
 Reibens 92, 104.
 Reibensalpen 97.
 Reibensbrunn 117.
 Reibensdorf 124.
 Reibingfall bei Jbbs
 123*, 134.
 Reibens 8*, 103.
 Reibens 172.
 Reibens 129.
 Reibersdorf 116.
 Reibens 169.
 Reibers Johann Reibens
 120.
 Raab 176.
 Raabensburg 166.
 Raabmund Ferdinand 79.
 Raab 87.
 Raabegg 130.
 Raab f. Raabpe.
 Raabpe 2, 97, 104.
 Raabwinkel 117.
 Raabens 92, 97.
 Raab f. Raabpe.
 Raabpe 4, 121.
 Raab 172.
 Raab 143.
 Raab, alte 95.
 Raabau 75.
 Raabau 111.
 Raabwald 171.
 Raabens 178, 179*.
 Raab 172.
 Raab der Etzel 41*.
 Raabens 55.
 Raab 12, 165.
 Raabengang 164.
 Et. Raab 122.
 Et. Raab 152.
 Et. Raab 153.
 Et. Raab 148.
 Et. Raab 126.
 Et. Raab 118.
 Et. Raab 127.
 Raabens 128.
 Raabens 146.
 Raab 97.
 Raabens 124.
 Raab 130.
 Raab 92.
 Raab 165.
 Raab 11.
 Raab 2.
 Raab 2, 3*, 99.
 Raab 81.
 Raab 178.
 Raab 171.
 Raab 71*.
 Raab 160.
 Raab 165.
 Raab 171.
 Raab 4, 79, 117.
 Raab 94.
 Raab 172.
 Raab 178.
 Raab 51*.
 Raab 7.
 Raab 140.
 Raab 152.
 Raab 11.
 Raab 92, 104.
 Raab 175.
 Raab (Hufe) 10, 11.
 — (Markt) 108.
 Raab 176.
 Raab 88.
 Raab 172.
 Raab 12.
 Raab 126.
 Raab 95.
 Raab 92, 93*.
 Raab 183.
 Raab 140.

- Eberin 22, 63.
 Siebenbrunn 165.
 Siebenbrunnenthal 104.
 Eierning 102.
 Eiernig 68.
 Sigmundshberg 175.
 Simmering 55, 108.
 Simmeringer Feide 7.
 Singerin 102.
 Eigenthal 124.
 Eosentalpe 69.
 Eollenau 80.
 Sonntagsberg 133.
 Sonnenstein 94.
 Sparbach 77.
 Spinnerin am Kreuz 72.
 Spitz 152.
 Staat 169.
 Staatsseisenbahn, Österr. 162.
 Starckenberg 80.
 Stefanstom 35*, 44.
 Stein 156, 184.
 Steinharten 130.
 Steindammteich 168.
 Steinfelt (Neuhäbter) 7, 88, 120.
 Steinfeld a. b. Traisen 118.
 Steinwandflamm 81.
 Stiefen 178.
 Stillfried 165.
 Stoderau 171*.
 Stopfenreith 165.
 Strauß Johann 63.
 Strongegg 167*, 168.
 Strongdorf 168.
 Strudel 7, 9*, 146.
- Südbahn 74.
 Sulzberg 4.
 Teiche 12.
 Ternitz 66.
 Teufelsmauer 152.
 Thailhof 99.
 Thapa (Hufe) 12.
 — (Markt) 176.
 Thapa-Schweiz 176.
 Theresienfeld 83.
 Thermal-Linie, Wiener 78, 85.
 Thiergarten, I. t. 70.
 Thormäuer im Erlasthal 129*, 131.
 Traisen 10.
 Traisengebirge 4.
 Trautmannsdorf 109.
 Triefling 11.
 Tuschüttler 117.
 Tuschingerloget 4.
 Tulln 155*, 156, 172.
 Tullner-Beden 6.
 Tullner-Boden 6.
 Tumuli 168.
 Turschschanze 7, 66.
 Tursitz 122.
- Ulmerfeld 126.
 Umshuis 91.
 Umb 184.
 Unterberg 4.
 Unter-St. Veit 71.
 Viehofen 118.
 Viehjudt 16.
- Vindobona 88.
 Voralpe 2, 135.
 Vöslan 12, 78.
 Votivkirche 50.
 Wadau 8, 150.
 Wagram 6, 172.
 Wabring 55.
 Waibhofen an d. Thapa 176.
 Waibhofen an der Pöb 131*, 133.
 Walced 80.
 Walder 16.
 Walbviertel 173.
 Wallsee 145.
 Wang 180.
 Warstein 86.
 Warriegel 99.
 Werschel 2, 91.
 Wegscheid 180.
 Weidenbach 12.
 Weiblingau 116.
 Weinbau 15.
 Weinsberger Wald 5, 183.
 Weingetzelwand 95.
 Weisenbach 77.
 Weisenbach a. d. Triefling 79.
 Weisenkirchen 153.
 Weisend 149.
 Welt, budlige 2, 90.
 Wenden 153.
 Weisbahn 115.
 Wetterloget 106.
 Wetterkreuz 156.
 Wegdorf 173.
 Wien, Stadt 33.
- Wien, Hufe 10.
 Wien-Wangsbahn 114.
 Wiener-Beden 6.
 Wienerberg 7, 72.
 Wienerbrüdel 123.
 Wiener-Neustadt 83, 85*.
 Wiener-Neustädter-Canal 11.
 Wienerwalb 4, 116. ¶ ¶
 Wien-Potten-dorf-Wiener-Neustädter-Bahn 114.
 Wieselburg 129.
 Wild, in der 5, 175.
 Wildberg 77.
 Wilfleinndorf 110.
 Wilhelminenberg 69.
 Wilhelmsburg 119.
 Willendorf 152.
 Winbhaa, von, Graf Joachim 178.
 Wirbel 7, 148.
 Wieselndorf 165.
 Wohnhäuser 70.
 Wolfersdorf 169.
 Wöllersdorf 80.
- Wöls (Hufe) 10, 132.
 — (Stadt) 126, 148.
 Wölsfeld 7.
 Wölsitz 134.
- Wapa 12.
 Wellerhüte 2.
 Wellerndorf 173.
 Wellingndorf 115.
 Wöding 177.
 Wözell 181*, 182.

GENERAL BOOKBINDING CO.

ST 53 005 A 2 *ADH* 3453

MARK



U4



